Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V.

G5
7569
—1—

1 B

A x h 2.

[Johann Georg Zurmann]

Sitten und Meinungen

der Wilden

in America.

mit Kupfern.

[1. Th.]

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe.
1777.

Vorrede.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist, nach und nach eine umständliche Schilderung derjenigen Völker zu liefern, die wir insgemein mit dem Namen der Wilden zu belegen pflegen. Es fehlt uns zwar nicht an grossen Werken, woraus man seine Wißbegierde in dieser Sache befriedigen kann; allein theils sind sie zu kostbar, daß sie nicht in jedermanns Hände kommen können, theils zu weitläufig, daß wenige Leser so viel Zeit übrig haben, dasjenige, was ihnen wichtig ist, daraus zu sammeln. Und gleichwohl ist die Neigung fast allgemein, Menschen, die unter einem andern Himmelsstrich wohnen, näher kennen zu lernen. Wir haben uns also vorgenommen, dem Wunsch dieser Wißbegierigen Genüge zu leisten, und aus so vielen weitläufi-

läufigen Werken einen Auszug zu liefern. Wir müssen uns näher über unsern Plan erklären.

Die moralische Seite der Wilden ist es eigentlich, die wir uns zu zeigen vorgenommen haben. Iselin und Krafft haben zwar die Wilden schon aus diesem Gesichtspunkt angesehen, um aus ihrer Beobachtung die Geschichte der Menschheit zu bereichern; allein sie sind bey allgemeinen Zügen stehen geblieben, und der Plan, den sie sich vorgeschrieben hatten, war, blos das Resultat ihrer Beobachtungen dem Leser vorzulegen. Wir aber gehen mehr in das Besondere, weil wir gefunden haben, daß allgemeine Schilderungen zu unbestimmt sind. So groß der Unterschied zwischen den verschiedenen Europäischen Völkerschaften ist; eben so groß, ja noch weit grösser ist derjenige, den wir unter den Americanischen Völkerschaften antreffen. Ein Engelländer, ein Deutscher, ein Corse, ein Franzos, ein Moskowite, sind alle mit einander Europäer; allein, wie mangelhaft würde der Begriff werden, wenn wir sie in einer allgemeinen Schilderung bezeichnen wollten. Je abstractere Eigenschaften angegeben werden, desto weniger sind sie characteristisch. Ein Eskimo, ein Cherokese, ein Caraibe, ein Patagon, sind alle americanische Wilde;

de; aber wie unterschieden sind sie von einander. Jeder hat seine besondere Begriffe, seine besondere Meinungen, seine besondere Sitten, seine besondere Einrichtung. Diese sind es eigentlich, die der gröste Theil des lesenden Publikums kennen möchte; und mit diesen suchen wir unsre Leser bekannt zu machen.

Man wird leicht errathen, daß diese Kenntnisse blos von dem Zeugnisse solcher Personen abhängen, die diese Völker aus der Erfahrung haben kennen lernen. Alte und neue Reisebeschreibungen sind die Quellen woraus wir geschöpft haben, und ihr Zeugnis muß so lange gelten, bis man sie entweder offenbarer Widersprüche, oder eines in die Augen fallenden Irrthums überzeugen kann. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß besonders in den ältern Zeiten, manche Mährchen auf diese Art in die Welt hinein geschrieben worden sind; aber wir verlassen uns auch nicht auf die Aussage eines einzigen, sondern wir vergleichen nach den Grundsätzen der historischen Wahrscheinlichkeit, mehrere mit einander, und setzen auf diese Art die erzählten Thatsachen feste. Wo wir nur einen einzigen Gewährsmann haben, da müssen wir ihm seine Glaubwürdigkeit so lange gelten lassen, bis wir seine Aussage mit den Erzählungen anderer vergleichen können. Wir ha-

ben es nicht für nöthig gefunden, bey jedem einzelnen Punkt die Quellen anzuführen, woraus wir geschöpft haben; es würde dieses den Leser nicht nur ohne Noth aufgehalten haben, sondern er würde auch zu keiner grössern Gewißheit gekommen seyn, als wenn wir ihm hier überhaupt sagen, daß wir in dem gegenwärtigen Band die Nachrichten eines Garcillasso de Vega, Acosta, Ulloa, Correal, Lery, Charleroix, Condamine, Rochefort, und anderer, nach Möglichkeit benutzt haben. Neue Entdeckungen wird man also nicht von uns verlangen; aber, was wir bey andern gefunden haben, das haben wir treulich gesamelt.

Der gegenwärtige Band liefert die Religionsbegriffe, Staats-Einrichtung, Kriegswesen, und Lebensart, dreyer Völkerschaften, die in verschiedener Absicht sehr wichtig sind. Sollten wir das Glück haben, den Beyfall der Leser zu erhalten, so werden wir mit den übrigen Nationen in America auf gleiche Art fortfahren. Wir haben aus verschiedenen grössern Werken einige Kupferstiche hinzu gefügt, um die Erzählung desto deutlicher zu machen; doch aber auch gesorgt, daß durch eine grössere Anzahl derselben, der Preiß des Werks nicht allzu hoch steigen möge.

Geschrieben zu Frankfurth am Mayn,
in der Herbstmesse 1777.

Einleitung.

Man macht sich insgemein von den Wilden in America einen ganz verkehrten Begriff, und trägt kein Bedenken, ihnen beynahe alles menschliche Gefühl abzusprechen, ja sie bis zur Classe der unvernünftigen Thiere zu erniedrigen. Es ist noch viel Ehre für sie, wenn man ihnen die menschliche Gestalt läßt; ja auch sogar diese ist nicht gänzlich unangefoch-

ten geblieben. Man stellte sich dieselben als nackende, ganz mit Haaren bewachsene, menschen-ähnliche Geschöpfe vor, die gleich den wilden Thieren in den Wäldern ohne Gesellschaft lebten, und weiter nichts als ein unvollkommenes Ebenbild der Menschheit an sich trügen. Es ist dieses zu allen Zeiten ein beynahe allgemeines Vorurtheil gewesen, daß man Völker, die man nicht kennte, sogleich auch in wunderliche Gestalten umschuf. Als der Carthaginensische General, Hanno, Befehl bekam, die Africanische Küste zu umschiffen, so brachte er bey seiner Zurückkunft ganz raue Häute mit, die er vor Häute zweyer wilden Weibspersonen ausgab, und lies sie in dem Tempel der Venus als eine ausserordentliche Seltenheit aufheben. Vermuthlich waren es Häute von Affen weiblichen Geschlechts, dergleichen man auf der Insel Borneo und anderswo antrift, die ihrer Gestalt und Grösse nach dem Menschen am ähnlichsten kommen. Man weiß, was sich heut zu Tage einige Indianer für irrige Vorstellungen von den Durang-Outans machen, die sie für wirkliche wilde Menschen halten.

Die

Die ersten Entdecker unbekannter Länder, so wie überhaupt gemeiniglich diejenigen, die auf Abentheuer ausgehen, glaubten sich durch einen gewissen verjährten Gebrauch berechtigt zu seyn, bey ihrer Zurückkunft ihre Landsleute mit allerhand ausserordentlichen Erzählungen zu unterhalten. Der natürliche Hang der Menschen, bewundert zu werden, trieb sie an, die ungereimtesten Dinge in ihre Erzählungen zu mischen. Bald trafen sie Menschen an, die, ganz mit Haaren bewachsen, auf vier Füssen herumkrochen; ein andermal sahen sie Menschen, denen die sonst gute Mutter Natur nur einen Fuß gegeben hatte, und die mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit darauf herumhüpften, indem sich allemal zwey und zwey an einander hielten. Die folgenden Reisenden wollten nicht weniger ausserordentliche Dinge gesehen haben, als ihre Vorgänger, und vermehrten die Erdichtungen derselben mit neuen. Auf diese Art haben sich die seltsamsten Nachrichten ausgebreitet, indem immer einer dem andern nachschrieb. Je wunderlichere Erzählungen man in der Welt ausbreitete, desto mehr versprach man sich Beyfall. Jede Nation hat ihre Herodote, die ohne Ueber-

legung alle alte Weibermärchen als wahre Geschichte ausbreiten. Man könnte ein ganzes Buch, ja mehr als eines, damit anfüllen, wenn man alle dergleichen Nachrichten sammeln wollte, die von den ersten Reisenden in Absicht der Americaner ausgestreuet worden. In den folgenden Zeiten, wo man einen gereinigten Beobachtungsgeist mit auf die Reise nahm, sind eine Menge von den wunderbaren Nachrichten der Alten in ihr voriges Nichts versunken. Heut zu Tage findet man in den mittäglichen America nicht mehr diejenigen Riesen, die uns die Spanier so fürchterlich beschrieben haben; in den Brasilianischen Meeren schwimmen keine Sirenen mehr haufenweis herum; bey der Insel Martinique findet man keine Wasserweibchen mehr, und die Negern bey Parimaribo haben nicht mehr Füsse, die wie Krebsschwänze gestaltet sind. Alle diese Ungereimtheiten sind verschwunden; man hat die Wilden nunmehr besser kennen gelernt, man weiß, daß sie Menschen sind, wie wir. Freylich verursacht das Clima, die Lebensart, und andere äussere Umstände auch eine Verschiedenheit in der Bildung ihrer Cörper; allein die wesentlichen

und

und Hauptzüge sind doch unter allen Himmelsstrichen die nemlichen.

Es ist allerdings der Mühe werth, die Völker, welche von den Europäern, aus Stolz oder Feinheit der Sitten, Wilde genennt werden, näher kennen zu lernen. Ihre Gemüthsgaben und Kräffte des Geistes sind allerdings schwer zu fassen; ja es scheint sogar, daß etwas widersprechendes darinnen angetroffen werde. Wenn wir sie auf der einen Seite ansehen, so gränzen sie viel näher an den Stand der Natur, als wir Europäer; auf der andern aber sind sie eben so weit unter demselben erniedrigt. Daher entstehen die zweydeutigen Schilderungen, die von verschiedenen Beobachtern von ihnen gemacht werden, nachdem sie sie von der einen oder andern Seite angesehen haben. Ein Volk, dem man insgemein kaum den Ehrentitel der Menschen zugestehen will; welches von allen Dingen entblößt, ohne Buchstaben, ohne Wissenschaft, dem Ansehen nach grossentheils ohne Gesetze, mehrentheils ohne Tempel, und ohne ordentlichen Gottesdienst lebt, und über dieses an den mehresten nothwendigsten Dingen des Lebens nach unserer Idee

Mangel leidet; ein solches Volk scheint den meisten keiner sonderlichen Aufmerksamkeit würdig zu seyn: allein, wenn es gewiß ist, daß man die eigentliche Beschaffenheit des Menschen, in so fern sie der Natur angemessen ist, nicht besser erkennen kan, als wenn man die verschiedenen Züge des menschlichen Bildes in unterschiedenen Gestalten sieht, und sie auf die ersten Grundstriche zurück führt; so bleibt die Kenntnis der Wilden allemahl ein wichtiger Theil der menschlichen Kenntnis. Eine Hauptschwierigkeit aber, die dem Fortgang dieser Untersuchung sehr im Wege steht, liegt in den Wilden selbst. Wir kennen keine andere, als solche, wo die Europäer ihre Niederlassungen angelegt haben. Durch den Umgang mit diesen gesitteten Völkern sind sie in verschiedenen Stücken verdorben worden. Viele Laster, die vorher unter ihnen gänzlich unbekannt waren, sind jetzo unter ihnen herrschend geworden. Der Brantewein, z. E. das traurige Geschenk der Europäer, wozu die Wilden jetzo eine Begierde haben, die bis zur Raserey geht, und den sie blos trinken, um sich zu berauschen, hat viele derselben völlig zu Grunde gerichtet, so, daß ihr gegenwärtiger Character demjenigen gar nicht mehr ähnlich ist,

den

den sie bey der Ankunft der Europäer in jenem Welttheil gehabt haben. Von einigen sagen uns die Reisebeschreiber, daß sie ehemals viel keuscher gelebt hätten, als jetzo. Viele sind auch selbst von ihren Mitbrüdern verdorben worden. Nicht alle Himmelsstriche sind der Ausbreitung einer Art von Lastern günstig; allein, wenn eines dergleichen einmal, gleichsam als fremde Waare, eingeführt ist, so breitet es sich sehr schnell auch unter einem solchen Volk aus, das demselben anfänglich nicht sehr ergeben zu seyn schien. In denen Ländern in America, die gegen Süden liegen, hatten die Einwohner bey der Ankunft der Spanier in dem Umgang mit Weibspersonen weder Ziel noch Maas, und die Geilheit der Weiber kam ihnen hierinnen trefflich zu statten. Von hier aus breitete sich das Verderben immer weiter gegen Norden, und mit demselben änderten sich auch die Sitten und der Character einer ganzen Nation. Gleiche Bewandnis hat es auch auf der entgegengesetzten Seite. Eine Nation kan zufällig etwas gutes von andern annehmen, es verbreitet sich nach und nach, und verwebt sich in den Character der Nation, so, daß sie sich in den folgenden Zeiten nicht mehr gleich sieht.

Eine andere Schwierigkeit die uns jetzo in der Zeichnung der Americanischen Sitten aufstößt, ist diese, weil wir von ihrer ehemaligen Einrichtung so gar wenig wissen. Diejenigen, welche diese Länder zuerst entdeckten, hatten die schönste Gelegenheit, die Natur derselben in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Haben sie aber dieselbe auch benutzt? Man müßte sehr unerfahren in der Geschichte der Entdeckung der neuen Welt seyn, wenn man den Europäern diese Ehre zugestehen wollte. Wer die Sitten eines bisher unbekannten Volks mit Zuverläßigkeit beschreiben will, muß nicht nur dasjenige bemerken, was jedermann in die Augen fällt; sondern er muß auch auf die kleinsten Handlungen sein Augenmerk richten; er muß viel sehen, um aus Vergleichung desselben die Triebfedern der Handlungen auszuspähen, er muß die geheimen Gründe aufsuchen, warum sie so und nicht anders handeln, er muß den Wilden bey allen seinen Tritten, besonders ohne daß er bemerkt wird, mit einem philosophischen Auge ansehen. Hier kan er bey einem Volk, das noch nicht durch Künste verfeinert ist, das just so redet und thut, wie es ihm ums Herz ist, unzählige gute Anmerkungen machen, welche zur Aufklärung

klärung der Geschichte der Menschheit dienen können. Allein die ersten Eroberer hatten nichts weniger im Sinn, als auf Erkenntnisse bedacht zu seyn. Man suchte nur seinen eigenen Vortheil, und bekümmerte sich im geringsten nicht um die Denkungsart dieser Völker. Man brachte sie endlich unter das Joch, brauchte alle mögliche Grausamkeiten, und verschloß sich dadurch den Weg selbsten, zum Vortheil des Menschen nützliche Kenntnisse zu erwerben. Die Europäer waren viel zu sehr für sich eingenommen, als daß sie einen forschenden Blick auf diese ihnen bisher unbekannten Völker hätten werfen sollen. Ob sie im übrigen nicht auf eine leichtere Art zu ihrem Zweck hätten gelangen können, wenn sie erst den Character der Americaner kennen gelernt, und sich desselben mit Klugheit zu nutz gemacht hätten, das mögen die Staatskundige untersuchen.

Bey dem ungeheuer großen Land, das die Americaner bewohnen, ist es nicht anders zu vermuthen, als daß auch ihre Sitten und Character unendlich von einander verschieden seyn müssen. Allein bey dieser Verschiedenheit haben sie auch gewisse allgemeine Züge, wor-

innen sie insgesamt mit einander übereinstimmen. Alle Wilden in America haben zum Beyspiel dieses mit einander gemein, daß ihre sinnlichen Werkzeuge ausserordentlich scharf sind. Es ist in der That zu verwundern, mit welcher Schärfe des Gesichts sie versehen sind. Ohnerachtet an einem Ort die brennende Sonnenhitze, an einem andern der blendende Schnee, oder, wenn sie in ihren Hütten stecken, Rauch und Dampf den Augen sehr nachtheilig zu seyn scheinen sollte; so übertreffen sie doch in der Schärfe des Gesichts die Europäer bey weiten, dermassen, daß wo diese Gegenstände erst durch Hülfe der Ferngläser entdecken, sie solche mit blosen Augen bemerken. Sie haben ferner ein überaus zartes Gehör, und einen so feinen Geruch, daß sie lange vorher Feuer riechen, ehe sie es entdecken können. Nach der Stärke ihrer sinnlichen Empfindungen richtet sich auch ihre Einbildungskrafft, die nach der Maasgabe stärker ist, als sie ihre Seelenkräffte nicht zur Deutlichkeit erheben. Sie brauchen nur einmal an einem Orte gewesen zu seyn, um eine richtige Vorstellung davon zu behalten, die nicht so leicht vergeht. Sie gehen durch die weitläuftigsten und wildesten Wälder, ohne sich zu verirren, wenn sie

nur beym Hineingehen ein gewisses Zeichen, entweder am Himmel, oder sonst wo, bemerkt haben. Die Einwohner von Acadia und den Gegenden um den Meerbusen St. Lorenz setzen sich oft in ihre Canots von Baumrinden, und schiffen nach Terra di Labrador; sie fahren auf offener See dreysig bis vierzig Seemeilen weit ohne Compaß, und länden gerade an dem Ort an, wo sie sich es vorgenommen haben. An den dunkelsten Tagen folgen sie der Sonne, ohne sich zu irren. Aus dieser lebhaften Einbildungskrafft entstehet auch ihr ganz vortreffliches Gedächtnis, in Absicht auf die Dinge, die in die Sinne fallen. Sie brauchen darzu keines von den Hülfsmitteln, die wir erfunden haben, um dem unsrigen zu statten zu kommen. Sie begreifen alles leicht, was nicht über ihren Verstand, und in dem Gesichtskreis eingeschlossen ist, welcher die Ausbreitung ihrer sinnlichen Empfindungen einschließt. Allein zu den Künsten, die sie nicht für nöthig erachten, können sie nicht leicht abgerichtet werden, es mag nun seyn, daß ihre Erfindungskrafft nicht weiter reicht, als auf ihre Bedürfnisse, oder daß sie solche nicht anstrengen wollen. Ohnerachtet die Peruaner unter den übrigen noch am meisten gebildet wa-

ren, so hält es doch schwer, wenn man sie jetzo durch Zwang und Fleiß zu solchen Sachen fähig machen will, die den Verstand angehen. Sittliche Empfindungen sind bey den meisten mehr Triebe der Natur, als Folgen der Ueberlegung. So ist die Liebe den meisten dieser Völker unbekannt. Alles, was sie davon empfinden, ist viehische Brunst. Entweder haben sie ihre Weiber mit einander gemein, oder behaupten ihr Eigenthum mit einer solchen Eifersucht, die bis zum Morden steigt, und das nicht aus Empfindung der Liebe, sondern entweder aus einem ausschweifenden Trieb zum Eigenthum, oder aus thierischem Neid.

Ihre Geschäffte verrichten sie mit einer gewissen Langsamkeit und Vorsichtigkeit; sie kommen selten in Eifer, und scheinen allezeit Herrn über ihre Leidenschaften zu seyn. Sie haben aber doch einen gewissen Stolz gegen alles Auswärtige, und in ihrem Betragen haben sie nirgends den Europäern nachgeahmt. Sie haben beständig eine gewisse Gleichheit des Gemüths, welche auch die unangenehmsten Vorfälle nicht ändern können. Ist es wirklich Gelassenheit, oder phlegmatischer Leichtsinn, oder Unthätigkeit, die aus dem Mangel

sittli-

sittlicher und vernünftiger Begriffe herkommt? Es ist zu verwundern, wie weit es die Americaner hierinnen gebracht haben. Die plötzlichsten Widerwärtigkeiten verursachen nicht einmal eine Veränderung in ihrem Gesichte. Die Beständigkeit im Schmerzen ist nicht auszudrücken, und scheint beiden Geschlechtern gemein zu seyn. Ein junges Weib würde ganze Tage in Geburtsschmerzen zu bringen, ohne einen Schrey zu thun. Sie würde sich bey den geringsten Kennzeichen von Schwachheit für unwürdig halten, Mutter zu seyn; weil man sie nur für fähig halten würde, feige Memmen zur Welt zu bringen. Gleiche Standhaftigkeit beweisen auch die Männer. Wenn der americanische Wilde in die Hände seines Feindes kommt; so weiß er schon, daß man nicht sanfte mit den Gefangenen umgeht. Er weiß, daß er entweder gebraten, geschunden, oder auf eine andere Art, wie es an den verschiedenen Orten das Kriegsrecht mit sich bringt, von seinem Ueberwinder behandelt wird. Und bey alle dem beweist er die gröste Gleichgültigkeit. So bald er in die Gewalt seines Feindes kommt, so stimmt er sein Todenlied an; und singt es mit eben dem Muth, mit welchem sein Ueberwinder sein Siegeslied anstimmt.

stimmt. Er steht oft viele Stunden, ja wohl einige Tage alles dasjenige aus, was die Marter für jeden andern erschreckendes haben würde. Er läst sich bey einem gelinden Feuer braten, ohne einen Seufzer fahren zu lassen, ja er reizt seine Henker durch Schimpfreden noch mehr an. Von dieser Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, die man bey allen americanischen Wilden antrifft, mag man eine Auslegung machen, welche man will; man mag ihr einen Namen geben, welchen man will; so setzt sie doch einen gewissen Muth voraus. Sie gewöhnen ihre Kinder von Jugend an dazu. An einigen Orten haben sie folgendes Kinderspiel. Kleine Jungen und Mädchen binden sich an einem Arm zusammen, und legen eine glühende Kohle zwischen sich, um zu sehen, wer am ersten zucken würde.

Hierinnen liegt aber auch ein Grund, warum die Wilden so schwer zu mildern und bessern Sitten gebracht werden können. Demohngeachtet muß man sich wundern, wie diese Völker, deren äusserliches Ansehen lauter Wildheit ist, unter einander selbst eine gewisse Sanftmuth haben. Man bewundert ihre natürliche Ernsthaftigkeit ohne Stolz, welche in ih-

rem

rem Bezeigen, in ihren Thaten, ja so gar bey ihrem Zeitvertreib zu sehen ist. Es ist nicht schwer diese zwey einander so sehr entgegenstehende Eigenschaften, Grausamkeit und Sanftmuth mit einander zu vereinigen. Wenn sie menschenfreundlicher Gesinnungen fähig werden, so schränken sie sie höchstens nur auf ihre Familie ein. Nichts ist so selten, als daß Zänkereyen unter diesen entstehen sollten; und wenn sie auch zuweilen ausbrechen, so werden sie niemals mit solchen unanständigen Ausdrücken und Flüchen begleitet, als in der Sprache der gesitteten Europäer angetroffen werden. Einer von ihren allgemeinsten Grundsätzen, worüber sie auch insgesammt am meisten halten, ist, daß kein Mensch dem andern etwas schuldig sey. Hieraus schliessen sie nun zwar, daß man denenjenigen nichts zu Leide thun dürfe, von denen man nicht beleidigt worden wäre; aber ein jedes Volk wendet diesen Grundsatz nur auf sich an. Andere Völker greifen sie an, und treiben ihre Grausamkeit bis zur höchsten Ausschweifung. Man findet aber auch hier und dar eine gewisse Art von Großmuth unter ihnen. Sie sind sehr weniger Gedanken und Begriffe fähig; sie finden wenig Menschen, mit denen ihre Seele harmo-

nische Empfindungen fühlt. Finden sie aber einen von der Art, so ergießt sich ihre ganze Seele gegen ihn. Und daraus ist begreiflich, wie sie bey der grösten Grausamkeit auch eine gewisse Treue, Freundschaft und Großmuth beweisen können.

So hartnäckig der Wilde in gewissen Fällen ist; so leichtsinnig und veränderlich ist er in andern. Seine Kenntnis erhebt sich nicht weit über die Sinnlichkeit, er hat wenig erfahren, und das wenige, was er aus der Erfahrung weiß, vergleicht er nicht mit einander, um sich Grundsätze daraus abzusondern. Was ihn also nicht besonders rührt, was nicht einen besondern Eindruck auf seine Sinne macht, das verraucht eben so geschwind wieder. Er hat zwar die Anlage zu einem guten Gedächtnisse, aber er ist zu flatterhaft, dasselbe zu brauchen. Er ist unfähig, seine Gedanken, über andere, als sinnliche Gegenstände, mit einer gewissen Klarheit zu verbreiten. Die rohen Triebe seines Herzens brechen also mit aller Rauigkeit hervor, und werden durch kein Gegengewicht vernünftiger Betrachtungen gemildert und zurück gehalten. Der Wilde begnügt sich mit den ersten Eindrücken, die eine flüchtige Empfindung

pfindung auf ihn macht, und diese vermischt er häufig mit einander, just wie die Kinder, die sich bey jedem einzelnen Vorfall sogleich einen allgemeinen Satz formiren, ihn für wahr halten, aber, weil sie ihn nur aus einem einzelnen Fall gezogen haben, eben so geschwind wieder verwerfen. Wenn auch hier und da ihre Ueberlegung aufgefordert wird, so bekommen ihre gewöhnten Gedanken leicht wieder die Oberhand, und verdringen die leichtesten und einleuchtendesten Wahrheiten. Ihre Triebe verdunkeln das schwache Licht der Vernunft, und ein jeder neue Fall vermehrt die Macht des Unverstands. Wird man sich nun wohl wundern, warum die ausgeschickten Mißionarien so viel Schwierigkeiten finden, den Wilden die vernünftigen Begriffe der christlichen Religion bey zu bringen? Aus eben diesem Grund sind auch die Gesetze bey ihnen so unkräfftig. Ein einziger Eindruck eines sinnlichen Gegenstandes zernichtet in ihren Gemüthern alle Würkung eines Gesetzes, das ihren rohen Trieben Schranken setzt.

Wenn man also auch hier und dar einige gute Eigenschaften unter ihnen antrifft, so muß man sie nicht für wirkliche Tugenden hal-

ten; das Temperament und ihr Instinct hat den grösten Antheil daran. Diese Menschen, die uns nach dem, was wir bisher gesagt haben, so schwach und unvollkommen vorkommen, haben dennoch die gröste Meinung von sich selbsten, und verachten alle andere Sterbliche gegen sich. Sie sind leichtsinnig, unbeständig, argwöhnisch gegen alle Ausländer, Verräther, wenn es auf ihren Nutzen ankommt, und über die massen rachgierig. Wo sie nur im geringsten Macht haben, so denken sie an das ihnen zugefügte Unrecht, auch nach sehr langer Zeit, und suchen sich deswegen zu rächen. Diese Rachgierde ist ihre Lieblingsleidenschaft, die durch keine Zeit gedämpft wird. Sie ist das liebste Erbtheil, welches sie ihren Kindern lassen. Sie geht von Geschlecht zu Geschlecht, so lange das beleidigte Geschlecht noch Gelegenheit findet, sein Müthgen zu kühlen. Findet man auf der andern Seite auch Proben der Freundschaft, des Mitleidens, der Erkenntlichkeit, so sind dieses nicht Würkungen eines guten Herzens, sondern blos des natürlichen Triebes. Die Sorge, die sie für Unvermögende unter ihnen tragen, muß aus eben diesem Gesichtspunkt angesehen werden. Die Eltern

haben

haben zwar eine so zärtliche Neigung gegen ihre Kinder, daß sie Schwachheit wird; aber sie ist blos thierisch. Die Kinder im Gegentheil haben ihrer Seits keine natürliche Erkenntlichkeit gegen ihre Eltern, sondern begegnen ihnen zuweilen mit der grösten Unanständigkeit. Man erzählt, daß ein Irokese, der lange Zeit unter den Europäischen Völkern als Officier gedient hatte, in einem Treffen seinen Vater angetroffen habe, und ihn durchbohren wollen. Der Vater gab sich zu erkennen; der Sohn hielt ein, und sagte zu ihm, du hast mir einmal das Leben gegeben, ich gebe dir es jetzo wieder; aber komme mir nicht ein andermal unter die Hände; denn ich habe nunmehr dasjenige abgetragen, was ich dir schuldig bin. Mit der Stärke ihrer Freundschaft, die von einigen so sehr gerühmt wird, hat es gleiche Beschaffenheit. Sie haben nicht so wohl Geschmack an den Süssigkeiten derselben, als schätzen sie vielmehr wegen des Nutzens, den sie davon haben. Die Hefftigkeit dieses sinnlichen Freundschafts-Triebes ist bey vielen in die abscheulichsten Gewohnheiten ausgeartet, und hat die wunderlichsten Meinungen erzeugt. Wenn sich

zwey Personen als Freunde vereinigt haben, so müssen sie alles unternehmen und wagen, um einander beyzustehen. Selbst der Tod trennt sie nur auf eine Zeitlang. Sie machen sich die Rechnung, daß sie einander in der andern Welt wieder sehen und sich nicht mehr trennen werden, und sie sind überzeugt, daß sie auch alsdann einander stets brauchen werden. Ein Mißionar drohete einstens einem Wilden mit der Hölle, und dieser fragte ihn, ob er glaubte, daß sein vor kurzen gestorbener Freund auch an diesem Ort der Qual wäre. Der Missionar antwortete, er hoffe, der Himmel würde ihm Gnade erwiesen haben. Ich will denn also auch dahin kommen, erwiederte der Wilde. Hier hatte blinder Freundschaftstrieb mehr Krafft als alle vernünftige Bewegungsgründe. Dieser Instinct verursachte auch die Gewohnheit, daß mit einem verstorbenen Ehemann sich eine seiner Frauen verbrennen muste, und daß diejenige, die sich dazu entschloß, für die geehrteste gehalten wurde. Andere schlachten bey den Begräbnissen viele Sclaven, damit sie ihrem Freund in der andern Welt dienen sollten.

Noch ein allgemeiner Zug in dem Character aller Wilden ist die Trägheit. Diejenigen, die in dem südlichen America wohnen, haben sie in stärkerer Maasse, als die nördlichen. Die Hitze entnervt ihre Cörper, und macht sie zu starken Bewegungen unfähig. Ausser diesem aber ist ohne Zweifel der Mangel des Verstandes und die unterlassene Uebung desselben ein allgemeiner Grund von dieser Trägheit. Ihre ganze Thätigkeit schränkt sich auf ihre Bedürfnisse ein, deren sehr wenige sind. Je weniger Menschen Fähigkeit zu denken haben, desto weniger sind sie geneigt zu arbeiten, und noch weniger, sich gewisse Geschicklichkeiten zu erwerben. Viele Jahrhunderte sind die Americaner auf dieser Bahn fortgeschlendert, und es ist also kein Wunder, wenn die Künste unter ihnen so wenig Fortgang gemacht haben. Die Jagd und der Krieg ist ihre einzige Beschäfftigung, von Ackerbau wissen die wenigsten Völker etwas, ausser, wo sie die Europäer dazu gezwungen haben. Sie sind in diesem Betracht ein treues Gemälde, von vielen alten Europäischen Völkern. Was America bey seiner Entdeckung war, das ist in den ältesten Zeiten die ganze Welt gewesen. Europa hat sich durch eine Kette von vielen Jahrhunder-

hunderten aus dieser Unthätigkeit herausgearbeitet ; allein der wilde Americaner ist ungestört in seiner Ruhe geblieben , bis die Europäer einige von ihnen aufgeweckt haben. Doch muß man dem americanischen Frauenzimmer die Ehre lassen , daß es zu vernünftigen Beschäfftigungen aufgelegter ist, als ihre Männer. Vielleicht sind weibliche Seelen zur Milderung der rohen Natur fähiger ; vielleicht liegt der Grund in der feinern Organisation ihres Cörpers ; vielleicht sind sie mehr zur Nachahmung aufgelegt; vielleicht machen die Gegenstände einen frühern , geschwindern und lebhaftern Eindruck auf sie ; ihr Gedächtnis behält sie besser, und vergleicht sie leichter. Im Ganzen aber ist die Herrschafft des alten Herkommens nirgends so feste gegründet als unter den Wilden. Da sie nur so wenig Beschäfftigungen und dabey eine so unthätige Seele haben, so fühlen sie das Leere in derselben nicht ; geben sich auch keine Mühe solche auszufüllen: sie fallen deswegen leicht auf etwas , das ihre Würksamkeit auf eine leichte Art in Bewegung setzen kann. Sie bedienen sich geisti-
ger Getränke , und wo man diese nicht haben kann , gewisses Rauchwerk , um Freu-

de in ihre Seele zu gieſſen. Tanz und Spiel finden wir gleichfalls bey den meiſten Americaniſchen Völkern.

So häßlich nun der Zuſtand der Wilden, wenn man ihn auch nur nach dieſen allgemeinen Zügen anſieht, iſt, ſo iſt er doch für diejenigen, die darinnen gebohren ſind, bey weiten nicht ſo fürchterlich als für uns. Der Nord-Americaner liegt in ſeiner Cabane nicht ſchlechter, als der Europäer in ſeinen Zimmern: er kennt nichts beſſers, ja er iſt wohl gar ſtolz darauf. Der Neger von Gorea hält ſich für den ſchönſten Menſchen auf dem Erdboden; und der Kamtſchatale ißt ſeinen ſtinkenden Fiſch mit eben einem ſolchen Appetit, als der Europäer ſeine Paſtete. So iſt in der Welt alles relativ.

Dieſe allgemeine Vorſtellung der Sitten der Wilden iſt noch bey weiten nicht hinreichend uns eine richtige Vorſtellung von ihnen zu machen. Sie enthält weiter nichts, als was alle Wilden, ſie mögen in einem Welttheile wohnen, wo ſie wollen, mit einander gemein haben. Wir wollen uns aber in das Beſondere einlaſſen, und die Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker in America ſchildern. Eine genauere Unterſuchung

derselben ist in mehr als einerley Absicht wichtig. Wenn sie von unsern Sitten so sehr weit abstehen, daß sie nicht allein im geographischen Verstand, sondern auch im physicalischen und moralischen die Antipoden von Europa sind; so verdienen sie dadurch schon, daß wir einige Mühe auf sie wenden. Wenn sie aber noch ausserdem das Verdienst haben, daß sie in vielen Stücken den Europäern den Preiß streitig machen; so sind sie der Beobachtung des Philosophen noch mehr würdig. Allein man kann sie noch aus einem andern Gesichtspunkt ansehen. Sie geben uns den deutlichsten Fingerzeig, wie wir dem Fortgang und Wachsthum des Menschengeschlechtes durch so viele Veränderungen nachspüren können. Vergleichen wir sie so wohl unter einander, als auch mit den Sitten der Europäer, so sehen wir auf der einen Seite, in welchem Zustand die Jugend des Menschengeschlechts gelebt hat, und auf der andern, in welcher Ordnung eben dasselbe entweder vor oder rückwärts gegangen. Hieraus können wir durch Absonderung den Stand der Natur kennen lernen, und zugleich bemerken, wie weit wir uns von demselben entfernt haben; wie beschwerlich jeder Schritt, den man zur Verbesserung gethan hat, gewesen ist, und

tau-

tausend andere Dinge, die einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß in die Kenntnis des Menschen haben, werden uns verständlich.

Aus dieser Ursache wollen wir das Besondere in dem Character einer jeden americanischen Nation aufsuchen. Ihre Verschiedenheit wird uns in den Stand setzen, allgemeine Sätze und Urtheile daraus zu ziehen. In ihre Geschichte werden wir uns nur in so fern einlassen, als sie uns einen Schlüssel giebt, ihre Gemüthsbeschaffenheit kennen zu lernen; was aber dahin keinen Einfluß hat, werden wir liegen lassen. Desto umständlicher aber werden wir seyn in der Beschreibung ihrer Religion, Regierungsform, und Staatsverfassung, häußlichen und ökonomischen Einrichtung, Beschäfftigungen, öffentlichen Ceremonien, herrschenden Tugenden und Lastern, und überhaupt aller derjenigen Stücke, woraus der National-Character formirt werden kan. Von allen werden wir zwar nicht mit gleicher Weitläuftigkeit handeln können; weil uns die Materialien fehlen. Was aber die Reisebeschreibungen und andere Quellen für Nachrichten liefern, werden

wir

wir nach allen Kräfften zu benutzen suchen, dabey aber dahin Rücksicht nehmen, daß wir den glaubwürdigsten, ob gleich mangelhaften einen Vorzug gönnen werden. Der Plan, den wir uns vorgesetzt haben, ist dieser, daß wir zwar zu erst von den mittäglichen Provinzen dieses Reichs anfangen, und sodann zu den nördlichen fortschreiten werden; allein wir werden uns nicht so genau an die geographische Ordnung der Länder binden. Wir werden auch keine blose drockene Erzählungen liefern, sondern uns hier und dar die Freyheit nehmen einige Raisonnemens einzumischen, ohne jedoch in den declamatorischen Chrien-Ton zu verfallen. Das ist kürzlich dasjenige, was der geneigte Leser von uns zu erwarten hat. Ob wir unserm Versprechen treu geblieben sind, überlassen wir seinem Urtheil.

Sitten und Meynungen der Peruaner.

Wir machen mit diesem Volk aus doppelter Ursache den Anfang unsrer Beschreibung,

eines

eines Theils, weil wir von ihnen durch den Garcillasso de Vega, einen Abkömmling der alten Regenten dieses Landes, die zuverläßigste Nachricht davon haben, theils auch, weil sie sich unter allen übrigen americanischen Völkern am ersten aus ihrer alten Barbarey gerissen haben; denn zu der Zeit, als die Spanier dieses Land eroberten, waren sie schon sehr nahe an den civilisirten Zustand des Menschen gekommen.

Erster Abschnitt.

Stifftung der Nation.

Die Geschichte vom Ursprung dieses Reichs, ist, so wie bey allen alten Staatsverfassungen, mit einer unendlichen Menge von Fabeln untermischt. Die Ursache davon darf man nicht sowohl in der Unwissenheit der Indianer, welchen die Kunst zu schreiben und zuverläßige Denkmäler der Geschichte auf die Nachwelt zu bringen, gänzlich unbekannt war, als vielmehr in den Vorurtheilen der ältesten Völker suchen. Die ersten Stiffter dieser Nation, der Ynca, Manco Capac, und seine Gemahlin Coya

gaben

gaben sich für Kinder der Sonne aus, setzten sich bey den thierischen Einwohnern in Credit, sammelten sie in Gesellschaften, baueten die Stadt Cuzko, gaben Gesetze, und stifteten das Reich Peru. Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen die obgleich fabelhafte, dennoch von den Peruanern geglaubte Erzählung eines alten Yuca, die er seinem Vetter, dem vorhin genennten Garcillasso de Vega, hievon gab, aus seinem Munde mittheilen. Ihr müst wissen, sagt der Alte, daß sich vor Alters in diesem grossen Lande lauter Berge und tiefe Thäler befanden, die mit Gesträuchen und Büschen bedeckt waren. Die Menschen der damaligen Zeit lebten wie das Vieh, ohne Policey und Religion. Sie wusten nicht, was ein Hauß, noch viel weniger, was eine Stadt sey; sie hatten ihren Verstand noch nicht brauchen lernen, und verstunden also auch nicht die Kunst, das Feld zu bauen, noch die Wolle oder Baumwolle zu spinnen, um sich die nöthigen Kleider zur Bedeckung ihrer Blösse zu machen. Ihr Leben war vollkommen thierisch. Sie lebten zwey, oder drey beysammen, so wie sie das Schicksal zusammen brachte, und hielten

sich

sich in unterirrdischen Hölen und Löchern auf. Das von sich selbst wachsende Kraut auf dem Felde, die Wurzeln von Bäumen, das wilde Obst, ja so gar Menschenfleisch, waren die Speisen, wovon sie sich, wie das Vieh, nährten. Einige bedienten sich der Thierhäute und Baumrinden, oder auch der Baumblätter, ihre Blösse einigermassen gegen die raue Witterung zu bedecken, andere liefen ganz nackend. Kurz, sie führten ein recht viehisches Leben; sie paarten sich mit den ersten Weibspersonen, die sie antrafen, ohne daß sie eine für sich allein hatten, oder sich an eine allein hielten.

Als nun die Sonne, der Vater der Menschen, sahe, daß die alten Peruaner so beschaffen waren, wie sie jetzo beschrieben worden sind; so wurde sie von Mitleiden darüber gerührt, und schickte ihnen zwey von ihren Kindern, einen Sohn, und eine Tochter, vom Himmel, welche sie die Sonne, unsern Vater, sollten kennen lehren, damit sie dieselbe verehren, und als ihren Gott anbeten sollten. Diese beiden Götterkinder bekamen auch den Auftrag, ihnen Gesetze zu geben, und Vorschrifften zu ertheilen, wodurch sie als vernünftige Men-

schen

schen leben, den gesellschaftlichen Umgang lernen, in Häussern wohnen, Städte bevölkern, das Land bauen, die Pflanzen warten, Ernte halten, Vieh weiden, die daraus entspringende Bequemlichkeiten geniessen, sich die Früchte des Landes zu nutz machen, und mit einem Wort, als wahre Menschen, und nicht als Thiere, leben könnten. So sagte die Sonne, und setzte ihre beiden Kinder bey dem Sumpf Titicaca nieder, welcher achthundert Meilen weit von der nachmaligen Hauptstadt des Landes, Cuzko, entfernt war, und gab ihnen die Erlaubnis, sich hin zu wenden, wo sie hin wollten. Sie gab ihnen noch diesen Befehl, wenn sie an einem Orte essen oder schlafen wollten, so sollten sie versuchen, einen goldenen Stab, zween Finger dick und eine halbe Elle lang, die sie ihnen zu einem unfehlbaren Zeichen ihres Willens gab, in die Erde zu stecken: da, wo nun dieser Stab durch einen Stoß, den sie ihm geben würden, in die Erde gehen würde, da sollten sie sich aufhalten und ihre neue Wohnung anlegen. Die Sonne gab ihnen noch diese besondere Instruction; sie sagte: Kinder, wenn ihr diese Leute unserm Gehorsam werdet unterworfen haben, so traget

Sorge,

Sorge, sie durch Gesetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade, der Gerechtigkeit und Billigkeit, zu lenken. Ihr müßt alles für sie thun, was ein guter Vater für seine Kinder zu thun pflegt, denen er das Leben gegeben hat, und die er zärtlich liebt. Mein Beyspiel soll auch zur Nachfolge dienen; ihr wisset, daß ich niemals aufhöre, allen Sterblichen Gutes zu thun. Ich erleuchte sie mit meinem Licht, und gebe ihnen dadurch das Mittel, daß sie sehen und ihre Geschäffte abwarten können; ich bin es, die sie erwärmt, wenn sie frieret, die ihre Felder und Weiden fruchtbar macht, die ihre Bäume Früchte tragen läst, die ihre Heerden vermehrt, die ihnen Regen und schön Wetter schicket, wenn es die Noth erfordert. Ich bin es, die des Tages einmal um die Welt herumgehe, und sehe, ob die Erde etwas nöthig habe, damit ich solches zum Besten ihrer Bewohner verordne. Nach diesem meinem Beyspiele handelt auch ihr, meine Kinder, die ich jetzo zum Unterricht derjenigen armen Menschen auf die Welt schicke, die bisher als Thiere gelebt haben. Von nun an gebe ich euch den Königlichen Titel, und will, daß sich eure Herrschaft über alle diejenigen Völ-

ker erstrecke, die ihr durch starke Gründe und gute Thaten, vornehmlich aber durch euer Beyspiel, unterrichten werdet.

Die beyden Kinder gehorchten dem Befehl ihres Vaters, und giengen von Titicaca weg. Sie wendeten sich gegen Norden, und vergassen niemals an den Orten, wo sie sich aufhielten, ihren goldenen Stab in die Erde zu stecken; aber nirgens gieng er ein. Nachdem sie nun lange genug herum gezogen waren; so kamen sie endlich an eine kleine Schlafstätte, die gegen Mittag neunthalbe Meilen von Cuzko liegt, und die man insgemein Pacarec-Tempu, d. i. die Schlafstätte des anbrechenden Tages nennt, welcher Name ihr von dem Ynca gegeben wurde, weil er aus dieser Schlafstätte gieng, da der Tag anfieng anzubrechen. Man sieht daselbst noch jetzo die Stadt, welche dieser Prinz nach der Zeit, zu grosser Ehre seiner Einwohner hat bevölkern lassen, und die sich noch jetzo dieses Namens rühmt, weil er ihr von dem Ynca selbst gegeben wurde. Ehemals war es ein Thal, worinnen man nichts als steile Abgründe, Sümpfe und Berge sahe.

Der erste Ort, wo sie sich in diesem Thale aufhielten, war derjenige, den man jetzo Huanacauti nennt, auf der Mittagsseite von Cuzko. Daselbst machten sie mit ihrem goldenen Stab eben den Versuch, den sie schon oft vergeblich gemacht hatten. Bey dem ersten Stoß, den sie damit in die Erde thaten, fuhr er so tief hinein, daß sie ihn niemals wieder sahen. Darauf wandte sich der gütige Ynca zur Königin, welche seine Schwester und Gemahlin war, und sagte zu ihr: die Sonne, unser Vater, will, daß wir hier unsere Wohnung aufschlagen sollen. Wir müssen also zu vörderst suchen, diese zerstreuete Menschen an uns zu ziehen, und ihnen dasjenige Gute erweisen, was uns unser Vater befohlen hat. Hierauf giengen sie beide von Huanacauti weg, und wandten sich auf beide Seiten, um Leute zusammen zu bringen. Weil dieses nun derjenige Ort ist, wo sie sich, so viel wir wissen, zuerst niedergelassen haben, und von wannen sie ausgegangen sind, dem ganzen menschlichen Geschlechte Gutes zu thun: so haben wir daselbst einen Tempel gebaut, um darinnen die Sonne, unsern Vater, anzubeten, zum Andenken ihrer Gewogenheit und Gnade, die sie der Welt erwiesen hat.

Der Prinz wande sich darauf gegen Norden, und die Prinzeßin gegen Süden. Sie durchstrichen Wüsteneyen, die durch herabhangende Felsen und Abgründe sehr fürchterlich waren; sie durchkrochen dichte Gebüsche; und wo sie Menschen antrafen, da redeten sie sie an. Sie sagten zu ihnen, die Sonne, ihr Vater, hätte sie vom Himmel geschickt, daß sie die Herrn und Wohlthäter aller Einwohner des ganzen Landes seyn, solche aus ihrer wilden Lebensart herausreissen, und sie lehren sollten, sich als wahrhafte Menschen zu beweisen. Um nun den Befehl der Sonne, ihres Vaters, zu erfüllen, giengen sie überall herum, suchten Menschen auf, die sie aus diesen Gebürgen herausziehen und in bessere Gegenden versetzen wollten; ihre ganze Absicht gieng dahin, sie in Städte zu versammeln, und sie zu einer menschlichen Lebensart zu gewöhnen. Sie reitzten gar bald die Aufmerksamkeit dieser wilden Bewohner des Waldes; denn ihr Aufzug war von der Tracht dieser Wald menschen gar zu sehr unterschieden. Diese erstaunten über die Zierrathen, womit sie die Sonne, ihr Vater, geschmückt hatte. Sie hatten sich die Ohren durchbohret, worinnen ihnen hernach ihre Nachkommen gefolgt sind;

sie

sie liessen sowohl durch ihre Worte, als durch die Majestät ihres Gesichts ganz deutlich merken, daß sie Kinder der Sonne, und ausdrücklich gekommen wären, um den Menschen Städte zur Wohnung und Fleisch zur Nahrung zu verschaffen. Die Wilden erstaunten über das, was sie sahen, eben so sehr, als sie durch die Versprechungen dieser Menschenfreunde gerührt wurden, und zweifelten nunmehr keinen Augenblick, sie als Kinder der Sonne zu verehren, und ihnen, als Königen, zu gehorchen. Von allen Seiten her kamen Menschen zusammen, und überliessen sich der Leitung dieser beiden Wohlthäter.

Da nun diese Fürsten so viele Leute beysammen sahen; so gaben sie einigen davon Befehl, den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln für die andern zu besorgen, damit sie nicht der Hunger zwingen möchte, diese Gegend wieder zu verlassen, und sich zu zerstreuen; andere bekamen den Befehl, Häuser und Wohnungen nach dem Muster, welches ihnen der Ynca selbst zeigte, zu bauen. Und so entstunde die Stadt Cuzko. Sie theilte sich gleich anfänglich in zwey Theile. Diejenigen Menschen, welche der Ynca mit sich ge-

bracht hatte, baueten sich in dem obern Theil der Stadt an, und nennten es Hanan Cuzko, oder die Oberstadt; diejenigen aber, die die Königin mitgebracht hatte, liessen sich in Hurin Cuzko, oder der Unterstadt nieder. Keine von beiden Städten hatte einige Vorzüge oder Freyheiten vor der andern voraus, sondern sie waren einander alle gleich, als gute Brüder, die nur einen Vater und Mutter hatten. Der Ynca hatte bey dem Unterschied der Namen beyder Städte keine andere Absicht, als der Nachwelt ein Denkmal zu hinterlassen, welchen Theil der Einwohner er selbst, und welchen seine Gemahlin zusammen gebracht hatte. Der einzige Unterschied, den er unter ihnen machte, war, daß Obercuzko, als der ältere Bruder, und Untercuzko, als der jüngere, angesehen werden sollte. Endlich befahl er auch, daß man die erstere, weil sie von einem Mann erbauet worden, für den rechten Arm, die andere aber, weil sie von einem Weibe gestiftet worden, für den linken Arm ansehen sollte. Von dieser Eintheilung stammt die Gewohnheit her, daß in der Zukunft alle Peruanische Städte auf gleiche Art eingetheilt wurden.

Nunmehr war die erste Stadt gegründet, und so ziemlich bevölkert. Das erste, worauf jetzo der Yuca* seine Sorge richtete, war, daß er seine neue Unterthanen allerhand nützliche Sachen lehrte. Er zeigte ihnen unter andern, wie man das Feld ackern und bestellen, wie man Korn und Hülsenfrüchte säen müste; er lehrte sie einen Unterschied zwischen den bessern und schlechtern Früchten machen; er ließ sie Pflugsterzen und andere Werkzeuge, die man sowohl zum Ackerbau, als andern Bedürfnissen brauchte, machen; er zeigte ihnen, was sie von den Bächen für einen Gebrauch machen, wie sie Wasserleitungen sowohl für ihr Feld, als für die Stadt, anlegen sollten. Er führte auch den Gebrauch der Kleider und Schuhe unter ihnen ein. Die Königin war ihrer Seits auch nicht müßig. Sie richtete die Indianerinnen zu derjenigen Verrichtungen ab, die für die Weiber gehörten, z. E. spinnen, Baumwolle und andere Wolle zu bereiten, und Kleider daraus für sich und ihre Männer machen. Sie vergaß nicht, ihnen alles zu sagen, was zum Hauswesen nöthig war.

Da nun diese zusammengebrachte Indianer sahen, daß sie ganz andere Menschen geworden waren, als vorher, und die Wohlthaten erkannten, die sie erhalten hatten; so waren sie darüber so froh und vergnügt, daß sie überall in den Gesträuchen und unter den Felsen herum liefen, um zu sehen, ob sie nicht einige von ihren Landsleuten finden möchten; und sobald sie einen antrafen, so redeten sie mit ihm, von diesem neu angekommenen Sonnenkindern, und erzählten ihnen, was sie für grosse Wohlthaten von ihnen genossen hätten. Sie zeigten ihnen ihre neue Kleider und Speisen, die sie von ihnen bekommen hätten; sie erzählten ihnen, daß sie nicht mehr in Feldern und Löchern zerstreut, sondern in Städten und Häusern mit einander vereinigt lebten. Durch die Reden dieser Emissarien wurden die Wilden anfänglich in Verwunderung gesetzt, und zuletzt freueten sie sich darüber, liefen haufenweis hin, um die neuen Einrichtungen zu sehen. Sie wurden dadurch so gerührt, daß sie sich auch entschlossen da zu bleiben, und sich bey den andern anzubauen. Kurz, der Zulauf war so groß, daß nicht nur die Hauptstadt hinlänglich bevölkert wurde, sondern sie sich

auch

auch in andern kleinern Orten in Gesellschaft zusammen thaten. In Zeit von sechs bis sieben Jahren hatte der Inca Volk genug ein Kriegsheer daraus zu machen, und sich gegen diejenige zu vertheidigen, die ihn in seinen neuen Besitzungen angreifen würden. In dieser Absicht lehrte er sie Waffen machen, und sie mit Vortheil zu gebrauchen. Er machte sich darauf die Völker rings umher unterthänig, und breitete sein Reich auf der Ostseite bis an den Fluß Paucartampu, auf der Westseite bis an den Fluß Apurimac, und gegen Mittag bis Quequisana, aus. In dieser Gegend lies er über hundert Flecken anlegen und bevölkern. So erzählt der alte Indianer den Ursprung des alten Peruanischen Reichs.

Ausser diesen haben die Peruaner noch andere Traditionen von dem Ursprung ihres Reichs, die aber größtentheils entweder aus der angeführten hergeflossen sind, oder mit solcher Verwirrung erzählt werden, daß man nicht den geringsten Zusammenhang herausbringen kan. Aus der poetischen Sprache, in welcher die vorhin angeführte Erzählung

vorgetragen worden, läßt sich sehr deutlich schlieſſen, daß Wahrheit und Erdichtung mit einander vermischt sey. Wir wollen einige Anmerkungen darüber machen, um vielleicht auf die wahre Beschaffenheit der Sache zu kommen.

Wenn man die Gemüthsart der Indianer, und den wirklich barbarischen und viehischen Zustand, worinnen sie dieser Erzählung zu folge lebten, in Erwägung zieht; so scheint es nicht glaublich zu seyn, daß sie sich so leicht unter dem Gehorsam des Manco Capac gedemüthiget haben sollten, und zwar dergestalt, daß sie sich ohne Widerrede bequemten, alles dasjenige auszurichten, was er ihnen geboten hatte, ihren Leidenschaften und barbarischen Gewohnheiten zu entsagen, um sich zu einer vernünftigen Lebensart zu gewöhnen; ihre eingewurzelte Trägheit abzulegen, und sich der Arbeit zu unterziehen; ihre alte Götzen und Religion zu verlassen, und diejenige die er ihnen vorschlug, anzunehmen; ihrer natürlichen Freyheit, darinnen sie bisher gelebt hatten, zu entsagen, und sich gutwillig unter das Joch der Unterthänigkeit zu beugen;

kurz,

kurz, aus Barbaren und Unmenschen, denn dieses waren sie nach allen Absichten, sich plötzlich in vernünftige Menschen zu verwandeln. Wer den Fortgang des menschlichen Wachsthums, und die blos stufenweis fortschreitende Veränderung des Menschen kennt, muß natürlicher Weise auf die Gedanken gerathen, daß ganze Jahrhunderte erfordert wurden, ehe eine solche allgemeine Veränderung zu Stand kommen konnte, und daß mehrere Generationen vorüber gehen musten, ehe sich eine Nation aus einem so verwilderten Zustand herausreissen konnte. Eine so unbegreifliche Verwandelung macht, daß man sich mit Mühe überreden kan, es sey bis auf den Manco Capac kein König in Peru gewesen; und diese Vermuthung wird durch die mannigfaltigen Meynungen von der Ankunft dieses Fürsten vermehrt. Denn ausser der vorhin angeführten Erzählung lassen ihn andere auf eine ganz andere Art auf dem Peruanischen Schauplatz erscheinen. Sie sagen, nach einer allgemeinen Ueberschwemmung sey in der Gegend Tiahuacanu ein gewisser Mensch zum Vorschein gekommen, der die Welt in vier Theile getheilt, und sie vier Personen, denen er

den Königs Titel beylegte, geschenkt habe; davon habe der eine, Manco Capac, der andere Colla, der dritte Tocay, und der vierdte Pinahua geheissen, die sich nach den vier Weltgegenden in die Erde getheilt hätten. Eine andere Peruanische Tradition erzählt die Geschichte also: Bey Erschaffung der Welt wären vier Manns- und eben so viel Weibspersonen aus den Oeffnungen der Felsen bey Paucartampu hervorgekommen; der erste unter diesen wäre Manco Capac, und seine Frau Mama Oello gewesen; der andere hätte Ayar-Cachi, der dritte Ayar Vehu, und der vierdte Ayar Sauca geheissen. Der erste habe sich Völker unterwürfig gemacht; von den andern aber wisse man nichts. Diese Lücke füllen sie mit etymologischen Erdichtungen aus, fast wie die Europäischen Alterthumsforscher. Sie sagen, in der Sprache der Yuca bedeute Cachi, Salz; durch das Wort Vehu, werde ein gewisses Gewürz, so dem Pfeffer gliche, verstanden; und Sauca sey so viel als Ergötzlichkeit. Und nun ist die allegorische Geschichte fertig. Unter dem einen Bruder Cachi, (Salz) verstehen sie die guten Lehren, die ihnen Manco in Absicht auf die

gute Lebensart gegeben; durch den Pfeffer wollen sie die Annehmlichkeit oder den guten Geschmack, den sie dabey empfunden haben, anzeigen, und durch die Ergötzlichkeit, (Sauca) wollen sie die Zufriedenheit anzeigen, die sie dabey empfanden. Wenn unsere Leser über diese Erklärung lachen, so verdenken wir es ihnen zwar nicht; bitten sie aber zu bedenken, ob nicht manche gelehrte Erklärung der Mythologie der gesitteten Griechen, eben so lächerlich sey.

Genug, Manco Capac, er mag nun von der Sonne herabgeschickt, oder von einem andern Lande nach Peru gekommen seyn, ist der erste Stiffter der Nation. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter den Völkern, die vorher in dieser Gegend gewohnt haben, sehr viele eine abscheuliche Abgötterey getrieben haben; vielleicht waren sie von der Allgötterey nicht weit entfernt. Einige Personen unter ihnen mögen vielleicht der Sonne einen göttlichen Dienst erwiesen, und ihr Opfer gebracht haben. Wenigstens finden wir bey allen americanischen Völkern Spuren des Sonnen- und Feuerdienstes,

wie wir zu seiner Zeit umständlich zeigen werden. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sich unter den dasigen Einwohnern einige Personen gefunden haben, die diesen Dienst selbsten ergeben waren, und auch andere dazu gebracht haben. Nimmt man dieses an, so verschwindet in der obigen Erzählung alles Wunderbare, es läst sich leicht vermuthen, daß die Familie des Manco Capac eine von denenjenigen gewesen, welche dieser Art der Abgötterey ergeben waren. Sein Verdienst auf dieser Seite besteht also darinnen, daß er die Menschen von einer unedlen und abscheulichen Art der Abgötterey zu einer feinern und subtilern übergeführt habe. Sieht man, wie sich aus allen barbarischen Nationen nach und nach Staaten formirt haben; so ist es auch wahrscheinlich, daß unter diesen alten Indianern Leute gewesen, die Geschicklichkeit genug besessen haben, darauf zu denken, wie sie sich die andern unterwerfen können: eine Erscheinung, die nur gar zu oft auch bey der verfeinerten menschlichen Natur vorkommt. Es ist also gar nichts seltsames, daß derjenige, der einen gewissen Grad des Ansehens über andere erhalten hatte, sich bemühete,

mühete, diesen Vorzug weiter zu treiben. Man wende uns nicht ihre Barbarey dagegen ein; so groß sie auch immer gewesen war, so gieng sie doch nicht so weit, daß sie die Lust zur Herrschafft, und denjenigen Ehrgeitz erstickte, welcher einen Theil von unsrer Natur auszumachen scheint, und welcher macht, daß man sich niemals einer erlangten Herrschaft gern begiebt, sondern sie gern auf seine Nachkommen bringt. Es ist also höchst zu vermuthen, daß unter den ganz alten Indianern jeder Stamm oder Völkerschaft, die vielleicht nur aus wenigen Familien bestund, eine Art von Oberhaupt hatte. So wild und herumschweifend auch diese Völker immer gewesen waren; so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß immer eine vollkommene Gleichheit unter ihnen geherrscht habe. Dieses also nun vorausgesetzt, kann es seyn, daß es in der Gegend von Cuzko, eine, nicht so barbarische Nation als die andern, und folglich eine verschlagenere Völkerschaft gegeben habe, die unter einem Haupt oder Art von Oberherrn gestanden, und sich nach und nach durch Unterdrückung der andern zu vergrössern gewußt, ohne jedoch grossen Fortgang zu machen, bis sie ein fähigeres, muthigeres und mit

mehr natürlicher Einsicht begabtes, kurz, ein solches Oberhaupt bekam, wie uns Manca Capac geschildert wird. Dieser ersann mit vieler Verschlagenheit eine Fabel, wodurch er sich zum Sohn der Sonne machte, und dieses wurde von seiner Nation geglaubt. Man darf sich gar nicht darüber wundern; haben doch wohl andere Nationen, die weit erleuchteter waren, noch viel unwahrscheinlichere Fabeln geglaubt. Manco Capac, scheint also ein gebohrner Fürst eines kleinen Staates oder einer nicht sehr zahlreichen Völkerschaft gewesen zu seyn, der mehr Witz und Einsicht gehabt, als seine Vorfahren, den Verstand seiner Unterthanen gebessert, und seine Staaten durch Wohlthun, Sanftmuth, List, und endlich durch Gewalt vergrössert. So hängt die Sache ganz natürlich zusammen.

Die erste Sorge also richtete Manco Capac darauf, daß er seine neuen Unterthanen lehrte, wie sie das Erdreich bauen, ihre Haushaltung bequem einrichten, und allerley zum menschlichen Leben dienliche Dinge verfertigen sollten. Nachher unterrichtete er sie in guten Sitten, empfahl ihnen die Anständigkeit in ihrem Umgange, und die an ihren Nächsten

auszu=

auszuübende Pflichten ; denn bisher glaubte niemand, daß er dem andern etwas schuldig sey. Er war gewiß einer von denen auffer-ordentlichen Geistern, dergleichen die göttliche Vorsicht dann und wann in allen Staaten hervorbringt, um den andern zum Führern zu dienen. Er suchte ihnen besonders, den in der gesunden Vernunft befestigten Lehrsatz bey zu bringen, daß, wenn sie in ihren Wohnungen Ruhe und Friede haben wollten, sie gegen ihre Nachbarn gleiches Verhalten beweisen müsten. Damit er auch die Unreinigkeit, als ein unter ihnen sehr gemeines Laster abbringen möchte, so verbot er bey harter Strafe, die Ehrbarkeit der Frauen und Jungfrauen zu verletzen. Er verordnete deswegen, daß niemand mehr, als eine Frau haben sollte, welche er, aus seiner Verwandschaft heyrathen muste, in der Absicht, damit die Familien desto fester zusammen halten möchten. Das Vieh, welches bisher auf dem Felde und in den Wäldern zerstreut herum gelaufen war, lies er in Heerden zusammen treiben, lehrte sie durch Spinnen und Weben die Wolle derselben brauchen. Er wies ihnen, wie sie aus den Häuten der Thiere Schuhe, oder Halbstiefeln, Usute genannt, machen sollten. Ueber eine jede kleine Nation, die er unter seine

Both=

Bothmäßigkeit gebracht hatte, setzte er einen Curaka, welches eben so viel, als in andern americanischen Sprachen ein Cazike ist. Diesem tag ob, über der Einwohner Aufführung die Auffsicht zu haben. Da ihm dieses Amt von besonderer Wichtigkeit zu seyn schien; so wählte er blos diejenigen dazu, die die meiste Geschicklichkeit hatten, andere zu unterweisen, und dabey die redlichsten Männer waren. Diesen befahl er über ihre Untergebene, als Väter über ihre Kinder, zu wachen; dem Volk aber befahl er, ihm, als Vater zu gehorchen. Zugleich verordnete er, daß die Ernte in jeder Gemeinheit an einem Ort aufgeschüttet werden muste, damit jedem davon dasjenige, was er zu seiner Nothdurft brauchte, ausgetheilt werden möchte, und das so lange, bis eine ordentliche Eintheilung der Länder vorgenommen werden könnte. Insonderheit lies er sich die Abschaffung ihres Götzendienstes angelegen seyn. Zu dem Ende wies er ihnen Orte an, wo sie Sonnentempel erbauen sollten, und verordnete zugleich, daß sie die Sonne als ihren Gott verehren, und ihr für die empfangene Wohlthaten danken sollten. Zugleich befahl er, wenn eine hinlängli-

längliche Anzahl von Frauenspersonen von königlichem Geblüt vorhanden wäre, ein besonderes Haus erbauet, und sie darinnen zum Dienst der Sonne aufbehalten werden sollten. Um seine Unterthanen noch mehr aufzumuntern, erhob er diejenigen, die ihm vorzüglich gefolgt waren, in den Adelstand, und legte ihnen den Ehrentitel, Ynca, den er selbst führte, bey; welches jedoch nicht eher geschahe, als bis er sie hinlänglich überredet zu haben glaubte, daß er ein wahrer Sohn der Sonne sey.

Um sich und den übrigen Adel durch äussere Kennzeichen zu unterscheiden, so trug er die Haare nicht länger als einen fingerbreit und stufenweis abgeschnitten: und dieses wurde auch von seinen Nachfolgern beobachtet. Gleichergestalt durchborten sie sich auch die Ohren, besonders das weibliche Geschlecht. Diese Gewohnheit bestund darinnen, daß sie zu ihren Ohrengehängen ein ungeheuer grosses Loch in die Ohren machten, hiedurch zogen sie ein Band, das einer vierthel Elle lang und eines halben Fingers dick war; hieran befestigten sie unten ihre Gehänge, daß es fast

unglaublich ist, wie das wenige Fleisch an den Ohrläppgen ein so schweres Gehäng halten konnte. Wie die Spanier in das Land kamen; so nennten sie die Einwohner wegen dieser Zierrath nur Orejines, oder Langohren. Die Ynca trugen auch statt der Mütze eine Art von Binden eines Fingers dick um den Kopf; eben diese Tracht erlaubte der König seinen andern Unterthanen auch, nur mit dem Unterschied, daß sie von schwarzer Farbe seyn musten. Um seine Unterthanen durch eine Kleinigkeit, die ihm nichts kostete, noch mehr an sich zu ziehen; so erlaubte ihnen Manco Capac, daß sie sich die Haare auf eben die Art, wie er sie zu tragen pflegte, schneiden durften; doch mit dem Unterschied, daß nachdem einer vornehmer oder geringer war, solches auch durch den Haarschnitt angezeigt wurde. Seine Absicht gieng dahin, unter diesem noch barbarischen Volk wenigstens einigen Unterschied der Stände im äusserlichen einzuführen. Noch ein anderes Unterscheidungszeichen, welches dieser König einführte, war dieses, daß einige eine Art von einer Mütze, welche bis an die Schläfe offen stund, tragen, und die vördersten Haare hinter die

Ohren

Ohren streichen sollten; bey andern aber war der Kopfputz ganz anders, jedoch daß man immer die Haupt-Nationen dadurch unterscheiden konnte. Eben diesen Unterschied führte er einige Jahre hernach in Ansehung der Ohrgehänge ein; zum Exempel die Völkerschaften Mayu und Cancu, trugen ein Stück Holz, andere einen Püschel weisser Wolle eines Daumens groß, wieder andere ein Stück Schilfrohr, noch andere Baumrinden in den Ohren. Je näher diese Trachten denjenigen kamen, deren sich die Ynca zu bedienen pflegten, für ein desto grösseres Ehren- und Unterscheidungszeichen wurden sie gehalten. Er gieng mit ihnen um, wie mit Kindern, die man durch Spielwerke am besten lenken kann.

Unter diesen Anstalten näherte sich sein Ende. Da es Manco Capac merkte, so lies er alle seine vornehmste Unterthanen in die Hauptstadt Cuzko zusammen kommen, und sagte zu ihnen: die Zeit nahet heran, daß ich wieder zum Himmel zurück kehren muß, um mich mit meinem Vater, der Sonne, wieder zu vereinigen: (diesen Ausdruck brauchten hernach alle Ynca bey ihrem herannahenden Ende)

ehe ich aber von euch gehe, so will ich auch meine Gnade vollkommen machen, und euch allen den königlichen Namen beylegen, damit eure Nachkommen in Zukunft von jedermann in Ehren gehalten werden. Euch, als meinen ersten Unterthanen, gestehe ich auch die übrigen königlichen Ehrenzeichen zu, und hoffe, daß ihr und die eurigen dadurch jederzeit desto mehr Treue und Ergebenheit gegen eure Könige haben werdet. Dieses letzte war ihnen besonders angenehm; denn sie rühmten sich, daß ihr König nicht damit zufrieden gewesen, daß er sie zu vernünftigen Menschen gemacht, sondern sie auch noch dergestalt erhoben habe, daß er ihnen seinen Titel beygelegt, wodurch sie sich nunmehr insgesammt in gewissen Verstand als Sonnenkinder betrachten könnten. Seinen Kindern gab er hernach noch besondere Befehle, zum Exempel, sie sollten sich der Indianer mehr durch Wohlthaten und Liebe, als durch Gewalt zu versichern suchen; sie sollten auf die Erziehung ihrer Kinder ein wachsames Auge haben, damit seine Lehrsätze auf die Nachkommenschaft von einem Geschlecht zum andern fortgepflanzt werden könnte. End-

sich versicherte er sie, daß alles, was er gesagt habe, von der Sonne herrühre. Und so starb dieser erste Stiffter seiner Nation, der vielleicht vor manchen griechischen Gesetzgeber vieles voraus hat. Sein Tod verursachte unter seinen Unterthanen grosse Betrübnis. Sie betrauerten ihn etliche Monathe, und damit sie ihn beständig bey sich haben, und nicht aus den Augen verlieren möchten, balsamirten sie ihn ein. Sie beteten ihn nach seinem Tod als einen Sonnensohn an, und brachten ihm viele Schafe, Lämmer, Caninchen, Vögel und Früchte zum Opfer. Seine Gesetze wurden auch durch die ganze Zeit, so lang die Peruaner einen unabhängigen Staat formirten, das ist, bis auf die Ankunft der Spanier, beobachtet.

Sein Sohn und Nachfolger in der Regierung Sinchi Roco setzte dasjenige, was der Vater angefangen hatte, mit guten Erfolg fort. Ein Theil des Landes war nunmehr aus seiner Wildheit einigermassen herausgerissen; aber rings um ihn herum waren noch zahlreiche Völkerschaften, die noch in ihrem viehischen Zustand lebten. Er berufte

deswegen seine vornehmsten Unterthanen, die Curaca, und andere, zusammen, und hielt ihnen eine sehr nachdrückliche Rede von ihrer Verbindlichkeit, zu Erfüllung derjenigen Befehle behülflich zu seyn, die ihnen die Sonne durch den Mund des Manco Capac, seines Vaters, gegeben hätte; sie sollten ihm demnach helfen diese Barbaren unter das Joch zu bringen, damit die andere durch die Vortheile, welche eine so vortheilhafte Lebensänderung zuwegen brächte, bewogen werden möchten, sich von selbsten seiner Herrschaft zu unterwerfen. Sie bewiesen sich willig dazu, und machten so gleich Anstalt zu ihrer Reise. Der Erfolg war ihrer Erwartung gemäß. Viele Völker gehorchten ihm ohne Schwierigkeit. Die Ursache von der geschwinden Unterwürfigkeit dieser noch ganz wilden Menschen, ist in ihrer Gemüthsbeschaffenheit zu suchen. Aus Liebe zur Neuigkeit, die allen Indianern besonders eigen ist, wurden sie bewogen, alles zu hören, und vermöge ihrer Leichtsinnigkeit glaubten sie alles, was ihnen scheinbar vorkam. Durch diese Mittel gewann er viele Völker, ohne Waffen nöthig zu haben, er lies sie nach dem Beyspiel

spiel seines Vaters im Feldbau unterrichten, und zu einer sittsamen Lebensart anführen; nach und nach bewegte er sie, ihre grobe Abgötterey zu verlassen, und die Sonne anzubeten. Mit einem Wort er tratt vollkommen in die Fußtapfen seines Vaters, und schuf durch Gelindigkeit und Wohlthun, viele Nationen um, die sich mit Lust seiner Regierung unterwarfen. Allein unter seinen Nachfolgern gieng es schon nicht mehr so friedfertig zu. Sein Sohn, Lloki Yupanki betratt zwar anfänglich auch den Weg der Güte, den seine Voreltern betretten hatten; allein, er war nicht so glücklich, wie jene. Da er den Anfang seiner Bekehrungen und Eroberungen mit der Landschaft Anaviri machen wollte, und seine Abgesandten hingeschickt hatte, die den Einwohnern seine Absicht erklären sollten; so wollten diese nicht so gleich darein willigen, sondern wollten vor allen Dingen die Gesetze wissen, die sie beobachten, und den Gott kennen, den sie anbeten sollten. Man willfahrte ihnen in beiden Stücken; allein sie wollten nichts davon hören, sondern waren entschlossen, ihr Leben für ihre Freyheit zu lassen. Der Ynca

entschloß sich also, sie mit Gewalt zu zwingen. Es kam zu einem Treffen, in welchem nichts entschieden wurde. Die Feinde beunruhigten ihn hierauf durch mancherley Ausfälle; allein der Yuca wollte kein Blut mehr vergiessen: er hielt sich mit aller möglichen Standhaftigkeit zurück; die Wilden aber wurden dadurch immer kühner. Er fieng nunmehr an seine Stellung so zu nehmen, daß er sie auf allen Seiten einschloß, und ihnen die Lebensmittel entzog. Da sie auf das äusserste gebracht waren; so thaten sie zwar einen Ausfall, wurden aber übel empfangen. Die Völker des Yuca aber brauchten alle nur mögliche Mäßigung. Hiedurch wurden die Feinde bewogen, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der Yuca verzieh ihnen ihren Fehler, und lies Personen bey ihnen, die sie nach dem Beyspiel der andern unterrichten musten. Auf diese Art vergrösserte sich das Reich der Peruaner zusehends.

Es würde uns zu weit von unserm Vorhaben abführen, wenn wir alle Kriege und Eroberungen, wodurch die folgenden Könige

ge ihre Regierung merkwürdig gemacht haben, erzählen wollten; wir schränken uns also blos nur auf diejenigen ein, die zur Cultivirung der Nation im Ganzen, oder zum Theil, etwas beygetragen haben. Eine Probe davon gab unter andern der vierte König von Peru, bey der Eroberung der Cuchunaer. Diese Völker, welche auf der Westseite der Cordillera wohnten, hatten die abscheuliche Gewohnheit, daß sie eine Art von langsamen Gifft brauchten, um sich an denjenigen zu rächen, von denen sie sich beleidigt hielten. Dieses Gifft war von der Art, daß Personen von schwächlicher Leibesbeschaffenheit daran sturben, andere aber, die eine stärkere Natur hatten, wurden verstellt, geschwächt, und ihr ganzes Leben hindurch in einen solchen elenden und schmerzhaften Zustand gesetzt, der kläglicher war, als der Tod selbst. Da sie unter Peruanische Bothmäßigkeit kamen, und der König Nachricht davon bekam; so gab er den Befehl, daß diejenigen, die dieses Verbrechens überführt werden würden, bey einem langsamen Feuer allmählig verbrennt werden sollten, damit diese Unmenschlichkeit an den Missethätern hinlänglich gerochen, und hin-

führo das Andenken derselben gänzlich erlöschen möchte. Diese Strafe hatte ihre gute Würkung; die Cuchunaer lernten die Gifftmischerey verabscheuen. Sie suchten die Verbrecher selbsten auf, zerstörten ihre Wohnungen, rissen die dabey stehende Bäume um, und verlangten, daß diese Stätte zum ewigen Abscheu wüste gelassen werden sollte. Diese Strenge verursachte eine solche Aenderung, daß man in Zukunft unter der Regierung der Ynca nichts mehr von dergleichen Schandthaten hörte.

Es ist der Mühe werth hier anzumerken, wie sich die Ynca gegen die überwundene Völker betragen haben, und wie sie gesucht haben, sie zu einer ordentlichen Lebensart zu gewöhnen. Von der ersten Zeit der Könige in Peru an haben ihre Nachfolger beständig diese Gewohnheit bey behalten. Sie fiengen niemals einen Krieg an, ohne die wichtigen Bewegungsgründe zu haben, entweder die Barbarey abzuschaffen, oder ihre Gränzen, wenn sie von den Wilden beunruhiget wurden, zu bevestigen. Ausserdem fiengen sie niemalen einen Krieg an, ohne ihn vorher zwey oder

drey=

dreymal ihren Feinden anzukündigen. Sobald nun ein Land eingenommen war, so schickte der Ynca das vornehmste Götzenbild des Landes nach Cuzko, und lies es daselbst so lang in einem Tempel verwahren, bis die Caciken und übrige Einwohner dieses Bezirks von ihrem Bilderdienst abgelassen, und sich dem Dienst der Sonne zu widmen angefangen hatten. Dennoch aber brauchten sie hiebey die Vorsicht, daß sie diese Götzen nicht so gleich zerstörten. Sie musten besorgen, daß die Einwohner, durch die Verachtung, die ihren vermeinten Göttern wiederfuhr, schwürig möchten gemacht werden, und sich nicht so leicht nach den Gesetzen der Ynca bequemen. Sie schafften auch den Gebrauch derselben nicht eher gänzlich ab, als bis sie in ihrer Religion hinlänglich waren unterrichtet worden. Der vornehmste Cacike des eroberten Landes wurde mit seiner ganzen Familie nach Cuzko gebracht, damit er durch den Umgang mit gesitteten Personen, die Gesetze, Sitten, Sprache, Ceremonien und Gottesdienst der Peruaner lernen möchte. Sie erwiesen ihm alle nur ersinnliche Ehre, und nachdem sie ihn für unterrichtet genug hielten, so schickten sie ihn

wieder zu den Seinigen zurück, setzten ihn wieder in seine Stelle ein, und befahlen seinen Vasallen, ihn als ihren Oberherrn zu erkennen. Auch in Absicht auf die gemeinen Leute hatten sie besondere Anstalten, um sie durch nähere Verbindung mit sich in ein Volk zusammen zu schmelzen. Damit sich nemlich die siegenden und überwundenen Soldaten desto leichter mit einander versöhnen, und in Zukunft in desto besserer Eintracht unter einander leben möchten; so wurden überall gesellschaftliche Gastereyen angestellt, wobey auch Blinde, Lahme, Stumme und Taube bewirthet wurden. Man lies ihnen zum Zeichen der wiederhergestellten Einigkeit, Gold, Silber, Kleidung, Federbüsche, und dergleichen reichen, um sich damit an ihren Festtagen zu putzen. Die Jünglinge tanzten hier mit den Mädchen, die Alten hingegen vertrieben sich die Zeit mit kriegerischen Uebungen. So gewannen die neuen Herrn die Herzen ihrer Unterthanen, und bewogen sie, so ungesittet und wildartig sie auch sonst gewesen waren, das neue Joch mit Vergnügen zu ertragen, und sich ihnen mit aller Treue und Eifer zu widmen. Um ferner allen

Un=

Unruhen abzuhelfen, so behielten sie die alten Gesetze und Ordnungen des Landes bey, und bestättigten sie aufs neue, nur diejenigen ausgenommen, welche den Gottesdienst und Landesverfassung betrafen. Hielten sie es unter gewissen Umständen für dienlich, so versetzten sie die Einwohner der neu eroberten Länder in ihr altes Mutterland, und wiesen ihnen so viel Ländereyen, Vieh und andere Stücke an, als sie nöthig hatten; ihre Stelle wurde alsdenn durch Colonisten aus Cuzko und andern Städten, von deren Treue man versichert war, ersetzt. Durch diesen Kunstgriff verhüteten sie alle Empörungen, und vereinigten die Unterthanen ihres sehr weitläufigen Reichs desto genauer mit einander. Niemals setzten sie ein Land, das sie mit gewaffneter Hand eingenommen hatten, der Plünderung aus, und niemals durfte sich ein Soldat unterstehen, sich der Güter der Ueberwundenen zu bemächtigen. Sie betrugen sich mit solcher Mäßigkeit gegen die überwundene Feinde, daß man sie eher gute Hausväter, als siegende Könige nennen konnte.

Wenn die Peruaner eine fruchtbare Landschaft, die einen Ueberfluß an Lebensmitteln hatte, aber nicht gehörig angebauet und bevölkert war, eroberten; so war ihre erste Sorge, daß sie neue Einwohner dahin schickten. Oftmal geschahe dieses auch, wie wir schon erinnert haben, mit volkreichen und angebaueten Ländern, besonders, wenn die Einwohner sehr kriegerisch, oder die Länder zu weit von ihnen entfernt waren. Solche neue Einwohner nennten sie Mitmac, das ist, neu angekommene Fremdlinge. Bey ihren weit ausgebreiteten Eroberungen bemächtigten sie sich aber auch unfruchtbarer Gegenden, wo die Einwohner mit genauer Noth ihren Lebensunterhalt finden konnten. Sie beherzigten hier besonders den Vortheil ihrer neuen Unterthanen, und verpflanzten sie in fruchtbarere Gegenden. Diese Gewohnheit wurde besonders in Collao beobachtet, einem Land, welches sich hundert und zwanzig Meilen in die Länge erstreckte, wo sie wegen der kalten Witterung keinen Mays und Uchu, welchen die Spanier Piment nennen, bauen konnten; im Gegentheil wuchs eine grosse Menge Hülsenfrüchte darinnen, welche in andern Gegenden des Peruanischen

Reichs

Reichs nicht gefunden wurden. Aus diesen kalten Ländern zogen die Ynca eine grosse Anzahl der alten Einwohner heraus, und schickten einige nach Antis, die dieser Provinz gegen Morgen liegt, andere an die Küsten des westlichen Meeres. Die Peruaner merkten gar bald, daß die mehresten dieser Landschaften vor ihrer Eroberung deswegen wüste gewesen waren, weil sie einen Mangel an Wasser hatten, und die Indianer die Kunst Wasserleitungen anzulegen nicht verstunden; sie liessen also hier und dar dergleichen anlegen, und sendeten eine Menge Einwohner zu ihrer Bevölkerung dahin; sie gaben ihnen den Befehl, einander hülfreiche Hand zu leisten, und den Vorrath an Lebensmitteln, der bey ihnen überflüßig war, gegen andern, der bey ihnen fehlte, zu vertauschen. Auf diese Weise suchten sie allen ihren Unterthanen zu helfen. Sie hatten aber dabey noch eine besondere Absicht. Zwey Drittel des fruchtbaren Erdreichs gehörte dem Staat, nemlich ein Theil der Sonne, und ein Theil dem König. Hiedurch bekam der letztere Lebensmittel genug seine Armee zu erhalten, und die Einwohner bekamen auf

der andern Seite dasjenige in Uebermaß, was ihnen in den besondern Ländern abgieng.

Um die Communication unter den Ländern, die an vielen Orten durch breite und reisende Ströme unterbrochen wurde, zu erhalten, legten sie hier und dar eine besondere Art von Brücken an. Der Erfinder davon war Mayta Capac, der vierte Ynca von der Zeit der Stiftung der Nation. Sie verfertigten solche aus Bindweiden, oder Bejuken, die sie zusammen flochten, daß dicke Seile, so lang als sie sie brauchten, daraus entstunden. Sechse dieser Seile spannten sie über den Fluß, von einem Ufer zum andern. Quer darüber legten sie Pfähle, oder auch gedürrte Binsen, und oben darauf Laub und Zweige. Dieses stellte den Fußboden vor. Die beiden äussersten Seile wurden höher gebunden, und an die untern befestigt: sie dienten zu einem Geländer, woran man sich halten konnte, damit man wegen des beständigen Schwankens ohne Gefahr darüber gehen konnte. Diese Brücken dienten nur für Menschen, wenn sie zu Fuß darüber gehen wollten. Sie erfanden aber auch gar bald ein Mittel zum

Trans=

Transport für das Lastvieh. Sie dreheten ein Seil, das viel dicker, als die vorigen war, nemlich im Durchschnitt sechs bis acht Zoll, und befestigten es an beiden Ufern an Pfähle; an das Seil, welches nur ganz schlaff angezogen war, hängten sie eine hölzerne Gabel, worein das Thier gesetzt wurde, wenn es zuvor am Bauch, an der Brust und den Schenkeln fest gebunden war. Hernach gab man ihm einen Stoß, wodurch es mit grosser Geschwindigkeit über den Fluß hinüber fuhr. Eine solche fliegende Brücke nennten sie Tarabite. Sie bedienten sich derselben auch, Menschen hinüber zu bringen. Sie hängten nemlich einen Korb an zwey Gabeln auf, die an dem vorhin gemeldten Strick hinliefen. Hierein setzte sich der Mensch, der über den Fluß gehen wollte. Auf jeder Seite des Korbs war ein Seil gebunden, woran man ihn hinziehen konnte, wo man hin wollte. Wir werden unten noch von mehr dergleichen Erfindungen reden. Durch das ganze Land sind dergleichen Brücken angelegt gewesen, und man sieht noch heut zu Tage eine Menge derselben.

Noch ein anderes Mittel die Verbindung unter den verschiedenen Theilen des Reichs zu erhalten, war die Verordnung, daß die Erben der Vornehmsten des Landes bey Hofe erzogen werden, und so lang daselbst bleiben musten, bis sie durch das Absterben ihres nächsten Verwandten Besitz von den Gütern nehmen konnten. Ihre Absicht dabey war, daß diese indessen Gelegenheit haben möchten, etwas zu lernen, und sich eine vornehmen Leuten anständige Lebensart anzugewöhnen. Sie wurden mit vieler Leutseeligkeit gehalten, damit sie zu ihrem Landesherrn eine wahrhafte Liebe haben, ihm mit einer völligen Ergebenheit dienen, und sich durch das Andenken der empfangenen Gnadenbezeugungen ihrer Schuldigkeit erinnern könnten. Die Könige hatten aber hiebey noch eine Nebenabsicht. Durch die Anwesenteit der Erben so vieler in dem Reiche gelegener Güter und Länder, wollten sie ihren Hofstaat glänzender machen; zugleich aber musten diese zu Geisseln dienen, daß ihre Angehörige nicht etwa einen Aufstand erregen, und sich von der Oberherrschaft der Ynca zu entledigen suchen möchten. Denn da ihr Reich nach und nach zu einer so entsetzli-

setzlichen Größe angewachsen war, daß manche Landschaft auf sechs hundert Meilen weit vom Hof entfernt war; so besorgten sie, daß die weite Entlegenheit und noch vorhandene Ueberbleibsel von der wilden Gemüthsart der Einwohner zu allerhand Unruhen Gelegenheit geben möchte. Ein Land zwar allein würde zu schwach gewesen seyn, etwas zu unternehmen; allein man weiß, wenn in weitläuftigen Staaten einmal sich der Geist des Aufruhrs zeigt, so verbreitet er sich gar zu leicht in andere Gegenden. Um nun diesem Uebel abzuhelfen, behielten die Könige die Vornehmsten des Landes bey sich am Hof. Diese jungen Leute meldeten ihren Anverwandten von Zeit zu Zeit, wie wohl sie gehalten wurden, und hiedurch versicherten sich die Könige der Treue der Grossen. Sollte es ja geschehen seyn, daß es bey einigen gar keinen, oder gar einen widrigen Eindruck gemacht hätte; so durften sie es im geringsten nicht merken lassen: und so war diese Einrichtung eine von den stärksten Banden, wodurch diese Völker zusammengehalten wurden.

Kein Staat kan ohne Gesetze bestehen; denn entweder werden Unordnungen über Un-

ordnungen entstehen, oder wenn alles dem Willkühr des Regenten überlassen bleibt, so wird aus dem Misbrauch dieser Gewalt allen Bedrückungen Thüre und Thore geöffnet werden. So wie also die Peruaner zu den Zeiten des Ynca Manco Capac angefangen hatten, sich in ein ordentliches Wesen einzuschränken, und ihre vorige Lebensart, die sie in einer viehischen Wildheit ohne Gesetze und Policey geführt hatten, zu verlassen; so entstunden auch nach und nach besondere Gesetze, die ihnen ihre Regenten blos nach dem Lichte der Vernunft gaben. Sie verdienen hierinnen ein weit grösseres Lob, als jene gerühmte Gesetzgeber des Alterthums, als welche durch Beyhülfe der Wissenschaften und anderer menschlichen Kenntnisse, die unter ihren Völkern schon gewisser massen anzutreffen waren, eine grosse Erleichterung hierinnen hatten; da diese im Gegentheil von allen diesen Vortheilen entblößt waren. Was aber allen Begriff übersteigt, ist dieses, daß die Ynca, welche keine von diesen Unterstützungen hatten, dennoch solche vortreffliche und vernünftige Gesetze gegeben haben, daß sie, die Abgötterey ausgenommen, den besten Anord-

nun-

nungen des Alterthums gleich geachtet zu werden verdienten. Die Indianer hatten auch ein auſerordentliches Verlangen, das Andenken davon aufzubehalten; und deswegen haben ſie ſolche vermittelſt ihrer Knoten und vielfarbiger Faden, davon wir weiter unten Gelegenheit haben werden zu reden, ganz unzertrennt auf ihre Nachkommenſchaft gebracht. Sie hatten Municipal-Verordnungen, welche den Vortheil einer Stadt, oder eines beſondern Volks, in ſeiner eigenen Jurisdiction betrafen; ſie hatten etwas, ſo den Römiſchen Ackergeſetzen ähnlich war, welches aber nicht ſo, wie von dieſem aufgeklärten Volk, zum Ruin des Staats und zur Befriedigung der Privatabſichten gemißbraucht wurde; ſie verſtunden die Kunſt die Ländereyen abzumeſſen, und ohne Rückhalt unter die Einwohner der Städte zu vertheilen. Sie betrugen ſich hierbey mit der gröſten Redlichkeit und Unpartheylichkeit. Es waren nemlich gewiſſe Perſonen beſtellt, die zu dieſem Behuf ein gewiſſes Maas, ſo ſie Tapu nennten, gebrauchten, und die einem jeden ſeinen gehörigen Antheil anwieſen. In Anſehung des Tributs, den ſie zum gemeinen Beſten geben mußten,

hatten sie ebenfals ihre besondere Gesetze, welche so heilig beobachtet wurden, daß es in keines Richters oder Statthalters, ja nicht einmal selbst des Ynca Gewalt stund, sie zu übertretten. Eben diese Genauigkeit beobachteten sie auch in Ansehung der Pönal-Verordnungen. Kein Richter durfte die in dem Gesetz enthaltene Strafe übergehen, sondern er mußte das Gesetz bey Lebensstrafe pünktlich vollstrecken. Die Ursache, die sie hievon angaben, war, daß man dem Richter nicht erlauben könnte, etwas zu den Gesetzen hinzu oder davon zu thun, ohne der Majestät des Gesetzes selbsten zu nahe zu tretten, indem man es um so viel mehr in Ehren halten müste, da es von dem König mit Zuziehung seines Raths gemacht worden; die besondern Richter hätten nicht so viel Erfahrung, und wenn man ihnen hierinnen nachsehen würde, so würde dieses zu weiter nichts dienen, als die Gerechtigkeit feil zu machen, und allen Verfälschungen den Weg zu bahnen; Unordnungen im Staat würden alsdenn unvermeidlich seyn, denn ein jeder Richter würde nach seinem Kopf verfahren: und endlich wäre ein Richter kein Gesetzgeber, sondern nur ein Vollstrecker

strecker der Gesetze. Die Gesetze der Peruaner selbst, waren ausserordentlich scharf, indem sie meistentheils wegen des geringsten Fehlers zum Tode verdammten; man muß aber auch bedenken, daß bey Völkern, die erst aus ihrer Wildheit heraus kommen, die Gesetze aus einem ganz andern Gesichtspunkt angesehen werden müssen, als wenn einem bereits cultivirten Volk Verordnungen gegeben werden: hier können gelindere Bewegungsgründe eben die Wirkungen hervorbringen, welche dort durch härtere Mittel müssen erzwungen werden. Wenigstens würkte bey den Peruanern die Furcht vor einer so harten Strafe einen solchen Abscheu vor dem Laster, daß man in dem ganzen Reiche der Ynca oftmals in einem Jahr kaum einen fand, der einen solchen strafbaren Fehler begangen hätte. Um ihren Gesetzen eine noch grössere Autorität zu geben, hatten sie den allgemeinen Glauben angenommen, daß sie ihre Gesetze für göttlich hielten; denn sie gaben vor, die Sonne, ihr Vater, hätte sie dem Ynca, ihrem Sohn, geoffenbaret. Wenn daher jemand die Gesetze übertratt, so sahe er sich als einen Gottesschänder an, gesetzt auch, daß

seine Uebertrettung nicht bekannt wurde. Und dieser Gedanke war bey ihnen so stark, daß oftmals diejenigen, die sich in ihrem Gewissen für strafbar hielten, dem Richter freywillig ihre geheimsten Verbrechen entdeckten. Denn der Gedanke, den sie hatten, die Seele verdamme sich selbst, bewog sie zu glauben, daß ihre Sünden die Ursache von alle dem Unglück wäre, welches dem gemeinen Wesen begegnete.. Damit sie also verhinderten, daß ihr Gott wegen ihrer besondern Fehler keine andere Uebel in die Welt schickte, so sagten sie, sie wollten lieber ihre Sünden selbst bekennen und dafür büsen.

Wir wollen hier noch einige besondere Gesetze nahmhaft machen, die gleich bey der Errichtung ihres Staats eingeführt worden, und welche zur Festigkeit desselben ungemein viel beytrugen. Sie hatten ein Gesetz, welches sie das gemeine Gesetz nennten; dieses legte allen Indianern auf, an öffentlichen Werken, zum Exempel, Tempeln, Schlössern, und dergleichen, zu arbeiten. Ein anderes Gesetz nennten sie das Bruder-Gesetz, darunter verstunden sie dasjenige, welches al-

len Einwohnern einer Stadt auferlegte, wenn es auf den Feldbau, Ausbesserung der Privathäusser, und dergleichen ankam, einander hülfreiche Hand zu leisten. Desgleichen, beobachteten sie auch das Gesetz, so sie Mitachanacuy nennten. Dieses verordnete, daß in allen Werken, woran das gemeine Wesen Theil nahm, eben die Genauigkeit beobachtet werden muste, die sie bey der Theilung der Ländereyen anwendeten, dergestalt, daß jede Landschaft, jede Stadt und Familie, auch jede Privatperson, nicht mehr und weniger dabey verrichtete, als was ihr angewiesen war; ferner, daß diese Arbeit unter denjenigen abwechseln muste, welche dazu wechselsweis gebraucht wurden, damit ein jeder Zeit bekam, wieder auszuruhen. Ein anderes Gesetz schränkte ihren gewöhnlichen Aufwand ein, und verbot, an ihren Kleidern Gold, Silber und Edelgesteine zu verschwenden. Eben dieses Gesetz schnitte bey ihren Festen allen Ueberfluß ab, und verordnete, daß sich die Einwohner der Städte alle Monathe zwey bis dreymal versammeln, und in Gegenwart ihrer Curaca essen musten, ferner, daß sie sich auch ausserdem mit kriegerischen Uebungen er-

götzen, und die Zeit vertreiben sollten. Der Zweck dieser öffentlichen Belustigungen bestund darinnen, ihre Gemüther aufzumuntern, in Friede und Einigkeit mit einander zu leben, und diejenigen, die auf dem Felde arbeiteten, wieder zu erquicken. Sie hatten auch ein Gesetz, das zum Besten der Armen gegeben war. Dieses verordnete, daß den Blinden, Stummen, Lahmen, Alten, Kranken, und andern Personen, die nicht im Stande waren, ihre Ländereyen selbst zu bearbeiten, aus den öffentlichen Vorrathshäusern ihr Lebensunterhalt angewiesen werden sollte. Zu Folge einer andern Verordnung wurde auch aus den öffentlichen Vorrathshäusern dasjenige genommen, was zu Bewirthung fremder Gäste erfordert wurde, sie mochten nun Fremde, oder aus dem Lande gebürtig seyn, und eine nöthige Reise antretten wollen. Damit nun diese desto bequemer verpflegt werden könnten, so waren öffentliche Häusser und Hospitäler, so man Corpahuaci nennte, angelegt, worinnen sie mit allem, was sie nöthig hatten, versehen wurden. Eben dasselbe Gesetz verordnete, daß die Einwohner einer jeden Stadt ihre Armen zu ih-

ren öffentlichen Feyerlichkeiten einladen mu-
sten, damit diese hiedurch einen Theil ihres
Elendes vergessen möchten. Ausser dem vor-
hin angeführten Gesetz, welches den gewöhn-
lichen Aufwand bestimmte, hatten sie noch
ein anderes, welches die Sparsamkeit zum
Endzweck hatte. Hierinnen waren zwey Stü-
cke enthalten; der erste Artickel war, daß nie-
mand müßig gehen sollte. Sie hatten hier-
innen eine so gute Ordnung, daß auch Kin-
der von fünf Jahren gewisse Arbeiten, die ih-
ren Kräften angemessen waren, verrichten mu-
sten. Selbst Blinde, Lahme und Stum-
me, waren nicht von der Arbeit ausgeschlos-
sen, wenn sie nicht durch die Unbrauchbarkeit
ihrer andern Glieder gänzlich an der Arbeit
gehindert wurden. Der andere Artickel die-
ses Gesetzes legte den Indianern auf, zur Es-
senszeit ihre Thüren offen zu lassen, damit
die Gerichtsbedienten jederzeit einen freyen
Eintritt in ihre Häusser haben könnten, wenn
sie einen Besuch bey ihnen abstatten wollten,
um nach zu sehen, ob die Männer und Wei-
ber auch die nöthige Sorgfalt in der Wirth-
schaft und der Erziehung der Kinder anwen-
deten. Diejenigen, die sie antrafen, daß sie

ihrer Pflicht gemäß handelten, lobten sie öffentlich; die Nachläßigen aber stäupten sie auf den Aermen und Hüfften mit Ruthen, und verurtheilten sie dem Befinden nach zu härterer Strafe. Diese vortreffliche Policey war eine von den Grundvesten, worauf ihr Staat beruhete. Ueberfluß und Ordnung verbreitete sich durch alle Aeste dieses weitläuftigen Reichs. Wenn wir unten auf die Gewohnheiten der Peruaner kommen werden, so werden wir noch mehreres davon reden. Dieses gegenwärtige mag genug seyn, uns einen Begriff zu machen, auf was für heilsame Verordnungen der Peruanische Staat gegründet gewesen. So lang die Regierung der Inca dauerte, so wurden alle diese schönen Verordnungen aufrecht erhalten, und das Reich war in einem blühenden Zustand; da aber die große Revolution durch die Eroberung der Spanier erfolgte; so giengen alle diese schönen Anstalten auch wieder verlohren, und die Peruaner verfielen in eine Unwissenheit, die fast grösser war, als diejenige, woraus sie durch die Bemühungen der Inca waren gerissen worden.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Peruaner.

Unter denjenigen Stücken, die wir bey dem National-Character der verschiedenen Völker zu betrachten haben, steht die Religion billig oben an; sie hat den stärksten Einfluß in ihre Sitten, uud ihre ganze Gedenkungsart leuchtet aus derselben hervor. Bey der grossen Verschiedenheit die wir unter den Völkern des Erdbodens antreffen, stimmen sie dennoch alle mit einander darinnen überein, daß sie einen Gott erkennen, und ihn auf gewisse Art zu verehren suchen; allein wenn wir uns auf die besondern und einzelnen Stücke ihres Gottesdienstes einlassen, so finden wir darinnen eine solche Verschiedenheit, die derjenigen nichts nachgiebt, die wir in Ansehung ihrer Sitten und ihrer übrigen Lebensart bemerken. Wenn man in der Untersuchung irgend einer Sache, die die Wilden angeht, behutsam seyn muß, so ist es in der Beobachtung ihrer Religion. Diejenigen, die zu

erst

erst ihre Lande betretten haben, sind grö-
stentheils in ihrem Urtheil zu voreilig gewesen,
und haben ihnen Sachen beygemessen, woran
diese vielleicht niemals gedacht haben. Der
erste Anblick ist gemeiniglich betrüglich. Man
muß sich nicht so gleich in die ausführliche Er-
zählung der Sitten und Gebräuche eines Volks
einlassen, wenn man noch keine hinreichende
und glaubwürdige Nachrichten davon hat; zu-
mal, wenn man die Sprache nicht versteht.
Und gesetzt auch, man hat diese nach Verlauf
einiger Zeit gelernt, so stößt man doch bey dem
Fortgang dieser Sache auf tausend Schwie-
rigkeiten. Der Wilde läst sich selten in eine
Unterredung von Religions-Sachen ein; wenn
man ihn auch die Unvernunft einiger seiner Re-
ligions-Sätze zeigt, so beweist er dennoch durch
sein ganzes Betragen, daß er nicht so wohl
aus einer Hartnäckigkeit, die aus Mangel des
Lichts und der Erkenntnis entsteht, als viel-
mehr aus einer Unordnung der Sitten, so fest
auf seiner Meinung bleibt. Man entdeckt
dieses gar deutlich, wenn man die Mißions-
Nachrichten mit einem philosophischen Auge
ansieht.

Die

Die ganze Anlage der Religion der Wilden, ist sich also gewissermassen überall gleich. Die Religion der Wilden in America, ist von derjenigen nicht viel unterschieden, die die Barbaren, die zu erst Griechenland bewohnten, und sich hernach in andere Gegend ausgebreitet haben, in ihren ersten rohen Zustanden. Es ist eben dieselbe, die die Völker hatten, die dem Bacchus auf seinen Zügen gefolgt sind; eben dieselbe, woraus die ganze griechische Mythologie nach uud nach geformt worden.

Was nun insonderheit die Peruaner betrifft, so müssen wir einen grossen Unterschied machen, zwischen ihrer Religion, wie sie in den ältesten Zeiten beschaffen gewesen, und wie sie durch die Bemühungen der Ynca eingerichtet worden. Die alten Einwohner dieses Landes verehrten eine unzählige Menge Götter. Sie bildeten sich ein, daß in allen Dingen, auch bey den allerschlechtesten, ein gewisser Geist sich befinde. Ihre vornehmste Sorge gieng dahin, mit ihren Nachbarn und andern Völkern ja nicht einerley Gottheit zu verehren. Jede Pro-

vinz, jedes Volk, jede Familie, ja jedes Hauß hatte seinen besondern, und von den andern unterschiedenen Gott, und sie bildeten sich ein, daß ihnen nur der einzige, dem sie sich gewidmet hatten, in allen Nöthen beystehen könnte. Dieser lächerliche Glaube war also die Ursache, daß sie sich so mancherley Götter zum Vorwurf ihrer Verehrung machten. Sie waren nicht so nachdenkend, wie die alten griechischen Heiden, sich unsichbare Gottheiten in Gedanken vorzustellen; sondern sie beteten blos solche an, die sie vor Augen sahen, und machten sich also nach ihrer Neigung oder Einbildung so viel Götter, als sie nöthig zu haben glaubten, ohne zu überlegen, ob dasjenige, was sie zu einer Gottheit erhoben, ihrer Verehrung würdig sey, oder nicht. Sie beteten also verschiedene Kräuter, Pflanzen, Blumen, Bäume, hohe Berge, Hölen, Tiefen, grosse Felsen und kleine Kieselsteine an. Diese Ehre wiederfuhr in dem Bezirk, den man nachher Porto = viejo nennte, besonders auch dem Smaragd. Auch die Thiere wurden ein Gegenstand ihrer Verehrung, theils in Absicht auf ihre Grausamkeit, um sich für Schaden in Sicherheit zu setzen, theils in Ansehung ihrer Schlauigkeit,

keit, theils wegen ihrer Geschwindigkeit, theils wegen ihrer Treue, und dergl. So erwiesen sie den Löwen, Bären und Tiegern göttliche Ehre, um ihrer Grausamkeit zu entgehen; sie warfen sich vor ihnen nieder, wenn sie ihnen aufstiessen; und liessen sich von ihnen lieber auf das erbärmlichste zerreissen, ehe sie die Flucht ergriffen, oder sich vertheidigt hätten; so verehrten sie auch den Adler, den Falken, und andere Raubvögel, wegen ihrer Fertigkeit ihren Raub zu fangen, den Cuntur, oder Condor, wegen seiner Grösse, von welchen auch so gar einige Völker ihr Geschlecht herleiteten. Diejenigen, die an der Seeküste wohnten, erkannten das Meer für ihre mächtigste Gottheit, und nennten es Mamacacha, ihre Mutter; diejenigen, die tiefer im Land wohnten, legten der Erde diese Ehre bey; einige beteten den Wallfisch wegen seiner Grösse an; in jeder Provinz erwiesen sie denjenigen Fischen, wovon sie die meisten fiengen, göttliche Ehre. Ihre Abgötterey erstreckte sich auf Schlangen, Eidexen, Füchse, Affen und Hunde. Nichts war so geringschätzig und verächtlich, daß nicht einer oder der andere Hochachtung dafür hätte haben sollen, nur

damit er nicht eben den Gott hätte, den sein Nachbar verehrte, und er also eine sichere Zuflucht für sich allein hätte. Die Thorheit dieser Völker ist groß, aber doch nicht viel grösser, als der alten Aegyptier, welche bey aller ihrer gerühmten Weisheit, Crocodile, Ochsen, Böcke, Meerkatzen und Zwiefel anbeteten.

Nach ihrer unsinnigen Art alles, was ihnen vorkam, in einen Gott zu verwandeln, war auch die Verehrung derselben nicht weniger unvernünftig. Das einzige, wenigstens wichtigste Stück, derselben bestund in gewissen Opfern, die sie ihren Göttern gleichsam als eine gewisse Erkenntlichkeit für die genossene Wohlthaten brachten; daher sie auch nach der Art ihrer Götter eingerichtet waren. Wann daher ein Volk einen Raubvogel als seinen Gott anbetete, so brachten sie ihm solche Dinge zum Opfer, wovon er seine Nahrung zu haben pflegte. Ausser diesen aber hatten sie auch solche unmenschliche Opfer, die ihrer natürlichen Grausamkeit vollkommen gemäs waren. Sie opferten Menschen beiderley Geschlechts und von allem Alter, und dieses betraf insonderheit die im Krieg gemach-

te

teGefangenen. Oftmals begnügten sie sich nicht einmal mit der Aufopferung ihrer Gefangenen, sondern sie nahmen so gar ihre eigne Kinder dazu. Die Art ihres Opfers war diese: Sie schnitten ihnen lebendig den Leib auf, rissen das Herz und die Lunge heraus, und bestrichen mit dem noch rauchenden Blut den Götzen, dem zu Ehren dieses Opfer gebracht wurde. So wie dieses geschehen war, so ruften sie diejenigen herbey, die das Amt der Wahrsager unter ihnen begleiteten. Diese sahen das herausgerissene Herz und Lunge mit unverwandten Augen an, um etwa eine angenehme oder widrige Vorbedeutung daran zu entdecken. Die Sache mochte alsdenn ausfallen, wie sie wollte, so wurde die Lunge und das Herz des Geopferten der Gottheit zu Ehren verbrannt, das übrige Fleisch aber von den Opfernden mit dem größten Appetit verzehrt. Man macht uns folgende abscheuliche Beschreibung von dieser Ceremonie, wie sie bey einem gewissen Volk unter den alten Peruanern, den Antiern, üblich war. Die Tiger sind nicht so grausam, als die Einwohner dieses Landes gewesen sind. Wenn sie im Krieg oder auf eine andere Weise einen Gefangenen machten, und erkannten,

daß er ein gemeiner, oder schlechter Mann war, so zerstückten sie ihn auf der Stelle, und gaben die Glieder ihren Freunden und Dienern. War es aber eine angesehene Person, so versammelten sich die Vornehmsten unter ihnen mit ihren Weibern und Kindern, um seinem Tode beyzuwohnen. Alsdenn bunden ihn diese abscheulichen Abgötter, nachdem sie ihm alles, was er etwa noch hatte, genommen hatten, ganz nackend an einen Pfahl, und zerschnitten ihn am ganzen Leib mit Scheermessern und andern schneidenden Werkzeugen, die aus einem sehr scharfen Kieselsteine, der die Beschaffenheit unserer Feuersteine hat, gemacht waren. Bey dieser grausamen Operation schnitten sie ihm nicht gleich anfänglich ganze Glieder ab, sondern sie nahmen nur das Fleisch von denjenigen Theilen, die am fleischigsten sind, von den Waden, den Schenkeln, den Hinterbacken und Aermen. Nach diesem färbten sich ohne Unterschied alle unter einander, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Blute dieses unglückseligen Menschen, und ohne zu erwarten, daß das Fleisch, welches sie von ihm herunter geschnitten hatten, gekocht oder gebraten würde, frassen sie es gierig hin-

ein, oder besser zu sagen, sie verschlungen es, ohne solches vorher zu kauen; und dieser Elende sahe sich also ganz lebendig gefressen, und in dem Bauch seiner Feinde begraben. Ob gleich die Grausamkeit dieser abscheulichen Männer so groß ist, daß die Menschheit darüber schaudert, so ist sie doch noch nicht so groß als diejenige, welche die Weiber bey dieser Gelegenheit bewiesen; diese färbten sich die Warzen ihrer Brüste mit dem Blute dieses unglücklichen Menschen, damit ihre Kinder das Blut ihrer Feinde mit der Muttermilch einsaugen möchten. Sie setzten diese blutige Hinrichtung, der sie den Namen eines Opfers gaben, so lange fort, bis der Gefangene aufhörte zu leben; alsdenn hörten sie auch ihrer seits auf sein Fleisch und Eingeweide zu essen; und bildeten sich nunmehr ein, daß alle Lustbarkeiten und Schmäuse, die sie nur halten könnten, in Vergleichung gegen diese Leckerbissen, für nichts zu halten wären. Sie hielten diese Speise in großer Hochachtung, und assen sie als etwas heiliges. Wenn sie wahrnahmen, daß dieser unglückliche Opfermensch bey der Zerfleischung und den Martern, die sie ihn ausstehen liessen, nur die geringste Empfin-

dung des Schmerzens, entweder in seinem Gesicht, oder sonsten an einem Theil seines Leibes, merken lies, oder daß ihm die geringste Klage, oder nur ein Seufzer entfuhr; so zermalmten sie seine Knochen, nachdem sie das Fleisch davon gefressen hatten, und warfen sie mit der grösten Verachtung auf den Schindanger, oder in den Fluß. Bewies er sich im Gegentheil muthig und standhaft, ja wohl gar trotzig, bey seinen Martern; so trockneten sie die Sehnen und Knochen, wenn sie das Fleisch davon und die Eingeweide gegessen hatten, an der Sonne. Sie stellten darauf das Skelet auf den Gipfel der Berge, hielten es vor einen Gott, beteten es an, und brachten ihm Opfer. Dieses waren alsdenn ihre Götzen. In einigen Gegenden, wo die Ynca ihre Herrschaft nicht hin erstreckt haben, hat sich diese abscheuliche Gewohnheit noch bis jetzt erhalten, und giebt uns ein treues Gemälde, von der Beschaffenheit der Peruaner, ehe sie durch die Ynca gebildet worden waren.

Ob nun gleich die meisten dieser alten Völkerschaften eine unmenschliche Grausam-

keit

keit bey ihren Opfern bewiesen; so gab es doch gleichwohl auch einige, die keine solche abscheuliche Wuth dabey bezeigten. Denn ob zwar gleich bey allen Blut vergossen wurde; so geschah es doch oft nur auf diese Weise, daß sie aus den Aermen oder Hüfften, nachdem das Opfer mehr oder wenig wichtig seyn sollte, etwas Blut abzapften; aber niemand verlohr doch sein Leben dabey. Sollte die Feyerlichkeit sehr groß seyn, so wurden die Nasenlöcher durchstochen, oder Blut zwischen den beiden Augenbraunen herausgelassen. Dieses ist um so viel weniger zu verwundern, da überhaupt das Aderlassen bey den Peruanern sehr üblich war, und solches so wohl bey ihren Opfern, als auch zur Beförderung der Genesung der Kranken gebraucht wurde.

Der übrige sittliche Zustand der alten Peruaner war ihrer Religion vollkommen gemäß. Sie waren im höchsten Grad ungesittet, und hatten wenig oder gar keine Gemeinschaft miteinander, ausser wenn es die höchste Noth erforderte. Der verwegenste

unter ihnen war der Befehlshaber der andern, über die er mit einer unmenschlichen Grausamkeit wüthete. Er bediente sich der Männer als seiner Knechte, und brauchte ihre Weiber und Töchter nach eigenen Wohlgefallen. In ihren Kriegen war alle Menschlichkeit verbannt, und ihr ganzes Kriegsrecht war das Kriegsrecht der unvernünftigen Bestien. In einigen Gegenden schunden sie ihre Gefangene, und machten aus ihrer Haut eine Art von Trommel, um ihren Feinden Schrecken einzujagen. Ihre ganze Lebenszeit brachten sie mit Morden und Rauben zu. Diejenigen, die am gelindesten waren, lebten nach thierischen Instincten, sie thaten sich zwar unter einander nichts zu leide, aber auch nichts gutes. In einigen Gegenden waren sie so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht warteten, bis ein Verwundeter seinen Geist aufgegeben hatte, sondern sie trunken das Blut, das aus der Wunde floß, mit der gröbsten Begierde warm hinein. Sie hielten öffentliche Märkte mit Menschenfleisch. Die gefangene Frauenspersonen gebrauchten sie anstatt ihrer Weiber, und ernährten die Kinder, die

sie mit ihnen erzeugt hatten, bis in das dreyzehente oder vierzehente Jahr; nachher schlachteten sie selbige, und verzehrten sie. Wenn ihre Mütter nicht mehr gebähren konnten; so mußten sie gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Ehestand waren sie eben so wenig ehrbar und sittsam, als in ihrer übrigen Lebensart. Bey einigen versammelten sich ganze Völkerschaften, und gatteten sich unter einander, wie das Vieh, so wie sie einander begegneten; keiner hatte ein eigenes Weib. Andere hingegen nahmen ihre Schwestern, Töchter, ja selbst ihre Mütter zu Weibern. An manchen Orten wurde es den Mägdchen zur grösten Ehre gerechnet, wenn sie so liederlich lebten, als sie wollten; daher auch die allerausschweifendesten am ersten Gelegenheit fanden einen Mann zu bekommen; diejenigen im Gegentheil, die sich dieser Freyheit nicht bedienten, wurden als niederträchtige verächtlich angesehen. In andern Gegenden, wo die Einwohner nicht so liederlich lebten, hatten die nächsten Anverwandten das Recht, sich vorher der Braut zu nahen, und sie alsdenn dem Bräutigam zu überliefern. Wenn sie Ge-

fangene machten, so gaben sie ihnen an einigen Orten Weiber von ihrer Nation; die Kinder, die aus solchen Ehen erzeugt wurden, ernährten sie einige Jahre, und hernach fraßen sie selbige. Sie unterhielten auf diese Weise, eine beständige Pflanzschule von jungen Knaben, die sie bey Erreichung eines zwölfjährigen Alters, ohne die geringste Absicht auf Blutsfreundschaft und Verwandschaft, wie das gemästete Vieh schlachteten. Sie schonten auch ihrer besten Freunde nicht; denn wenn einer gestorben war, so versammelten sie sich, und fraßen ihn entweder gekocht oder gebraten, nachdem er fett oder mager war. Sie sammelten darauf die Gebeine und begruben sie mit dem grösten Leidwesen in einer Felsenkluft, oder in einem holen Baum. Gifftmischereyen und Zaubereyen giengen sehr unter ihnen im Schwang, und durch beides suchten sie sich in einen guten Ruf bey ihrer Nation zu bringen. Insbesondere brauchten die Weiber, wenn sie auf eine Mannsperson übel zu sprechen waren, dergleichen Mittel. So abscheulich war der Charackter dieser Nation in dem Zustand ihrer völligen Wildheit. Soll-

te diese Schilderung jemand zu übertrieben scheinen; so müssen wir ihm sagen, daß sie auf Treu und Glauben des Garcillasso de Vega, der in Peru lebte, und eine Peruanerin, die von den Ynca abstammte, zur Frau hatte, gezeichnet ist.

In diesem Zustand befand sich ganz Peru, als Manco Capac, der erste Stifter und Gesetzgeber der Indianer, Mittel fand, seine Unterthanen zu bereden, die Sonne anzubeten, und sie als ihren Gott zu erkennen. Das viele Gute, das er ihnen, wie wir im vorigen Abschnitt gezeigt haben, erwiesen hatte, fiel ihnen allzu deutlich in die Sinnen, als daß es nicht einige Achtung gegen diesen ihren Wohlthäter hätte erwecken sollen. Es fiel ihm um so viel leichter, sie zum Sonnendienst zu überreden, da er sich auf der einen Seite vor einen Sohn derselben ausgab, sie selbst aber auf der andern Seite, auf die grossen Wohlthaten, die durch die Sonne auf der Erde gewürkt werden, aufmerksam wurden. Wenn wir in der Geschichte des Aberglaubens und der Abgötterey bis in die älte-

sten Zeiten hinauf steigen, so sehen wir, daß dieses beynahe die allgemeine Quelle gewesen, woraus alle Völker geschöpft haben. Sobald die Menschen anfiengen, die Gedanken von einem unsichtbaren Schöpfer und Herrn der Welt abzuziehen, so schrieben sie der sichtbaren Sonne diejenigen Würkungen zu, welche sie der unsichtbaren Gottheit hätten beylegen sollen. Mit der Zeit kamen die Peruaner so weit, daß sie die Sonne nicht nur für eine Gottheit annahmen, sondern ihr auch Tempel baueten, die mit unglaublichen Reichthümern ausgeschmückt waren. So weit verfielen sie aber wenigstens im Anfang, nicht in der Abgötterey, daß sie dem Mond gleiche göttliche Ehre erwiesen hätten, auf welche Thorheit viele morgenländische Völker gefallen waren. Denn ob sie gleich den Mond für die Schwester und die Frau der Sonne hielten: so findet man doch nicht, daß sie ihn jemals als eine Gottheit angebetet, noch ihm zu Ehren Tempel erbauet, und auf Altären geopfert hätten. Demohngeachtet ehrten sie ihn doch sehr; sie nennten ihn die allgemeine Mutter der Natur, und setzten ihn mit dem Donner,

Blitz und Wetterstrahl in eine Classe; sie hielten diese Dinge zwar nicht für Götter, doch aber für Vollstrecker des Willens der Sonne. Um nun die Peruaner noch leichter von ihrer bisherigen Vielgötterey abzulenken, so stellte ihnen Manco Capac vor, daß sie ihre Hoffnung vergeblich auf solche geringschätzige Dinge gerichtet, und sie in ihren Nöthen angerufen hätten; denn alle diese Dinge müsten ihr Leben und Wachsthum selbst von der Sonne bekommen. Alle Kräuter, Bäume und Pflanzen und andere Dinge, die sie bisher als Gottheiten verehrt hätten, wären der Sonne eben so unterwürfig, als sie selbsten. Es sey auch ein grosser Unterschied zwischen der Schönheit desselben, und zwischen der fürchterlichen Gestalt einer Schlange, Kröte und Eidexe. Durch diese und dergleichen Vorstellung fande der Ynca Mittel, ihnen den Sonnendienst annehmlich zu machen. Nunmehr glaubten sie auch, daß ihre Könige von der Sonne gebohren wären, und erwiesen ihnen gar bald göttliche Ehre.

Dieses war nun der Hauptpunkt der Peruanischen Religion; denn ob sie zwar noch verschiedene Opfer und abergläubische Gebräuche beybehielten, welche letztere hauptsächlich im Traumdeuten und Wahrsagen ihrer Priester bestunden, so nahmen sie doch nichts anders als die Sonne zu ihrer Gottheit an. Ausser dieser allgemeinen Religion hatten aber auch die Ynca und Weltweisen durch Hülfe des Lichts der Natur noch einige Begriffe von dem wahren GOtt, dem unsichtbaren Schöpfer Himmels und der Erden. Sie nennten denselben Pachacamac, das ist, Weltbeseeler. Dieses Wort stund bey ihnen in einer solchen Hochachtung, daß sie sich nicht unterstunden, es auszusprechen; mussten sie es aber ja thun, so geschah es jederzeit mit der grösten Ehrerbietung. Sie zuckten alsdenn die Achseln, beugten das Gesicht zur Erde, schloßen die Augen zu, legten ihre offene Hand auf die rechte Schulter, und warfen verschiedene Küsse in die Luft. Diese Stellungen waren unter ihnen Kennzeichen der grösten Ehrfurcht. Wurden sie gefragt, wer Pachacamac sey, so antworteten sie, daß er allein die Welt aus nichts

gemacht,

gemacht habe, sie belebe und erhalte; und weil sie ihn niemalen gesehen, so erbaueten sie ihm auch keinen Tempel, brächten ihm auch keine Opfer, in ihren Herzen aber beteten sie ihn andächtig an, und betrachteten ihn als den unbekannten GOtt. Es wird nicht unschicklich seyn, hier einer Unterredung Meldung zu thun, die einstens ein Ynca mit dem Oberpriester der Sonne hatte, die die Meinung der Klugen von der Gottheit der Sonne einigermassen deutlich macht. Der König hatte sich einstens bey einigen seiner Vertrauten also erklärt: „ Einige glauben, die „ Sonne sey lebendig, und habe alles er„ schaffen, was man in der Welt sieht; „ mich dünkt aber derjenige, welcher et„ was machet, müsse nothwendig dabey ge„ genwärtig seyn. Nun entstehen aber vie„ le Dinge in Abwesenheit der Sonne. Sie „ machet sie also nicht alle zusammen. Man „ kan auch schliessen, daß sie kein Leben ha„ be, weil sie nicht aufhöret ihren Lauf am „ Himmel zu halten, ohne daß sie jemals „ davon müde wird; da sie hingegen gewiß „ müde werden würde, wie wir, wenn sie „ lebendig wäre. Hätte sie eine völlige

„ Frey-

„ Freyheit, so würde sie ohne Zweifel auf
„ einmal einen Theil des Himmels besuchen,
„ wo sie doch niemals hinkommt. Man
„ kan also wohl sagen, es sey mit ihr nicht
„ anders, als wie mit einem Thier, das
„ man angebunden hat, und welches bestän-
„ dig einerley Weg nehmen muß; oder wie
„ mit einem Pfeil, der nur dahin geht, wo
„ ihn der Schütze hinschießt, ohne daß es
„ ihm möglich ist, aus eigener Bewegung
„ einen andern Weg zu nehmen. " So rai-
sonnirte der König. Nun geschahe es, daß
er einst an einem Tage des Hauptfestes der
Sonne sich die Freyheit nahm, die Sonne
starr anzusehen, welches doch, als eine wi-
der die Ehrerbietung laufende Sache, verbo-
ten war. Er blieb eine Zeitlang in dieser
Stellung, bis der Oberpriester zu ihm sag-
te: woran denkst du, Ynca? weist du nicht,
daß du etwas verbotenes thust? Der Kö-
nig schlug auf diese Frage die Augen nieder,
richtete sie aber mit gleicher Freyheit wie-
der gegen die Sonne. Der Priester bestraf-
te ihn darüber zum zweytenmal, daß er be-
sonders an dem Tage, da sich das Volk ver-
sammelt habe, der Sonne die schuldige An-

betung

betung zu erweisen, ein so böses Exempel gebe. Der König ohne darüber bewegt zu werden, sagte zu ihm: ich habe dich nur zweyerley zu fragen, welches zugleich die Antwort auf dasjenige seyn wird, was du mir gesagt hast. Nicht wahr, ihr erkennet mich alle für euern König? Gesetzt nun, es sollte sich jemand finden, der mich von meinem Throne aufstehen hieß, und zu einer langen Reise nöthigte; was würde man von ihm denken? Gewiß, antwortete der Priester, er würde für einen Unvernünftigen gehalten werden. Weiter sagte der Yuca, sollte sich wohl einer unter meinen Lehensleuten, so reich und mächtig er auch immer seyn möchte, unterstehen, mir nicht zu gehorchen, wenn ich ihm befehle, geschwind nach Chili zu gehen? Dieß ist ohne Zweifel, sagte der Priester. Wenn das ist, sagte der König, so must du wissen, daß diese Sonne, die unser Vater ist, unter einem andern Herrn stehen muß, der weit mächtiger ist, als sie, und auf dessen Befehl sie den Lauf thut, den man sie alle Tage thun sieht, ohne daß sie jemals stille steht: denn wenn die Sonne, unser Vater, ein unumschränkter

Herr aller Dinge wäre; so hat es sehr das Ansehen, daß sie manchmal stille stehen würde, weil keine Nothwendigkeit da ist, die sie zwingen könnte immer zu laufen. So vernünftelte dieser König. Ob er nun gleich in den Augen der Priester und des gemeinen Volks für einen Irrglaubigen gehalten wurde, so siehet man doch, wie unter den Klugen dieses abgöttischen Volks die Wahrheit dennoch ihre Macht behauptete. Sie sahen die Sonne höchstens nur als ein Symbolum der Gottheit an; und selbsten der Stifter ihrer Religion, Manco Capac, sagte, daß alle die herrlichen Eigenschaften, die die Sonne anbetungswürdig machten, ihr von dem Pachacamac wären gegeben worden. Diesen hielten sie für den allgemeinen Erhalter aller Dinge. Als daher die Chinchäer, die das Meer anbeten, zum Dienst des Pachacamac eingeladen wurden, und hörten, daß er der Erhalter der ganzen Welt seyn sollte; so glaubten sie, weil er so viele Leute zu ernähren hätte, so möchte er sie einmal verabsäumen. Die Sonne wollten sie auch nicht annehmen, weil sie sie mit ihrer Hitze so sehr plagte, sie machten sich also ei-

nen

nen eignen unsichtbaren Gott, den sie Chinchacamac, d. i. den Erhalter der Chinchäer nennten, und verehrten ihn in einem schönen Tempel.

Der alte Hang der Nation zur Vergötterung zeigte sich dennoch gar bald aufs neue. Der Sohn des siebenten Ynca, Yahuarhuarac, war von seinem Vater wegen allerhand Verbrechen vom Hof verbannt, und muste in einer abgelegenen Gegend die Viehheerden der Sonne weiden. Dieser kam nach Verlauf von drey Jahren ungerufen nach Hof, und brachte eine Erzählung vor, daß ihm der Bruder des Ynca, Manco Capac, mit Namen Viracocha erschienen sey, und ihm von einer Empörung gegen seinen Vater Entdeckung gemacht habe. Diese Erzählung machte Eindruck, und jedermann war geneigt, die Erscheinung für wahr zu halten. Die Empörung erfolgte wirklich, der Prinz dämpfte sie zwar, maßte sich aber zugleich der Regierung seines Vaters an, und bauete dem Viracocha, der ihm erschienen seyn sollte, einen Tempel. In einer Capelle desselben richtete er die Bildsäule desselben, in

der Gestalt, wie er ihm erschienen war, auf, und überredete seine Unterthanen, diesen Vorfahren von ihm anzubeten. Er nahm darauf seinen Namen an, und die Indianer waren bereits schon so weit wieder zurück gefallen, daß sie noch bey seinem Leben seiner Bildsäule diejenige Ehre erwiesen, die nur der Gottheit gebührt. Ueberhaupt kam die Art, wie sie ihre Ynca nach ihrem Tod verehrten, derjenigen Verehrung sehr nahe, die sie der Sonne erwiesen. Sie vergötterten sie so zu sagen nach ihrem Tode; sie balsamirten ihren Cörper ein, stellten ihn in ihrem Haupttempel auf, errichteten ihm Altäre, und brachten ihm eine Menge Opfer. Sie wollten aber doch nicht davor angesehen seyn, daß sie mit demselben Abgötterey trieben, wenn sie gleich alle Merkmale der Anbetung beobachteten, so oft sie einen von ihren Yncakönigen nennten; sondern sie behaupteten nur, daß sie solches aus Erkenntlichkeit für das viele Gute thäten, das sie von ihnen genößen. Sie sagten so gar, sie würden einen jeden Menschen auf diese Art verehren, wenn sie so viel ausnehmende und vortreffliche Eigenschaften bey ihm anträfen. Weil sie nun einmal in der Einbildung stunden, daß ihre Ynca, Göt-

ter-oder Sonnenkinder wären, so war dieses der nächste Weg, wieder in die alte Abgötterey, jedoch in einer andern Gestalt, zu verfallen.

In diesem Zeitpunkt verehrten also die Klügern den Pachacamac, den unsichtbaren Gott, den Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, dem sie, so zu sagen, ihre Herzen zum Tempel geweihet hatten; nächst diesem aber auch die Sonne, der sie prächtige Tempel baueten und Opfer brachten. Hierauf folgte, wie wir oben bemerkt haben, der Mond, als die Frau und Schwester der Sonne, und endlich die Sterne, als Begleiterinnen und Kammerfrauen des himmlischen Hofstaats: die sie aber nicht im eigentlichen Verstand, wenigstens nicht in der ersten Zeit der Ynca, als Götter verehrten. Die Spanier aber erzählen uns noch von einer Menge Götzen, die sie bey ihrer Ankunft in Peru angetroffen hätten, und die von den Einwohnern des Landes verehrt worden wären. Wenn man die Nachrichten, die man von diesem Reich hat, mit einander vergleicht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Spa-

nier die erste und zweyte Periode ihrer Religion nicht gehörig von einander unterschieden, daß sie die Gottheiten derselben verwechselt und ihnen alle diejenigen Götzen, die von ihrer alten Religion hier und dar im Lande noch übrig waren, als Gegenstände ihrer gegenwärtigen Verehrung beygemessen haben. Es mag wohl auch ihre Unwissenheit in der Landessprache etwas dazu beygetragen haben. Wir wollen die Sache mit einem Exempel erläutern. Das Peruanische Wort Huaca, wenn es auf eine gewisse Art ausgesprochen wird, bedeutet einen Götzen; ferner heißt es eine jede geheiligte Sache; nicht weniger ein Opfer, welches sie der Sonne brachten, und welches in silbernen, güldenen und hölzernen Bildern der Menschen, Thieren, Vögeln und dergl. bestund; weiter belegten sie mit diesem Wort einige Tempel, Gräber und Winkel, worinnen ihre Priester vorgaben Offenbarungen zu bekommen; endlich nennten sie alles, was schön, ingleichen auch fürchterlich und schreckhaft war, Huaca. Sie gebrauchten auch dieses Wort, wenn sie anzeigen wollten, daß etwas nicht nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur geschehen sey. Nunmehr wird es kein Wunder seyn, zu begrei-

greifen, wie aus dem Misverständnis dieses Worts allerhand Aufbürdungen, die den Peruanern gemacht worden, entstanden seyn können. Denn da die Spanier keine andere Bedeutung dieses Worts, als diejenige, so einen Götzen anzeigte, wusten; so glaubten sie, daß alle Dinge, die von den Peruanern so genennt würden, eben so viel Götzen wären, und von ihnen noch auf eben die Art, wie vor den Zeiten der Ynca, verehrt würden. So gaben sie ihnen schuld, daß sie so gar die Berge als göttlich verehrten. Die wahre Beschaffenheit dieser Sache aber ist diese. Sie nennten dasjenige Gebirg, welches zwischen Peru und dem Mangellanischen Lande liegt Huaca; und waren gewohnt, wenn sie einen der höchsten Berge desselben erreicht hatten, eine gewisse Art der Andacht mit Aussprechung des Worts Apachecta zu bezeugen. Nun glaubten die Spanier wirklich, daß ein solcher Berg ein Götze wäre, den die Indianer Apachitas nennten, da es doch nach der Erklärung des Garcillasso de Vega nichts anders heissen sollte, als: danket und opfert demjenigen etwas, der uns so viel Krafft und Stärke verliehen hat, daß wir auf den Gipfel dieses hohen, steilen und

der Sonne nahen Berges gekommen sind. Sie ehrten die Berge also ganz und gar nicht als Götzen, und wenn sie sagten, daß sie Huaca wären, so wollte es weiter nichts sagen, als daß sie etwas ungewöhnliches und ausserordentliches wären. In eben dieser Bedeutung nennten sie auch die Stadt Cuzko, Huaca, weil sie von ihrem ersten Ynca erbauet, und gleichsam die irrdische Wohnung ihrer Gottheit war; aber ob sie gleich eine grosse Hochachtung gegen diese Stadt hatten, so haben sie sie doch gewißlich niemals angebetet. Dieses mag genug seyn, von dem Hauptgegenstand ihrer Religion.

Nun müssen wir auch noch untersuchen, was die Peruaner in ihrer bessern Periode von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Zustand nach dem Tode, für Gedanken gehegt haben, eine Materie, die mit der Verehrung Gottes unzertrennlich verbunden ist. Völker die diese leugnen, können auch keine Religion haben. So verschieden auch die Bewohner des Erdbodens in Ansehung ihrer Gedenkungsart sind, so sehen wir doch auch bey den barbarischten Völkern diese zwey Wahrheiten immer durchschimmern: es ist ein

Gott,

Gott, und, die Seele ist nach dem Tode noch übrig. Jemehr die Seelenkräffte eines Volks gebildet sind, desto mehr näheren sie sich hierinnen der Wahrheit. Die Peruaner glaubten, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, diese könne nichts anders, als ein unsterblicher Geist genennt werden, jener sey von der Erde, und müsse auch wieder zur Erde werden. Sie gaben deswegen dem Menschen den Namen Alpacamasca, oder beseelte Erde, und wenn sie den Unterschied zwischen einem Menschen und unvernünftigen Thier anzeigen wollten, so gebrauchten sie die beiden Wörter, Runa und Liama, wovon das erste einen mit Verstand versehenen Cörper, das letztere aber ein Thier anzeigte. Weil sie auch die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Thiere wuchsen und Empfindungen hatten, so legten sie ihnen die sogenannte wachsende und empfindende Krafft, nicht aber eine vernünftige Seele bey. Daß diese Seele nach dem Tode noch übrig bleibe, und nach diesem Leben noch ein anderes bevorstehe, welches in Ansehung der Belohnung und Bestrafung für die Frommen beglückt, für die Bösen aber unglücklich sey, war nicht nur die Meinung der Weisen, sondern auch des ge-

meinen Haufens. Man erkennt dieses unter andern auch aus einigen ihrer Begräbnis-Ceremonien. So barbarisch auch die Gewohnheit war, daß, wenn ein Mann starb, sich seine Hausgenossen und diejenigen Weiber, die er am liebsten gehabt hatte, lebendig mit begraben musten, so ist sie doch ein Bekenntnis, daß sie nicht geglaubt haben, daß mit diesem Leben alles aus sey; denn sie thaten es aus freyen Antrieb, um, wie sie sich erklärten, ihren lieben Herrn aus besonderer Zuneigung auch in der andern Welt zu dienen. Je grösser die Hochachtung und Liebe war, die sie zu dem Verstorbenen hatten, desto mehrere Personen gaben sich an, ihrem Freund diesen traurigen Dienst der Begleitung zu leisten, so daß die Obern oftmals viele Mühe hatten, sie durch Vorstellungen davon zurück zu halten, indem es, sagten sie, ihrem Herrn im Anfang nur zur Last seyn würde, so eine starke Begleitung zu haben, er würde sie künftig schon nachholen, denn, so wie sie stürben, würden sie zu ihm gerufen. Unter dem grösten Aberglauben leuchtet dennoch ihre Meinung von der Unsterblichkeit der Seele hervor.

Was den Zustand der Seele nach dem Tode anlangt; so theilten sie das ganze Weltgebäude in drey Welten ein, wovon sie die oberste, das ist, den Himmel, Hanan Pacha, oder die Oberwelt, nennten, woselbst die Tugendhaften den Lohn für ihre Tugend empfiengen. Die zweyte hies Hurin Pacha, oder die Niederwelt, das ist, diejenige, wo die Menschen und Thiere gebohren werden und sterben, die wir hier bewohnen. Der dritten gaben sie den Namen Veu Pacha, oder der Unterwelt, wodurch sie den Mittelpunkt, oder das Innere der Erde verstunden, welche den Gottlosen zur Wohnung bestimmt sey. Diese letztere Welt nennten sie auch Cupaypa Huacin, das ist, Teufelshaus. Nach ihrer Meinung bestund die Ruhe der Oberwelt darinnen, daß man ein friedliches und von allen Beschwerden befreyetes Leben führe; von dem Leben der Unterwelt im Gegentheil, die wir die Hölle nennen, sagten sie, es wäre mit allen den Plagen, Krankheiten und Uebeln angefüllt, die wir hier in diesem Leben einzeln ausstünden, ohne die geringste Ruhe und Zufriedenheit darinnen zu haben. Unter die Vergnügen der Oberwelt aber rechneten sie weder die fleischliche Lüste noch andere Laster,

sondern

sondern sie setzten die ganze Glückseligkeit desselben in der Ruhe der Seelen und des Leibes, so daß sie von Sorge und Bekümmernis gar nichts wüsten.

Die Peruaner glaubten zwar eine allgemeine Auferstehung der Toden; jedoch erhoben sie ihren Geist nicht viel höher, als dieses thierische Leben, zu welchem wir, wie sie sagten, mit allem was dem Leibe zugehörte, ohne Belohnung und Bestrafung zu erwarten, wieder auferwecket werden sollten. Sie trugen daher eine ausserordentliche Sorge, ihre Nägel, die sie sich abschnitten, und die Haare die sie sich auskämmten, an einen sichern Ort zu legen, und sie in die Ritzen und Löcher der Mauern zu verstecken. Wenn sie darüber befragt wurden, warum sie dieses thäten, so gaben sie insgemein die Antwort:

„ Es ist gewiß, daß wir ehrliche Leute insgesammt, die wir hier gebohren sind, in „ dieser Welt wieder aufleben, und daß die „ Seelen mit allem, was zu ihren Leibern „ gehört, aus den Gräbern herausgehen „ sollen. Um nun zu verhindern, daß die „ unsrigen keine Mühe haben, ihre Nägel „ und Haare lange zu suchen, denn es wird

„ an

„ an jenem Tage ein grosses Gedränge und „ Getümmel seyn ;. so legen wir sie hier „ zusammen , damit wir sie desto leichter „ finden können. " Als daher die Spanier bey der Eroberung dieses Landes einstens die Gräber eröffneten, und die Gebeine daraus hin und her warfen ; so baten sie die Indianer inständig , sie möchten doch solches nicht thun, damit sich die Knochen fein beysammen fänden , wenn sie wieder aufleben müßten.

Ohne Zweifel werden unsre Leser vermuthen, da wir bisher alles angeführt haben, was wir von dem Innern der Peruanischen Religion haben auftreiben können, daß wir ihnen auch etwas von ihren Eidschwüren sagen werden, einer Sache, die bey allen Völkern für ein wichtiges Stück der Religion gehalten wird ; allein sie werden sich verwundern, wenn wir ihnen sagen, daß solche unter diesem Volk gar nicht gebräuchlich waren. Die Indianer hatten, wie wir oben angemerkt haben, eine so große Ehrfurcht für den Namen des Pachacamac und der Sonne, daß sie selbige nicht anders als mit einer ausserordentlichen Ehrfurcht nennten,

und

und es daher für unverantwortlich hielten, sie bey irrdischen Vorfällen zu gebrauchen. Und demohngeachtet konnte man sich auf ihre blose Aus- und Zusagen eben so sicher verlassen, und manchmal noch mehr, als auf die härtesten Eidschwüre mancher Europäer; denn sie wusten, daß diejenigen, die einer Unwahrheit überführt wurden, mit der härtesten Leibes- ja wohl gar Lebensstrafe belegt wurden. Wir werden unten, wenn wir von der Gerechtigkeitspflege der Peruaner reden werden, mehr davon sagen. Jetzo wenden wir uns auf das Aeussere der Peruanischen Religion, oder ihre Religions-Gebräuche, und was davon abhängt.

Um der Ordnung willen fangen wir mit ihren heiligen Orten an. Wir haben oben bereits angemerkt, daß sie gegen die Stadt Cuzko, theils weil sie von dem Stiffter ihrer Nation erbauet war, theils weil der Tempel der Sonne daselbst stund, eine beynahe abergläubische Hochachtung hatten. Diese gieng so weit, daß wenn z. E. zween Indianer, davon der eine von Cuzko ab- und der andere hinreisete, einander auf dem Wege begegneten, sie einander mehr oder weniger

niger Ehrerbietung erwiesen, nachdem sie entweder aus Cuzko selbst gebürtig, oder nur in der Nachbarschaft davon wohnten. Diese Hochachtung erstreckte sich auch so gar auf die Früchte, die von Cuzko ausgeführt wurden, denn ob sie gleich nicht besser waren als andere, so wurden sie doch blos deswegen höher geschätzt, weil sie aus Cuzko kamen. Hier nun stund derjenige kostbare Tempel der Sonne, welchen Manco Capac zu bauen angefangen, der Ynka Yupanki aber zu seiner Vollkommenheit gebracht hatte. Ein jeder von den vorhergehenden Regenten suchte etwas zu dem Pracht desselben beyzutragen, und ein jeder beeiferte sich seinen Vorgänger hierinnen zu übertreffen. Sie hatten ihn mit unglaublichen Schätzen versehen. Alle Mauern desselben waren mit Gold und Silber überzogen, und mit verschiedenen Figuren geziert. Seine Grösse und Weite war besonders. Derjenige Ort, den wir einen Altar nennen würden, wenn die Indianer so etwas gekannt hätten, war gegen Morgen; das Dach war sehr dick, und unten mit Stroh gedeckt. Auf dem sogenannten grossen Altar, sahe man das Bild der Sonne aus einer massiv goldenen Platte, die sehr

dick

dick war. Diese Figur bestund aus einem Stück, hatte ein rund Gesicht, welches um und um mit Strahlen und Flammen umgeben war; sie war so groß, daß sie sich beynahe von einer Mauer bis zur andern erstreckte. In dem Tempel selbst war zwar kein Götzenbild zur Verehrung mehr aufgestellt, aber man verwahrte doch daselbst alle Götzen der überwundenen Völker, gleichsam als aufgerichtete Siegeszeichen, obgleich dieses letztere von einigen geleugnet und behauptet wird, daß die angeblichen Götzenbilder nichts anders als Wandverzierungen gewesen wären. Auf beiden Seiten der Sonne stunden ihre verstorbene Könige nach ihrem Alter und Ordnung nicht anders, als ob sie noch lebten, in ihrer prächtigsten Kleidung, die sie bey ihren Lebzeiten getragen hatten. Die Art die Cörper so einzubalsamiren, daß sie noch zu leben schienen, ist hernach verlohren gegangen. Diese Könige saßen insgesammt auf goldenen Thronen, die auch auf goldenen Fußgestellen stunden, und hatten das Gesicht gegen den Boden des Tempels gewendet; der einzige Huayna Capac, als der liebste unter allen Sonnensöhnen, hatte die Ehre, dem Sonnenbild gegenüber zu stehen,

weil

weil er sich bereits bey seinem Lebzeiten um seine Nation so verdient gemacht hatte, daß er beynahe göttlich verehrt wurde. Alle Thüren des Tempels waren mit Goldblech bedeckt, und rund um die Mauern desselben gieng eine Goldplatte, wie ein Kranz, über eine Elle breit, herum.

An der Seite dieses Tempels stund eine viereckigte Capelle, und um dieselbe herum fünf kleinere Seitengebäude, oder Pavillons, mit pyramidenförmigen Dächern. Das erste dieser Seitengebäude war dem Mond, als der Frau der Sonne, zur Wohnung geweiht; seine Thüren und Mauern waren mit Silberblech überzogen, um dadurch anzuzeigen, daß es dem Mond gewidmet sey. Hier stund das Bild des Mondes, dessen Gestalt dem Bild der Sonne gleich war, nur mit dem Unterschied, daß es von Silberblech war, und ein Weibergesicht hatte. Zu beiden Seiten dieses Bildes stunden die einbalsamirten Cörper der verstorbenen Königinnen nach ihrer Ordnung, eben so, wie die Cörper der Könige in dem Sonnentempel, nur mit dem Unterschied, daß die Mutter des vorhin genennten Huayna Capac, Mama Oello, ihr Gesicht gegen

den Mond kehrte. Hieher kamen die Peruaner, wenn sie dem Mond, als der Mutter ihrer Könige, Gelübde thun wollten; sie brachten ihm aber keine Opfer, wie der Sonne. Das nächste Nebengebäude bey der Mondscapelle war der Venus, dem Siebengestirn, und allen Sternen überhaupt gewidmet. Die erstere hatte ihren besondern Namen, und hieß Chaski. Dieser Stern wurde für den Edelknaben der Sonne, die übrigen aber für die Aufwärterinnen des Monds gehalten. Sie wiesen ihnen daher gleich neben der Capelle des Monds ihre Wohnung an, damit sie gleich bey der Hand seyn möchten, wenn dieser etwas nöthig hätte; denn sie glaubten, daß die Sterne blos dem Mond, nicht aber der Sonne zum Dienst gewidmet wären, weil man sie niemals des Tages, sondern nur des Nachts am Himmel sähe. Dieses Gebäude war mit Silberblech bedeckt, und sein Dach war wie ein Himmel geformt, und mit Sternen besetzt. Nächst an diesem stund eine Capelle, die dem Donner und Blitz gewidmet war. Diese, die sie mit dem allgemeinen Namen Yllapa belegten, wurden nicht als Gottheiten, sondern nur als Diener der Sonne angesehen, und man hatte hier vom Donner und Blitz eben die Meinung,

die

die die alten Griechen und Römer von ihm hatten, die ihn als ein Werkzeug der Gerechtigkeit des Jupiters ansahen. Wenn deswegen das Gewitter in ein Hauß eingeschlagen hatte, so vermauerten sie die Thüre, damit niemand weiter hineingehen konnte; geschahe es auf dem Feld, so umgränzten sie den Ort, damit ihn niemand weiter betretten konnte; kurz sie sahen einen solchen Ort als verflucht an, weil ihnen die Sonne vermittelst des Wetterstrahls, als dem Diener seiner Gerechtigkeit, dieses Unglück zugeschickt habe. Diesen Ylapa hatten sie durch kein Bildnis abgeschildert, weil sie nicht wusten, was sie ihm vor eine Gestalt geben sollten. Die vierte Neben-Capelle war dem Regenbogen gewidmet, weil sie von ihm bemerkt hatten, daß er vor der Sonne hergieng. Sie nennten ihn Cuychu, und hatten eine grosse Ehrerbietung vor ihm. So oft sie ihn am Himmel sahen, so hielten sie sogleich den Mund mit der Hand zu, weil sie besorgten, wenn sie ihn nur ein wenig offen liessen, so verfaulten ihnen die Zähne. Endlich hatten sie noch ein fünftes Nebengebäude, welches dem Oberpriester und den andern Personen, die am Tempel dienten, angewiesen war. Dieses aber war nicht bestimmt, dar-

innen zu essen und zu schlafen, sondern diente blos zum Audienz- und Versammlungs-Zimmer, wenn man sich über Religios-Sachen unterreden wollte. Es war eben so, wie die andern, von oben bis unten mit Gold überzogen. An den Mauern, die gegen die Haupt-Capelle gerichtet waren, waren an jeder Seite vier Hütten oder gleichsam Schilderhäußgen angebracht, welche inwendig mit Goldblech bedeckt waren. In den Winkeln der Verzierungen waren viele Edelgesteine eingefaßt, und an den hohen Festtagen der Sonne setzte sich der Oberpriester bald in die eine oder andere dieser Hütten, nachdem es die Feyerlichkeit erforderte.

Ausser diesen fünf Nebengebäuden waren bey dem Tempel der Sonne noch viele andere Gemächer für die Priester und ihre Haußgenossen, wovon die ersten insgesamt aus königlichen Geblüt seyn musten. Keiner von den übrigen Indianern, und wenn er auch noch so vornehm war, durfte hinein gehen. Diejenigen aber, denen es erlaubt war, daselbst ihre Andacht zu haben, mußten zweyhundert Schritte weit von der Tempelthüre die Schuhe ausziehen. Es waren auch in dem Hauß der Sonnen fünf Springbrunnen,

wo

wo das Wasser aus goldenen Röhren in steinerne, silberne und goldene Becken floß, worinnen man die geheiligten Sachen und Geräthschaften zu waschen pflegte. Das Wasser war von weiten durch tief in der Erde liegende Röhren dahin geleitet. Man sahe auch daselbst einen kostbaren Garten, der an Pracht die königlichen Gärten übertraf. In demselben waren grosse und kleine Bäume, Pflanzen, Blumen, Vögel, zahme und wilde Thiere, Männer, Weiber, Kinder, und andere Sachen nach dem Leben natürlich in Gold vorgestellt, und an schicklichen Orten angebracht. So gar die geringsten Werkzeuge waren von Gold, daher man auch dieses Hauß der Sonne, Caricancha, das ist Goldmagazin, nennte. Da die Spanier das Land einnahmen, nahmen sie das Gold und die übrigen Kostbarkeiten von diesem Tempel weg, und aus den übrigen Ruinen bauten sie ein Dominicanerkloster.

Nach dem Muster dieses Tempels sind die übrigen in dem grossen Umfange dieses Reichs alle mit einander gemacht gewesen. Der berühmteste unter diesen war derjenige auf der Insel Titicaca, welcher mit denjenigen zu

Cüzko an Pracht und Reichthum fast zu verglei-
chen war. Ausser den kostbaren Zierrathen
desselben hatten die Peruaner überhaupt für
diese Insel eine ausserordentliche Hochachtung,
weil es der erste Ort war, wo die Sonnen-
kinder, die Stammväter ihrer Ynca, den
Fuß auf die Erde gesetzt hatten, und sie ihn
deswegen für sehr heilig hielten. Einige
Indianer glaubten so gar auf gut Lucrezisch,
daß ihre Voreltern aus einem Morast auf die-
ser Insel entstanden wären. Sie trugen
deswegen die Felsen desselben ab, machten
das Erdreich eben und fruchtbar, und pflanz-
ten vielerley Früchte daselbst an, die als
grosse Heiligthümer an den König geschickt,
und von ihm im ganzen Königreich ausgetheilt
wurden. Konnte ein Indianer nur ein ein-
ziges Körngen von dem daselbst gezogenen
Maiz oder andern Früchten bekommen, und
in seine Scheuer legen, so glaubte er,
daß es ihm niemals an Brod fehlen würde.

Wir haben oben von der göttlichen Ver-
ehrung, welche der achte König in Peru, sei-
nem Oheim, dem Viracocha, erwiesen hatte,
geredet, welcher ihm seinem Vorgeben nach
zu Chita erschienen war. Ihm zu Ehren

machte

machte er den Anfang seiner Regierung mit der Erbauung eines prächtigen Tempels merkwürdig. Er wollte, dieser Tempel sollte den Ort recht nach der Natur vorstellen, wo ihm sein vergötterter Oheim im Traum erschienen wäre. Der Tempel selbst hatte sechs und zwanzig Fuß in der Länge, und vier und zwanzig in der Breite. Er hatte vier Thüren, nach den vier Hauptgegenden des Himmels, davon aber nur diejenige, die gegen Morgen gieng, offen war, die übrigen dienten blos zur Symmetrie. Weil man noch ein Stockwerk darüber bauen sollte, welches einen Boden haben mußte, der dem untersten zu gleich zur Decke dienen sollte, welches bey diesen Völkern etwas neues war, weil sie keine Gewölbe machen konnten, so kamen sie auf den Einfall, inwendig Mauern zu bauen, welche zu Trägern und Querbalken dienen sollten. Jede war drey Fuß dick, und stund von der andern sieben Fuß weit ab, so daß sie zwölf kleine Gänge machten. Der Boden war mit grossen Steinen, jeder zehen Fuß lang, belegt. Beym Eingang in den Tempel wande man sich zur rechten Hand in die erste Gasse, an deren Ende man sich zur linken kehrte, um in die zwey-

te zu kommen, und so von einer in die andere, wo man in der letzten eine Treppe fand, um in das obere Stockwerk des Tempels zu kommen. An beiden Enden einer jeden Gasse waren Fenster, wie Schießlöcher, damit das Licht hinein fallen konnte, und unten an jedem Fenster sahe man eine Art Nichen, worinnen ein Thürhüter saß, ohne den Weg zu versperren. Die Treppe bestund aus zwo Wendeltreppen, davon die oberste gerade auf den grossen Altar gieng. Der Boden des aufgesetzten Stockwerks war mit viereckigten schwarzen glänzenden Steinen gepflastert. An der Seite des grossen Altars war eine Capelle von zwölf Fuß im Viereck, mit eben solchen schwarzen Steinen, die schuppenweis in einander geschoben waren, bedeckt, und dieses war das schönste am ganzen Werk. In eben dieser Capelle am dicksten Ort der Mauer war ein Gehäuß, worinnen das Bild von dem Geist des Viracocha stund, und an beiden Seiten sahe man andere sehr schöne und ganz leere Pavillons, welche der Hauptcapelle zur Verschönerungen dienten. Die Mauern des Tempels erhoben sich auf drey Ellen über den Boden, ohne daß ein einziges Fenster darinnen war. Es fanden sich

aber

aber rund herum steinerne und mit Bildhauerarbeit gezierte Kränze. Die Bildsäule von dem Geist des Ynca Viracocha stund auf einem grossen Fusgestell, und stellte einen grossen Mann mit einem langen Bart, und einem Rock, in Gestalt eines Leibrocks, der bis auf die Erde gieng, vor. Er führte mit einer Kette, wie an einem Leitstrick, ein ganz unbekantes Thier mit Löwenklauen. Das ganze Werk war von Stein, und da der Ynca sahe, daß die Arbeitsleute die Gestalt und das Ansehen seines Oheims nicht recht treffen konnten, so machte er ihnen so eine genaue Beschreibung davon, als er konnte, und kleidete sich selbst vielmahls so an, wie er vorgab, daß er ihn im Traum gesehen hätte. Wie das Werk fertig war, so erwies er dem Bild göttliche Ehre, und seine Unterthanen folgten seinem Exempel. Endlich verfielen sie so weit, daß sie ihn selbst, unter dem Bild seines Oheims, verehrten.

Den ansehnlichsten Theil ihres öffentlichen Gottesdienstes machten, wie bey allen alten Völkern, die Opfer aus. Sie beobachteten hiebey die gröste Feyerlichkeit. Die wichtigsten wurden an dem grossen Sonnenfeste auf dem vornehmsten Platz in der Gegend des

Sonnentempels gebracht ; die geringern aber in dem Vorhof des Tempels. Hier kamen die Einwohner aus verschiedenen Provinzen zusammen ; doch musten sie ehe sie sich diesem Tempel näherten, ihre Schuhe in gewissen dazu bestimmten Gränzen ausziehen, und baarfus erscheinen. Die Opfer selbsten, die sie so wohl ihrer Gottheit, der Sonne, als auch dem Könige nach seinem Tod brachten, bestunden vornehmlich aus grossen und kleinen Hausthieren. Diejenige, die am höchsten geschätzt wurden, waren Lämmer, Schafe und Hämmel. Sie opferten auch zahme Kaninichen, schmackhafte Vögel, Talch, Kornähren, Hülsenfrüchte, wie auch das bey ihnen hochgeschätzte Kraut Luca, und die feinsten Kleider. Alles dieses verbrennten sie der Sonne zu Ehren, und dankten ihr dabey, daß sie solches zum Dienst der Menschen hervorgebracht habe. Ausserdem opferten sie auch ein gewisses Getränk, welches sie aus Wasser und Mays verfertigten. Die Art dieses letztere zu opfern bestund kürzlich darinnen. Wenn sie Lust zu trinken hatten, so assen sie vorher etwas weniges, darnach steckten sie die Spitze eines Fingers in das Gefäs, worinnen das Getränk aufbehalten wurde.

wurde. Sie richteten ihre Augen mit einer gewissen Andacht gegen den Himmel, und sprützten mit dem Finger dasjenige, was daran von dem Getränke hängen geblieben war, in die Höhe, dankten dabey der Sonne, daß sie durch ihre Hülfe zu trinken bekommen hätten. Sie küßten darauf die Luft, welches das Zeichen ihrer Verehrung war; und darnach trunken sie das übrige nach Herzenslust. Menschenopfer, die vorher so stark unter den Peruanern Mode waren, hatten die Ynca völlig abgeschafft. Auch litten sie nicht, wenn einer krank wurde, daß man zu seiner Genesung Opfer brachte; denn sie sahen die Krankheiten nicht als Folgen der menschlichen Schwachheit an, sondern als Boten ihres Vaters, der Sonne, durch die sie die Menschen zu sich rufen lies, und nunmehr in den Himmel erheben wollte. So oft sie in den Tempel giengen, so hielte der Vornehmste aus der Gesellschaft die Hand auf eine seiner Augbraunen, zog ein Haar heraus, und blies es vor dem Bild der Sonne, zum Zeichen eines Opfers, in die Luft. Bey einigen Völkern traf man auch noch einige Ueberbleibsel ihrer alten Religion an. Es geschah nemlich, daß sie sich in einigen Fällen

und

zwischen den Augenbraunen zur Ader liessen, und mit dem herausgelaufenen Blut ein Stückgen Brod benetzten, welches sie alsdenn zum Opfer brachten.

Zu diesen ihren Opfern brauchten sie insgemein ihre Priester, doch mit dem Unterschied, daß diejenigen, die in dem Tempel der Sonne zu Cuzko den Dienst verrichteten, aus königlichen Geblüt seyn musten; in den Provinzen wurden aber blos die Eingebohrne und Verwandte des Herrn der Landschaft dazu genommen. Zu ihren Oberpriestern erwählten sie einen Bruder oder Oheim des regierenden Königs, oder sonst den nächsten Blutsverwandten. Die Priester trugen keine besondere Kleidung, wodurch sie sich wie die Priester bey andern Völkern von andern Personen unterschieden. Ihre Oberpriester führten den Namen Villac - Umu, welchen die Spanier in Villaoma verkehrt hatten. Er bedeutete so viel, als den vorbringenden Wahrsager, oder vortragenden Zeichendeuter, weil er dem Volk dasjenige anzeigen muste, was ihm die Sonne aus dem Opfern zu erkennen gab, oder was sie ihm sonst bekannt zu machen befahle; denn Umu war das Wort, womit sie alle Zeichendeuter,

Wahr-

Wahrsager und Schwarzkünstler zu benennen pflegten. Die Priester selbst dienten wochenweis, oder nach den Mondsviertheln, in dem Tempel; während dieser Zeit enthielten sie sich des Umgangs mit ihren Weibern, und giengen weder Tag noch Nacht aus dem Tempel. Keine Weibsperson, auch nicht einmal die Gemahlinnen und Töchter der Könige durften in den Tempel kommen. Diejenigen Personen, die sie zu ihrer Bedienung, Aufwartung und Hausdiensten gebrauchten, als Thürhüter, Auskehrer, Köche, Keller, Kleiderverwahrer, Holz- und Wasserträger, auch diejenigen, welche die Kostbarkeiten in Verwahrung hatten, waren von eben der Nation und den Städten, als diejenigen, die in dem königlichen Haus dienten. Während der Zeit, als alle diese Personen in dem Tempel dienten, wurden sie von den Einkünften, die der Gottheit gewidmet waren, unterhalten; ausserdem aber lebten sie von ihren eigenen Einkünften, und den Ländereyen, die ihnen sowohl als dem übrigen Volk gegeben worden waren.

Die Art ihres öffentlichen Gottesdienstes selbsten werden wir nicht besser erkennen können, als wenn wir die Feyer ihrer Festtäge umständlich beschreiben. Das erste und Haupt-

fest der Peruaner war das grosse Sonnenfest, welches in ihrer Sprache Yntip Raymi, oder nur schlechtweg Raymi genennt wurde. Es fiel zur Zeit des Solstitii zu Ende unsers Decembers und wurde eigentlich zu Ehren der Sonne gefeyert, um zu bezeugen, daß sie dieselbige, als die einzige und allgemeine Gottheit anbeteten, weil sie durch ihren Schein und Krafft alle Dinge belebte. Sie hatten aber noch eine andere Absicht bey der Feyer dieses Festes; sie wollten nemlich zu gleicher Zeit zu erkennen geben, daß die Sonne der Vater des ersten Yuca, Manco Capac, seiner Gemahlin, der Coja Mama Oello Huaca, und der von diesen abstammenden Königen und aller andern Sonnenkinder sey, die auf die Erde herabgesendet worden, um, wie sie sagten, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern.

Um die Feyerlichkeit dieses Festes zu erhöhen, machten sie bereits verschiedene Tage vor demselben starke Vorbereitungen dazu. Drey Tage zuvor fasteten sie, und assen nichts, als ein wenig rohen Maiz, mit einigen Kräutern, und trunken Wasser dazu. An keinem Ort in der Stadt wurde Feuer angemacht. In dieser Zeit kamen sie von allen Orten und Enden

her,

her, um ihre Andacht zu verrichten. Es herrschte hier eben ein solcher Contrast von schwärmerischer Andacht und liederlichen Ausschweifungen, als wir bey der Religion fast aller abgöttischen Völker gewahr werden. Die vornehmsten Hauptleute und alle Curaca versammelten sich dabey, und wurden sie ja Alters oder Geschäffte halber verhindert, selbst zu kommen, so schickten sie ihre Söhne, oder Brüder in Begleitung ihrer vornehmsten Verwandten, als Gesandte dahin. Selbst der Ynca, wenn er nicht im Krieg, oder auf einer nöthigen Reise war, fand sich dabey ein. Jedermann putzte sich auf dieses Fest so herrlich und kostbar, als er nur konnte; doch hatten sie allerhand wunderliche Erfindungen und Verzierungen dabey. Einige hatten ihre Röcke mit Gold und Silberblechen besäet, und Blumenkränze auf ihren Köpfen; andere waren mit Thierhäuten bekleidet; andere machten eine Figur, als wie man die Engel abbildet, und zierten sich mit Flügeln von dem Vogel Contur, die von einem Ende bis zum andern fünf Fuß lang seyn sollen; noch andere steckten sich in poßirliche Larven, so daß man sie gewiß an andern Orten für Narren und Wahnsinnige würde gehalten haben. Jede Nation,

die

die sich zur Feyer dieses Festes zu Cuzko einfand, brachte diejenigen Waffen mit, die sie im Krieg zu brauchen pflegte, zum Exempel, Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspiesse, kurze und lange Streitaxten; einige trugen auch solche Zierrathen, worauf die Thaten ihrer Helden abgebildet waren, und es suchte es immer einer dem andern zuvor zu thun.

Den Abend vor dem Fest machten die Priester alle Anstalten, die zum Opfer des folgenden Tages nöthig waren. Sie bereiteten die Lebensmittel zu, die man dazu brauchte, und weil nicht allein die Curaca, die Gesandten, ihre Anverwandten, ihre Hausgenossen und Unterthanen, sondern auch alle Völkerschaften überhaupt, Theil daran hatten; so zogen sie den Tag vorher genaue Erkundigung ein, wie viel Personen zu gegen waren. Diejenigen Frauenzimmer, die dem Dienst der Sonne, oder des Pachacamacs gewidmet waren, bereiteten eine gewisse Art von Brod, oder Kuchen, die sie Cancu nennten, unter vielen lächerlichen Ceremonien. Sie schnitten sie alsdenn von einander, und auf die Stücke liessen sie Blut, welches sie jungen fünf- bis zehenjährigen Knaben aus der Stirne laufen liessen, tröpfeln,

tröpfeln, und dieses mit Blut benetzte Brod assen sie den folgenden Tag in Gegenwart ihrer Götzen, Priester und Ynca.

Mit Anbruch des Tages nahm alsdenn das Fest selbst seinen Anfang. Noch vor Aufgang der Sonne, erschien der Ynca mit allen seinen Verwandten, nach ihrem Rang auf dem grossen Marktplatz der Stadt, den sie Haucaypata nennten. Hier warteten sie barfuß, bis die Sonne aufgieng, und wendeten sich immer mit grosser Aufmerksamkeit gegen Morgen. So wie sie die Sonne erblickten, fielen sie auf ihre Knie, und beteten sie an; sie breiteten ihre Aerme aus, und küßten die Luft mit der gröstten Inbrunst, und thaten dabey die Erklärung, daß sie die Sonne für ihren Gott und Vater hielten. Neben dem Ynca stunden die Curaca, und beteten die Sonne auf gleiche Weise an. Indem nun die übrigen Personen auf den Knien liegen blieben, so stund der König auf, und nahm zwey grosse goldene Gefässe, Aquilla genannt, die mit gewöhnlichen Getränk angefüllt waren. Als der Aelteste des Hauses der Sonne, lud er in ihrem Namen die andern zum trinken ein. Es wurde diese Handlung so angesehen, als

ob sie die Sonne selbst verrichtet, und den Ynca und seine Verwandten Bescheid hätte thun lassen. Denn das gröste Merkmal von der Gnade ihres Herrn, oder der Freundschaft ihres Gleichen, war, wenn sie einander zutrunken. Aber es wurde der Sonne auch ein Trunk präsentirt. Der Ynca goß aus dem einen Gefäß, welches er in der Hand hatte, und welches der Sonne gewidmet war, das Getränk in einen Zuber, woraus es, wie aus einem Springbrunnen, durch eine Röhre sprung, und sich gegen den Ort, wo die Sonne stund, ausbreitete. Darauf trunk er aus dem andern Gefäß, welches er in der linken Hand hatte, ein wenig, und das übrige vertheilte er unter die Vornehmen seines Haufses. Ein jeder brachte zu diesem Ende ein kleines goldenes oder silbernes Gefäs mit. Sie glaubten, dieses Getränk wäre nunmehr durch seine und der Sonnen Hand geheiligt, und theilte ihnen ihre Kräffte mit. Jeder von dem königlichen Hauß that einen Trunk davon, die Curaca aber bekamen von demjenigen, welches die Frauen der Sonne, unter ähnlichen Ceremonien austheilten, zu trinken.

Nunmehr zogen sie in Procession nach dem Sonnentempel, wo sie ausser dem König in einer Entfernung von zweyhundert Schritten die Schuhe auszogen. Der Ynca, und diejenigen vom königlichen Geblüt giengen hierauf als ächte Söhne der Sonne hinein, und warfen sich vor dem Bilde der Sonne nieder; die Curaca aber, die sich unwürdig hielten, den Tempel zu betreten, weil sie nicht vom königlichen Geblüt abstammten, blieben vor dem Tempel auf einem grossen Platz stehen. Der Ynca opferte hierauf dasjenige Gefäß, womit er die vorhin angeführte Ceremonie verrichtet hatte, der Sonne, und seinem Beyspiel folgten die übrigen seines Haussés mit den ihrigen, dessen sie sich auf die beschriebene Art bedient hatten, und gaben sie in die Hände der andern Yncapriester. Sie giengen hierauf bis an die Thüre zurück, und nahmen den Curaca die ihrigen ab, die sich nach Ordnung der Zeit, wie sie unter die Herrschaft der Yncа gekommen waren, bis an die Thüre herzu näherten, hinein aber durften sie nicht gehen. Ausser diesen Trinkgeschirren überreichten sie auch der Sonne viele Stücke Gold und Silber, welche im kleinen und nach der Natur gemachte Thiere, als, Schafe, Lämmer, Eideren,

Kröten, Schlangen, Füchse, Tiger, Löwen, Vögel, und alles, was ihre Provinzen hervorbrachten, vorstellten. Hierauf gieng ein jeder von den Curaca wieder zurück nach seinem Platz. Nunmehr erschienen die Yncapriester mit einer grossen Menge Lämmer und Schafe von allerhand Farben, deren es in Peru sehr viele giebt. Aus diesen sonderten sie ein schwarzes Lamm aus, welches der Sonne besonders gewidmet war, und überhaupt zogen sie bey ihren Opfern die schwarze Farbe vor, indem sie glaubten, daß solche etwas göttliches an sich habe, und der Sonne die angenehmste wäre. Aus diesem Grund wählten sie nicht allein ganz schwarze Thiere zu ihren Opfern, sondern ihre Könige kleideten sich auch mehrentheils in diese Farbe. Dieses war das erste Opfer, welches sie an diesem Tage brachten, und diente eigentlich nur dazu, um gute oder böse Vorbedeutungen daraus zu nehmen.

Die Art, wie sie dieses Opfer verrichteten, war folgende. Sie ergriffen das Lamm, welches sie schlachten wollten, und dreheten ihnen den Hals gegen Morgen um. Nachher eröffneten sie die linke Seite desselben, und holeten mit der Hand das Herz, die Lunge und

die

die übrigen Eingeweide heraus. Wenn sich die Lunge, nachdem sie herausgerissen war, noch regte, so wurde solches für ein gutes Zeichen gehalten, das Opfer mochte im übrigen beschaffen seyn, wie es wollte. Ferner bliesen sie die Gurgel auf, und bemerkten zugleich, ob die Luftröhre, und die kleinen Adern, die man daran antrifft, viel oder wenig aufgeblasen wurden; im ersten Fall prophezeyeten sie sich Glück, im andern aber Unglück. Hielte das Thier unter dem Schlachten nicht stille, sondern wollte davon laufen; so war es eine ausserordentliche schlimme Vorbedeutung. Brach der Schlund ab, ehe er ganz hervorgezogen war; oder zerriß die Lunge, oder, war das Herz beschädigt: so sahen sie alles dieses als Zeichen eines bevorstehenden Unglücks an. War nun bey dem ersten Opfer kein gutes Zeichen zu erhalten; so wiederholten sie es zum zweytenmal, und schlachteten ein Schaf. Wollte es auch hier nicht glücken, so nahmen sie ein anderes Thier. Fiel der Ausgang auch hier nicht nach Wunsch aus, so war das Unglück, das ihnen auf dieses Jahr angedrohet wurde, gewiß. Sie vermutheten nun nichts anders, als Krieg, Unfruchtbarkeit, Viehsterben und andere übele Zufälle, die sie sich durch ein Ver-

sehen in dem Dienst der Sonne zugezogen hätten. Waren hingegen die Anzeigen ihrer Erwartung gemäß, so war lauter Freude unter ihnen, und das Opfer wurde nunmehr nach den eingeführten Gebräuchen vollzogen. Es wurden zwar noch mehrere Thiere geschlachtet, aber wenn das erste gut ausgefallen war, wurden sie nicht weiter geprüft. Sie zogen ihnen das Fell ab, und verbrannten sie zu Ehren der Sonne zu Asche. Das Feuer, so sie hiebey brauchten, muste ihnen von der Sonne selbst gegeben werden. Sie fiengen es vermittelst eines holen Gefäses, das die Gestalt einer halben Citrone hatte, und inwendig glatt und hell war, auf, so, daß sie es der Sonne entgegen hielten, und Stralen sammelten. Sie legten ein wenig geschabte Baumwolle darauf, die so gleich vom Feuer ergriffen wurde. Mit diesem ihnen heiligen Feuer wurde nicht nur das Opfer verbrannt, sondern auch die übrigen Speisen auf diesen Tag zu bereitet. Von diesem Feuer wurde etwas in den Sonnentempel gebracht, und daselbst von gewissen dazu bestimmten Jungfrauen ein ganzes Jahr unterhalten. Schien aber etwa an diesem Festtage die Sonne nicht; so nahmen sie kleine Stöcke von einem gewissen Holz, Vya-

ca genannt, und brachten durch starkes Reiben einige Funken heraus, die sie auf Baumwolle fallen liessen. Es war dieses ihre gewöhnliche Art von Feuerzeug, aber sie brauchten es bey dem Sonnenfest nicht gern, weil sie es für ein böses Zeichen hielten, wenn ihnen die Sonne ihren Dienst hierinnen versagte. Die übrigen Opferthiere wurden gebraten, und nebst dem Brode Cancu, davon wir oben geredet haben, unter das Volk ausgetheilt.

Und nunmehr gieng es auf das Essen und Trinken los. Ausser den vorhin genannten Speisen wurden noch mehrere aufgetragen. Der König saß bey dieser Lustbarkeit auf seinem Thron von dichtem Gold, und befahl den Einwohnern von Cuzko, daß sie den Vornehmen von den fremden Nationen, die gekommen wären, dem Feste mit bey zu wohnen, in seinem Namen brav zu trinken sollten. Diese liessen sich auch nicht lange bitten, sondern liessen den Becher nach Stand und Würden fleißig herumgehen, doch so, daß den Fremden nach ihrem Rang und Verdiensten die Gesundheiten zu gebracht wurden. Wenn diese erste Gesundheiten, die nach der Landesart von dem Ynca zu erst ausgebracht wurden, herumgetrunken

waren, so forderten die Vornehmen und Curaca den Ynca selbst zum Trinken auf. Das gewöhnliche Compliment dabey war, daß sie sich dem Ynca näherten, ohne das geringste zu reden. Sie küßten nur die Luft, zum Zeichen der Verehrung. Der König empfieng sie mit vieler Höflichkeit und Sanftmuth, und nahm die Trinkgeschirre, die sie ihm überreichten, in die Hand. Und weil er aus Wohlstand nicht alles austrinken konnte, und auch nicht durfte, so setzte er sie nur an den Mund, und trank mehr oder weniger, nachdem er gegen denjenigen, der ihn zum trinken aufgefordert hatte, mehr oder weniger Gewogenheit hatte. Er befahl hierauf seinen Hofleuten in seinem Namen mit den Curaca zu trinken. Er gab die Gefässe wieder zurück, aber es trunk niemand daraus, weil sie sie für etwas heiliges hielten, indem er sie mit seinen Lippen berührt hatte; ja sie rührten sie nicht einmal mehr an, sondern setzten sie zum Andenken, daß sie der Ynca in Händen gehabt hätte, als Heiligthümer, an einen besondern Ort. Sie tranken aus andern Gefässen, und hiengen ihrer ohne dies starken Neigung zum Trunk, aus Pflicht und Gehorsam noch mehr nach. Dieses Fest dauerte neun Tage lang,

aber

aber an dem ersten wurde nur geopfert, die übrigen brachten sie mit Schmausereyen, Spielen, Singen und Tanzen zu. So endigte sich also dieses grosse Sonnenfest der Peruaner in ein National-Saufgelag.

Wir haben in dieser Beschreibung verschiedenemalen gewisser Frauenspersonen Erwähnung gethan, die dem Dienst der Sonne besonders gewidmet waren; von diesen müssen wir noch etwas sagen. Es war bey den Peruanern ein Gesetz, daß kein Frauenzimmer in den Tempel kommen durfte. Gleichwohl hatten sie gewisse Jungfrauen, die sie Auserwählte nennten, die dem Dienst der Sonne vorzüglich geweihet waren. Diejenigen, welche Anspruch auf diese Würde machen wollten, mußten von guter Familie, schön, und noch unverletzte Jungfern seyn, und damit sie in Ansehung des letzten Punkts desto gesicherter wären, so wählten sie selten eine, die über acht Jahr alt war. Es war ihnen ein besonderes Hauß in der Stadt, welches man das Hauß der Sterne nennte, zur Wohnung angewiesen. Dieses war von einem sehr grossen Umfang. Quer durch gieng ein Gang, der so breit war, daß zwey Personen bequem neben einander gehen konnten. Auf beiden Seiten waren die

Wohnzimmer dieser Sonnen-Jungfern, die eigentlichen Sonnenfrauen aber, die zum nähern Dienst bestimmt waren, hatten ihre Wohnung in der hintersten Abtheilung. An einer jeden Thür war eine besondere Thürhüterin, die auf das Thun und Lassen derselben sorgfältig Achtung geben muste. Zu der Hauptthüre durfte niemand, als nur die Königin, und die auserwählten Jungfrauen hinein gehen, für die Dienstleute des Hausses aber waren Nebenthüren angelegt. Hierdurch durften diese nur bis zur zweiten Thüre, aber bey Lebensstrafe nicht weiter gehen. Die Sonnenfrauen selbsten musten vom Geblüt der Ynca, und aus rechtmäßiger Ehe erzeugt seyn; diejenigen, die aus Vermischung mit anderm Blut, oder unehlicher Weise gezeugt waren, waren gänzlich davon ausgeschlossen. Ihre Anzahl war zwar nicht fest gesetzt, gemeiniglich aber waren ihrer funfzehenhundert. Diejenigen, die in dem Dienst der Sonne alt worden waren, versahen das Amt der Aufseherinnen über die andern, und waren bestellt, sie in dem Gottesdienst und ihrer Handarbeit zu unterrichten. Sie lebten beständig eingeschlossen, und durften weder mit einer Manns- noch Weibsperson, sondern blos mit sich unter

ter einander reden. Die Ursache, die sie davon anführten, war, weil die Frauen der Sonnen nicht gemein seyn, und sich vor jemand sehen lassen dürften. Dieses beobachteten sie so genau, daß der Ynca selbst, ob er gleich das Recht hatte, sie zu besuchen, sich dessen doch freywillig begab. Nur die Königin hatte das Recht in ihren Versammlungsplatz und ihre Zimmer zu kommen, und mit ihnen, sie mochten alt oder jung seyn, zu reden. Wenn demnach der König gern wissen wollte, wie sie sich befänden, oder ob sie etwas brauchten, so schickte er die Königin, oder seine Töchter hin, sie zu besuchen. Zu ihrer Bedienung waren fünfhundert junge Frauenzimmer bestellt, die aus den Familien derjenigen genommen wurden, welche der erste Ynca unter seine Herrschaft gebracht, und ihnen gewisse Vorrechte gegeben hatte. Auch diese hatten ihre Hofmeisterinnen, die sie in demjenigen, was sie thun mußten, unterrichteten. Die vornehmste Verrichtungen dieser Sonnenfrauen waren, spinnen, weben, und alle die Kleider machen, welche der Ynca und seine rechtmäßige Gemahlinnen trugen. Sie verfertigten auch die andern feinern Kleider, die man der Sonne zum Opfer brachte; desgleichen kleine Verzie-

mun-

inungen oder Franzen, die an eine Schnur gehefftet, und von den nächsten Anverwandten des Königes getragen wurden. Sie sagten, die Sonne wäre so zu reden ihr Gemahl, und für diese verfertigten sie diese Dinge; weil sie aber die Sonne nicht aus ihren eigenen Händen empfangen, und sich damit schmücken könnte; so schickte sie sie ihrem rechtmäßigen Sohn und Erben, dem Ynca, solche zu tragen. Der Ynca sahe auch diese Zierrathen, als ein Heiligthum an, und hielte sie in grossen Ehren; er gab sie niemanden, als seinen wahren Erben und Verwandten, die von Vater und Mutter her, aus königlichem Geblüte waren. Ausser diesen verfertigten sie auch dasjenige Brod, Cancu, welches bey dem grossen Sonnenfest gegessen, und einen besondern Trank, der bey dieser Gelegenheit von dem Ynca und seinen Verwandten genossen wurde. Die Gefäse dieses Hausses waren bis auf die Kessel von Gold und Silber. Sie hatten einen Garten, worinnen der Erzählung des Garcillasso de Vega zu Folge, künstlich gearbeitete Bäume und Gewächse von Gold und Silber stunden. Uebrigens lebten sie, wie andere eingeschlossene Frauenzimmer, die eine ewige Keuschheit beobachten müssen. Die Verordnungen in Absicht dieser

Frauen=

Frauenzimmergesellschaft waren ausserordentlich streng. Wenn eine ihre Ehre verscherzte, so wurde sie mit ihrem Liebhaber lebendig verbrennt. Allein man sahe es noch für zu wenig an, daß wegen eines solchen Verbrechens eine der Sonne, ihrem Gott, gewidmete Jungfrau zu schänden, nur eine einzige Person sterben sollte; das Gesetz verordnete vielmehr, daß ausser dem Strafbaren auch noch seine Frau und Kinder, seine Knechte, Anverwandten, und über dieses alle Einwohner der Stadt, wo er wohnte, bis auf die Kinder an den Mutterbrüsten diese Strafe leiden sollte; die Stadt muste zerstört, und Steine auf den Platz geworfen werden, und die ganze Gegend sollte wüst und öde, verflucht und verbannet bleiben. Man hat aber niemals ein Exempel einer solchen Strafe gehabt. Sollten die Peruaner alle mit einander so gewissenhaft gewesen seyn, daß sich der Fall niemals ereignet hatte? oder kam die Pönal-Verordnung nicht in Ausübung?

Ausser dem groſſen Fest der Sonne, welches wir mit allen seinen Zugehör umständlich beschrieben haben, hatten sie auch noch einige minder wichtige Feste derselben. Sie hatten

auch ein Fest, welches nach der Saatzeit, wenn der Mayz anfieng aus der Erde hervorzukommen, gefeyert wurde. Sie brachten alsdenn der Sonne Opfer, und baten sie, daß sie dem Frost gebieten möchte, ihrer Frucht nicht zu schaden. Das Fest endigte sich, wie die andern alle, mit Schmausereyen. Wenn sie ihre Ernte eingethan, und die Früchte in den Scheuern hatten; so feyerte ein jeder noch ein Particular-Erntefest in seinem Hausse. Die Armen verbraunten der Sonne zu Ehren ein wenig Talch, die Reichen aber zahme Kaninichen. Sie dankten der Sonne, und baten sie zugleich, daß sie ihren Scheunen befehlen möchte, ihre Frucht wohl zu verwahren.

Sie hatten noch ein besonderes Fest, welches sie Citu, oder das Reinigungsfest nennten. Weil es uns die Gedenkungsart dieses Volks in einigen Stücken zu erkennen giebt, so wollen wir es etwas umständlich beschreiben. Sie feyerten es in der Absicht, damit sie alle Krankheiten, Beschwerden und Schwachheiten, aus der Stadt und den umliegenden Gegenden verbannen wollten. Am ersten Tag des Herbstmonden, wenn Tag und Nacht einander gleich wurde, feyerten sie dasselbe, nachdem

dem sie sich einige Tage vorher dazu vorbereitet hatten. Diese Vorbereitung bestund im Fasten und in der Enthaltung von ihren Weibern. In der Nacht, die unmittelbar vor dem Fest hergieng, verfertigten sie das Brod Cancu, auf eben die Art, wie bey dem grossen Sonnenfeste. Alle Anverwandten kamen zu dieser Ceremonie zusammen; die Brüder giengen in das Hauß des Aeltesten, und diejenigen, welche keine Brüder hatten, begaben sich in die Wohnung ihres nächsten und ältesten Anverwandten. Alle diejenigen, welche gefastet hatten, wuschen sich in eben derselben Nacht vor Tag. Sie nahmen darauf ein wenig von dem mit Blut vermengten Teig, rieben sich damit den Kopf, daß Gesicht, die Brust, die Schultern und Aerme, und dieses thaten sie um sich zu reinigen, und glaubten nunmehr, daß sie dadurch alle Krankheiten von ihrem Leibern entfernten. Wenn dieses geschehen war, so nahm der älteste und angesehenste etwas von diesem Teig, und rieb damit die Thüre, die auf die Gasse gieng, und lies es zum Zeichen der Reinigung daran kleben. Zu gleicher Zeit verrichtete der Oberpriester eben diese Ceremonie in dem Sonnentempel, und in dem Schloß that es der Oheim des Königs. Der

Ober=

Oberpriester schickte um eben diese Zeit einige gemeine Priester ab, diese Reinigung in dem Hausse der Sonnenfrauen, und in dem Tempel Haunacauri, der eine Meile von der Stadt Cuzko stund, und in grossen Ehren gehalten wurde, weil sich der Yuca, Manco Capac, daselbst aufgehalten hatte, zu verrichten. Eben diese Ceremonie wurde an allen heiligen Orten, besonders wo sie göttliche Offenbarungen zu bekommen glaubten, beobachtet.

So bald die Sonne aufgieng, so beteten sie dieselbe an, und ersuchten sie, alle innerliche und äußerliche Uebel von ihnen zu entfernen. Dieses Gebet wurde zu einer festgesetzten Zeit von allen zugleich verrichtet. So bald dieses geschehen war, so kam ein Yuca vom königlichen Geblüt aus der Vestung, der als ein Bote der Sonne reich gekleidet war. Er hatte einen rund um den Leib herum geschlagenen und aufgeschürzten Rock an, und in der Hand führte er eine Lanze, die mit allerhand schönen Federn von der Spitze bis an das Heft umwunden, und mit goldenen Ringen geziert wär. Diese Lanze diente in Kriegszeiten zu gleich zu einer Standarte. Dieser Bote kam deswegen aus dem Schloß, und

nicht aus dem Tempel, weil man ihn nicht als einen Friedensherold, sondern als einen Kriegsboten ansahe. In diesem Aufzug stieg er oben von dem Hügel Sacsahuamam herab, und schwung seine Lanze, bis er mitten auf den Hauptplatz kam. Hier stiessen vier andere Ynca vom königlichen Geblüt zu ihm, die eben so gekleidet und gerüstet waren, wie er. Er berührte ihre Lanzen mit der seinigen, und sagte: die Sonne gebietet euch, als ihren vier Boten, alle Beschwerlichkeiten und Krankheiten von der Stadt und ihren Gränzen zu vertreiben. Sie giengen darauf durch die vier Hauptstrassen der Stadt, von denen sie glaubten, daß sie nach den vier Weltgegenden giengen. Alle Einwohner, jung und alt, traten alsdenn in ihre Hausthüren, und fiengen ein ausserordentliches Freudengeschrey an. Sie schüttelten ihre Röcke, als wenn sie Staub oder andere Unreinigkeiten abschütteln wollten, legten ihre Hand auf den Kopf, auf das Gesicht, auf die Aerme, auf die Schenkel, und rieben sich, als wenn sie sich waschen wollten. Sie thaten dieses in der Absicht, um die Uebel aus ihren Häussern zu jagen, damit sie durch die vier Ynca hernach aus der Stadt möchten vertrieben werden. Dieses thaten sie nicht

allein in denen Straſſen, wo die vier Ynca durchgiengen, ſondern überhaupt durch die ganze Stadt. Dieſe Boten eilten alsdenn mit ihren Lanzen aus der Stadt, und giengen ohngefähr eine Viertelmeile weit in das freye Feld, wo ſie vier andere Ynca antrafen, die nicht vom königlichen Geblüte waren. Dieſe nahmen jenen ihre Lanzen ab, uud liefen eben ſo weit. Hier ſtunden wieder vier andere, die es eben ſo machten, wie die vorhergehende. Und ſo gieng es von Station zu Station fort, bis auf fünf bis ſechs Meilen weit von der Stadt. Hier ſteckten ſie ihre Lanzen, in die Erde, zum Zeichen, daß hier den Uebeln die Gränzen geſetzt wären, welche ſie nicht überſchreiten könnten.

In der folgenden Nacht zogen ſie aufs neue aus, und verfolgten das Uebel der Nacht mit Strohfackeln. Dieſe waren wie Matten geflochten, und waren am Ende rund. Sie trugen ſie an einem hanfenen Band, und durchliefen damit, wie am Tage mit ihren Lanzen, die vier Hauptſtraſſen der Stadt. Darauf zogen ſie zur Stadt hinaus, in der Meinung die Uebel der Nacht zu verjagen, und warfen ſie alsdenn noch brennend in den Fluß, wo ſie

ſich

sich des Tages zuvor gewaschen hatten, damit sein Strom die Widerwärtigkeiten, die sie aus ihren Häussern verjagt hätten, mit sich fort führen möchte. Fügte es sich, daß ein Stück von einer Fackel am Ufer des Flusses liegen geblieben war, und am folgenden Tage, von jemand gesehen wurde; so eilte derjenige, der es gesehen hatte, über Hals und Kopf davon, aus Furcht, es möchte ihn anstecken und gefährlich für ihn werden. Nunmehr glaubten sie, daß alles Unglück von ihnen abgewendet wäre, und stellten deswegen öffentliche Freudensbezeugungen an. Sie dankten der Sonne, daß sie sie von ihren Uebeln befreyet hätte, und opferten ihr Schafe und Lämmer, wovon sie hernach das Fleisch mit aller Frölichkeit verzehrten. Sie brachten die übrige Zeit des Tages mit Tanzen und Lustbarkeiten zu, und unterliessen nichts von demjenigen, was ihnen so wohl in Privathäussern, als auch auf öffentlichen Plätzen Vergnügen schaffen konnte.

Aus ihrer Idee von der Gottheit der Sonne, entstunden über die Veränderung des Verhältnisses derselben gegen die Erde, noch allerhand Religionsgebräuche. Sie hatten vor dem Tempel der Sonne Säulen aufgerichtet,

aus deren Schatten sie die Tag- und Nacht-gleiche abnahmen. Wenn nun der Zeitpunkt erschien, daß Tag und Nacht einander gleich wurden; so schmückten sie diese Säulen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, setzten hernach den Thron der Sonne oben darauf, und bildeten sich ein, die Sonne setzte sich an diesem Tage mit allem ihrem Lichte daranf. Sie beteten auch an diesem Tage mit grössern Freudensbezeugungen, und machten ihr prächtige Geschenke von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten, die sie hatten. Wie ihre Philosophen mit dem Anwachs des Peruanischen Reichs bemerkten, daß, je weiter sie sich gegen Norden zu ausbreiteten, desto weniger Schatten die Säulen am hellen Mittag machten; so machten sie daselbst die Säulen höher, und verehrten sie auch mehr, als die andern, weil sie sich einbildeten, die Sonne fände keinen angenehmern Sitz, als da, wo sie sich schnurgrade darauf setzen könnte.

Bey diesen Einbildungen war es ganz natürlich, daß sie die Sonn- und Mondsfinsternisse mit dem grösten Erstaunen ansahen, da sie die wahre Ursachen derselben nicht einsahen. Wenn sich die Sonne verfinsterte, so glaubten

sie,

6

sie, daß sie wegen eines begangenen Fehlers böse auf sie wäre, und deswegen ihr Angesicht gegen sie verstellte. Wurde aber der Mond verfinstert, so hielten sie ihn für krank, und besorgten, er würde unfehlbar sterben, wenn er ganz verfinstert würde; alsdenn würde er auf die Erde fallen, sie alle erschlagen, und das Ende der Welt verursachen. Sie hatten eine so entsetzliche Furcht bey seiner Verfinsterung, daß, so bald sie das geringste davon merkten, sie ein erschreckliches Geräusch mit Trompeten, Trommeln und andern Dingen anfiengen. Sie bunden ihre Hunde an, und prügelten sie ganz erbärmlich, daß sie brav heulen möchten, damit der Mond, von welchem sie glaubten, daß er eine besondere Neigung gegen diese Thiere hätte, Mitleiden mit ihrem Geheule haben, und aus der Betäubung wieder erwachen möchte, die seine Krankheit verursacht hätte. Sie ermunterten auch während dieser Zeit ihre Kinder, daß sie brav schreyen, den Mond mit thränenden Augen anrufen, und ihn bitten möchten, daß er doch nicht sterben möchte. Die Alten stimmten diesem Geschrey mit vermischten Stimmen treulich bey, und machten einen solchen Lerment, den man sich nicht groß genug vorstellen kann. Nachdem

die Finsterniß groß oder klein war, nach dem Verhältniß beurtheilten sie seine Krankheit. Wenn er nach und nach sein Licht wieder bekam, so sagten sie, er fienge an, besser zu werden ; Pachacamac, der die Welt erhielte, habe ihm geholfen, und ihm ausdrücklich befohlen, nicht zu sterben. Hatte er sein völliges Licht wieder, so freueten sie sich, und dankten ihm, daß er nicht gestorben wäre. Auch von den Flecken, die man in dem Monde sieht, hatten sie ein höchstungereimtes Mährchen. Sie sagten, der Fuchs wäre einstens durch die grosse Schönheit desselben dermassen gerührt worden, daß er sich in diese Frau der Sonne sterblich verliebt habe. Er hätte sich es also einstens in den Sinn kommen lassen, gen Himmel zu steigen, um sich mit ihm zu begatten. Hier habe er nun die Frau der Sonne so dicht umfaßt, sie so gedrückt, geherzt und geküßt, daß diese Flecken davon entstanden wären. Hieraus sieht man, wie viel widersprechendes in den Religions-Meinungen der Peruaner herrscht ; man müßte denn sagen, daß das gemeine Volk eine ganz andere Religion gehabt habe, als die Weisen unter ihnen.

Wir müssen nun auch noch eine und die andere gottesdienstliche Ceremonie der Peruaner anführen, die nicht zu gewissen Festen gehören, sondern mehr den Namen allgemeiner Gebräuche verdienen. Eine betrifft ihre abergläubische Neigung zu Wahrsagereyen. Wir haben bereits oben bey Gelegenheit ihrer Opfer schon etwas davon gesagt. Hier wollen wir noch einige andere Aeusserungen hievon anmerken. Sie gaben unter andern genau auf die Bewegungen der Augenlieder Achtung. Bewegte sich das obere öffter, als das untere, so hielten sie es für ein gutes Anzeigen, und zwar auf der linken Seite glaubten sie Zeichen eines geringern bevorstehenden Gutes, als auf der rechten zu finden. Hier war ihrer Meinung nach der Sitz der grösten Wohlfarth und eines unschätzbaren Reichthums. Die untern Augenlieder aber hatten eine ganz entgegengesetzte Bedeutung. Ereignete es sich, daß sie mehr als gewöhnlich zitterten; so war ihnen dieses eine Anzeigung der Traurigkeit; geschahe es aber auf der linken Seite, so war dieses die schlimste Vorbedeutung unter allen, drohete ihnen mit unendlichen Thränen, und verkündigte ihnen alles Uebel und Herzeleid. Sie gaben diesen kleinen Umständen, die so leicht aus

natürlichen Ursachen entstehen können, einen solchen Glauben, daß sie, so bald als das untere linke Augenlied anfieng zu zittern, in die hefftigsten Wehklagen verfielen, als wenn ihnen bereits das gröste Unglück begegnet wäre, und vergossen häufige Thränen. Damit ihnen nun das viele Weinen nicht an der Schärfe des Gesichts schädlich seyn möchte, so brauchten sie ein Mittel dagegen, welches eben so abergläubisch war, als die Vorbedeutung selbst. Sie benetzten das Ende eines Strohhalms mit Speichel, und legten ihn unter das untere Augenlied, und drückten es dabey feste zu. Zu ihrem Trost gedachten sie, daß der Strohhalm nicht nur den Lauf der Thränen hinderte, welche sie zu vergiessen befürchteten, sondern auch die böse Vorbedeutung des Zitterns abwendete.

Eine andere Ceremonie, welche wir noch mit nehmen wollen, betrifft das Beichten. Sie glaubten, daß Verbrechen, welche nicht durch den weltlichen Richter bestraft würden, allerhand Unglücksfälle im Reich, Krankheiten, Todesfälle, ungesunde Witterung, und dergleichen, nach sich zögen. Damit sie nun verhindern möchten, daß die Gottheit wegen

ihrer

ihrer Verbrechen nicht noch andere Plagen in die Welt möchte kommen lassen, so sagten sie, daß sie ihre Sünden selbst büsen wollten, und bekannten deswegen ihre geheimsten Vergehungen vor dem Richter. Dieses mag Gelegenheit gegeben haben, daß einige behauptet haben, sie hätten gleich den Christen eigene Beichtiger gehabt. Man macht uns folgende Beschreibung davon. In dem ganzen Land waren gewisse Priester bestellt, die sie Ysuschyren nennten, welche nicht allein den Schuldigen die Beicht abnahmen, sondern ihnen auch eine verhältnißmäßige Buse auflegten. Der Priester hielte dabey eine kleine Schnur in der Hand, und bedient sich bey Ertheilung der Absolution folgender Worte: Gott hat mir die Macht gegeben, die Kette deiner Sünden zu zerbrechen, so wie ich jetzo diese Schnur zerreisse. Er riß sie darauf in der Mitte von einander, und der Beichtende hielt sich nunmehr vollkommen von seinen Sünden losgesprochen. Kamen mehrere, die auf diese Art beichten wollten, so muste er nicht nur bey jeder Person, sondern auch bey jedem Verbrechen eine neue Schnur haben. Der Priester aber hielt sich für seinen Aufwand dadurch schadlos, daß er sich die Schnüre zum voraus bezahlen lies.

Die Ynca bedienten sich, wie man sagt, hiebey einer besondern List, um sich der Nothwendigkeit zu beichten zu entziehen. Sie sagten, weil sie auf der Welt niemand hätten, der über ihnen wäre, so könnten sie auch niemanden als der Sonne beichten. Der König beobachtete dabey folgende Ceremonie. Erstlich beichtete er der Sonne, und sodann wusch er sich in einem Fluß, und sagte dabey die Worte: nimm die Sünden, die ich gebeichtet habe, und trage sie in das Meer. Sonsten merken sie noch dabey an, daß Personen nur bey andern ihres Geschlechts gebeichtet hätten. Weigerte sich jemand, seine Sünden zu beichten, so warfen ihn seine Landsleute so lang mit Steinen, bis er sich dazu entschloß. So erzählt Acosta, der lange Zeit als Mißionar unter den Peruanern gewesen war, diese Sache; andere aber ziehen es aus dem Grund in Zweifel, weil die Peruaner auch nach ihrer Bekehrung eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ohrenbeicht an die christlichen Priester hätten. Ob man aber daraus auf ihre vorige Gedenkungsart schliessen kann, ist noch manchem Zweifel unterworfen; denn wir finden bey mehrern abgöttischen Völkern in andern Welttheilen eben

den

den Gebrauch, unter gewissen Ceremonien ihre Sünden zu bekennen.

Wir rechnen auch hieher noch einen besondern Gebrauch, den einige auswärtige Schrifftsteller von den Peruanern erzählen. Wir haben oben von einer gewissen Art Brod geredet, welches sie an dem grossen Sonnenfest zu geniessen pflegen. Hievon machen uns einige eine Beschreibung, die viel sonderbares in sich hat, wovon aber der Hauptschrifftsteller in der Peruanischen Geschichte nichts sagt. Die Sonnenpriester, sagt man, trugen dieses in Stücke geschnittene Brod am letzten Festtage auf goldenen oder silbernen Schalen herum, gaben einem jeden ein Stück davon, und ermahnten ihn dabey, allezeit dem Ynca, oder der Sonne, welche durch den Ynca vorgestellet würde, treu zu bleiben; und setzten hinzu, daß dieses Brod zum Zeugnis wider ihn selbst dienen würde, wenn seine Absicht nicht rein, und dem, was er seinem Landesherrn schuldig wäre, nicht gemäß würde befunden werden. Jeder nahm und aß diesen Bissen Brod mit grosser Erkenntlichkeit und Versicherung, daß er niemals etwas anders thun und denken würde, als was dem Ynca, oder der

Sonne

Sonne gefiel ; und sagte zugleich, daß dieser Bissen Brod, den er esse, in seinem Leibe ein Bürge seiner Treue seyn sollte.

Zum Beschluß dieser Materie können wir auch nicht unangemerkt lassen, daß sich einige eingebildet haben, Spuren eines ehemaligen Christenthums in Peru gefunden zu haben. Man will dieses unter andern daraus schliessen, daß man so viele Creutze daselbst angetroffen habe. Man erzählt, daß als die Spanier dahin gekommen wären, so hätten sie viele Creutze daselbst gefunden ; als sie sich nun durch einen Dollmetscher bey den Einwohnern darnach erkundigen lassen, so hätten ihnen einige gesagt, daß ehemals ein überaus schöner Mensch zu ihnen gekommen wäre, der ihnen dieses Zeichen hinterlassen habe, daß sie sich seiner dabey erinnern sollten ; andere hingegen hätten gesagt, daß ein gewisser Mann, der glänzender als die Sonne gewesen, daselbst gestorben wäre, und dieser habe es verfertigt. Andere sagen, die Spanier hätten auf den Gräbern der Landes-Einwohner meßinge und hölzerne Creutze angetroffen, und sich eingebildet, daß einige zu den Zeiten Roderichs durch die Mohren aus ihrem Lande vertrie-

bene Spanier sich hieher gewendet hätten, von denen sie abstammten. Noch eine andere Tradition sagt, daß ehedem ein weißer Mann mit einem langen Bart jenseit des Meeres hergekommen wäre, und Gott daselbst bekannt gemacht habe; dieser hätte ein grosses Creutz von einem besondern Holz, das in der ganzen Gegend nicht anzutreffen gewesen wäre, überall mit sich herumgeführt. Die bösen Geister wären bey Erblickung desselben verstummt, und die Orakel hätten aufgehört zu weissagen; dieser Mann aber wäre von den Einwohnern übel gehalten worden, weil sie ihm das Schweigen ihrer Götzen beygemessen, sie hätten ihm sein Creutz genommen, und selbiges bey einem Bach vergraben, woselbst es funfzehenhundert Jahre unverwest geblieben wäre. Wir lassen diese Traditionen auf ihrem Werth und Unwerth beruhen, daß man aber daraus sollte schliessen können, daß einmal vor den Zeiten der Entdeckung das Christenthum daselbst sey gepredigt worden, scheint uns nicht zu folgen. Gewiß ist es indessen, daß die Spanier in Cuzko bey Eroberung dieser Stadt ein Creutz von sehr schönen Marmor, den man Crystalljaspis zu nennen pflegt, gefunden haben, ohne daß sie erfahren können, wie es dahin gekommen,

oder wie lange es daselbst gewesen sey. Es war drey Vierthel Ellen lang, drey Finger breit, fast eben so dick, und ganz aus einem Stück. Es hatte keine Ungleichheit in seinen Winkeln, noch auch in seinen Aermen. Die Ynca verwahrten es in einem ihrer königlichen Häusser in einem geheiligten Zimmer. Ob sie es gleich nicht anbeteten, so verehrten sie es doch sehr, entweder wegen seiner Schönheit, oder aus andern Absichten die man nicht weiß. Wenn andere einige Gebräuche wollen angetroffen haben, die mit christlichen einige Aenlichkeit hätten; so läst sich daraus eben so wenig schliessen, daß sie Ueberbleibsel der christlichen Religion wären, als man es bey andern Religionen, wo man einige Aenlichkeit in äussern Stücken wahrnimmt, thun kann. Kurz die Religion der Peruaner, wie sie vor der Ankunft der Spanier war, ist ein Mischmasch von Abgötterey und Aberglauben, wo man aber doch einige Spuren von natürlich erkannten Wahrheiten antrifft.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Staatsrecht u. Policey der Peruaner.

Nach der Religion verdient die Regierungsform eines Volks die nächste Stelle, um daraus die Gedenkungsart und den Charakter desselben kennen zu lernen. Freylich dürfte man sich bey manchen Wilden vergeblich nach einer Regierungsform umsehen, da noch jetzo grosse Länder von solchen bewohnt werden, bey denen man keine andere Spur einer Regierung findet, als was etwa Hausväter in einzelnen Familien ausüben. In Chili z. E. wohnt noch jede Haushaltung für sich; nicht einmal eine National-Versammlung trift man daselbst an. Wenn es einem Hausvater einfällt mit den Spaniern einen Krieg anzufangen; so ruft er seinen Nachbar zu, der sich wegen der eingewurzelten Feindschaft gegen dieselbe nicht lang bitten läst, und so geht es wie ein Laufeuer durch das ganze Land. Man wird nicht eher gewahr, daß sie Feindseligkeiten im Sinn haben, als bis sie den Anfang mit Morden machen. Und dennoch haben sie eine gewisse

Ruck-

Rücksicht auf dasjenige, was ihnen allen vortheilhaft ist, ohne in einer besondern politischen Verbindung unter einander zu stehen, oder eine ordentliche Regierung zu kennen. Sie geben uns noch ein Bild von dem Zustand der Peruaner vor den Zeiten der Ynca. Jeder hatte da die Freyheit entweder auf seine eigene Hand allein, oder in Verbindung mit andern Krieg anzufangen. Alsdenn erwählten sie sich gewisse Anführer, die sie für die tapfersten, listigsten und geschicktesten unter sich hielten. So lang ein solcher Krieg dauerte, unterwarfen sie sich ihm mit der allervollkommensten Unterthänigkeit; so bald er aber vorbey war, so wurde er nicht für besser angesehen, als ein jeder seines Gleichen. Jedermann trat wieder in den Stand der natürlichen Freyheit zurück; doch zeigten sich auch in diesem allerwildesten Zustand einige Spuren einer gesellschaftlichen Verbindung, obgleich der Name dazu noch fehlte, und sie diesen Instinkt nicht recht ins reine bringen konten. Obgleich eine jede einzelne Person für frey, und Meister seiner eigenen Handlungen war; so nahm sich doch eine jede der Zufälle und Widerwärtigkeiten der andern an. Die Familien wurden nunmehr als kleine

Staats=

Staatscörper angesehen. Wer einer einzigen Person etwas zu leide that, bekam gleich mit der ganzen Gesellschaft Händel; die Familie des andern kam dadurch mit ins Spiel, und so herrschte ein beständiger Krieg unter ihnen. Es scheint also, wenn auch zu ihren wilden und thierischen Zeiten noch ein Schein von Obrigkeit da war, daß sie nicht sowohl auf die bürgerliche Vereinigung abgezielet habe, als vielmehr zur Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten angestellt gewesen sey, und daß ihre Verrichtung mehr darinnen bestanden habe, den Commandostab im Krieg, als das Scepter im Staat zu führen. Da sie aber ihr allgemeines Beste besser verstehen lernten, und einsahen, daß auch eines jeden eigene Wohlfarth auf einen vernünftigen Umgang mit andern beruhete; so unterwarfen sie sich der Regierung eines einzigen, und wie sie sich durch dessen Bemühungen dem sittlichen Zustand mehr näherten, so wurde seine Macht immer fester gegründet. Manco Capac war also nicht mehr ein Anführer einer streitenden Parthey, sondern er führte eine ordentliche Regierung ein. Je zahlreicher das Volk wurde, desto mehr leuchtete ihnen die Nothwendigkeit einer solchen Regimentsverfassung ein. Man ver-

willigte ihm nicht nur den Namen eines Königes, den er bereits schon angenommen hatte, sondern man gab ihm auch mehr Macht in die Hände, weil es die Wohlfarth des Staats erforderte. Von diesen Vorzügen der Peruanischen Könige, werden wir nunmehr umständlicher handeln.

So wie die Peruaner sahen, daß sich ihr Zustand durch die Bemühungen ihres ersten Königes merklich verbessert hatte; so bemüheten sie sich um die Wette ihren nunmehrigen Landesherrn mit den grösten Lobsprüchen zu erheben. Sie ersannen allerhand Ehrentitel und Beynahmen, womit sie ihn seinen Verdiensten gemäß beehrten. So gaben sie ihrem ersten König den Namen Capac, welches in ihrer Sprache einen doppelten Sinn hat, und sowohl einen anzeigt, der reich an Gnade ist, als auch einen der allein regiert. Die gewöhnliche Benennung Ynca bedeutet in ihrem strengsten Verstand so viel als Herr oder König, in dem weitläuftigen aber zeigt es alle diejenigen an, die vom Königlichen Geblüt abstammten. Sie gaben einem jeden ihrer nachfolgenden Könige einen besondern Namen, der entweder seine Eigenschaften oder seine Verdien-

ste anzeigte. Unter diesen ist die Benennung Huacchacuyac besonders merkwürdig, welche sonst keinem Menschen, als dem Könige beygelegt werden durfte, und in ihrer Sprache einen Freund und Wohlthäter der Armen anzeigte, wodurch sie entweder auf die besondern Wohlthaten zielten, welche der erste Ynca seinen Unterthanen erwiesen hatte, oder ihre Könige beständig erinnern wollten, daß ihre Hauptbestimmung diese sey, Väter ihres Volks zu seyn. So wohl von den Königen als allen übrigen Prinzen von Geblüt hatten die Indianer eine sehr hohe Meinung. Sie behaupteten von ihnen, daß sie völlig unfehlbar wären. Sie leiteten dieses aus den allgemeinen Vorurtheil her, daß sie Kinder der Sonne, und deswegen in die Welt geschickt wären, die Menschen in den Schranken des Guten zu erhalten; folglich könnten sie selbsten keinen Fehlern unterworfen seyn. Ferner glaubten sie, daß sie von allen menschlichen Irrthümern frey, und keinen Versuchungen, die durch Leidenschaften entstünden, unterworfen wären. Und diese blinde Unterwürfigkeit gieng so weit, daß wenn ein Ynca ein Aug auf ein Mädchen geworfen hatte, es sich der Vater zur gröſten Gnade schätzte, wenn eine seiner Töch-

ter zur Beyschläferin oder Magd für einen Ynca verlangt wurde. Wenn jemand einen Ynca erzürnte, so wurde es für ein Laster der beleidigten Majestät angesehen, und eben so bestraft, als wenn man sich an der Person des Königs vergriffen hätte. Indessen hatten sie doch Exceptionen bey der Hand, wodurch sie, wenn es sich zutrug, daß ein Ynca wirklich einen in die Augen fallenden Fehler begieng, ihre Meinung von der Unfehlbarkeit desselben behaupteten. Sie sagten, als Ynca könne er zwar nicht fehlen, wenn es aber geschähe, so sey er des Königlichen Geblüts unwürdig geworden. Dieses machte, daß die Ynca mit aller möglichen Behutsamkeit lebten, damit sie nicht ihrer Benennung als Sonnensöhnen entgegen handeln, und ihre grossen Vorrechte verlieren möchten. That einer eine gute That, so sagten sie, es sey kein Wunder, denn sie sey von einem Ynca geschehen; that einer etwas Böses, so sagten sie öffentlich, der Thäter könne unmöglich ein Ynca, sondern er müsse ein Bastard oder Betrüger seyn. Man siehet von selbsten, wie viel gutes geschehen konnte, wenn sich die Ynca dieses Vorurtheils recht bedienten, aber auch wie viel böses, wenn sie es mißbrauchten.

zu Lehrmeistern dieser Prinzen bestellt.

brauchten.

Alle

Alle Ynca hatten gewisse Ehrenzeichen mit einander gemein, einige aber waren dem Könige allein eigen. Unter die ersten gehört, daß sie, wenn sie gewisse Jahre erreicht hatten, zu Rittern gemacht wurden. Es ist dieses eine von den wichtigsten Ceremonien an dem Peruanischen Hof gewesen, wodurch die Königlichen Verwandten eigentlich zu Prinzen vom Geblüt ernennt wurden, denn ohne dieses wurden sie nur als Schildknappen, oder Edelknaben angesehen. Hiedurch wurden sie zu allen Staats- und Kriegsangelegenheiten fähig gemacht. Ehe sie aber dazu gelangten, so mußten sie sich entschliessen eine harte Prüfung auszustehen. Der Tag, an welchem es geschahe, wurde von dem ganzen Volk als ein Festtag mit der größten Feyerlichkeit begangen. Wenn die jungen königlichen Verwandten von allen Seitenlinien das sechzehende Jahr erreicht hatten; so wurden sie in ein besonderes Haus gethan, welches Colloampata genennt, und blos zu dem Ende erbauet war. In diesem Prüfungshause wohnten verschiedene alte Ynca, welche so wohl in Kriegs- als Staatssachen eine ungemeine Erfahrung hatten, und diese waren zu Lehrmeistern dieser Prinzen bestellt. So

wie sie in das Haus kamen, so musten sie mit ungemeiner Strenge fasten; denn jeder bekam nicht mehr als täglich eine Handvoll rohes Korn, Cara, genannt, und ein Glas Wasser, worunter weder Salz noch Uchu gemischt war, welches eine gewisse Art von Pfeffer ist, wodurch unangenehme Dinge und Kräuter einen guten Geschmack bekamen. Sie hatten diese strenge Verordnung deswegen gemacht, um zu versuchen, ob sie Hunger, Durst und andere Beschwerlichkeiten des Kriegs ausstehen könnten. Nicht nur aber diese Neulinge musten auf die beschriebene Art fasten, sondern auch ihre nächste Anverwandte unterwarfen sich dieser Härtigkeit, obgleich nicht mit solcher Strenge, wie sie. Die Alten riefen die Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Vater an, daß sie ihren Kindern die benöthigten Kräfte und Muth verleihen möchte, diese Prüfungen mit Ehren auszuhalten. Fanden sich einige unter diesen Jünglingen, die nicht von einer so starken Leibesbeschaffenheit waren, daß sie den Hunger ausstehen konnten; so wurden sie sogleich als unwürdig verworfen, und nach Hause geschickt. Hatten sie aber diese erste Probe des Fastens ausgehalten, so wurde ihnen hernach etwas

mehr,

mehr, als bisher, zu essen gereicht, aber nicht zu viel auf einmal, damit sie sich nach und nach wieder erholen konnten. Hierauf wurde auch ihre übrige Leibesbeschaffenheit auf die Probe gestellt. Sie musten nemlich von dem Hügel Huamuncari, der anderthalb Meilen von der Stadt lag, bis an die Vestung der Stadt laufen. An dem Ende der Laufbahne wurde eine Fahne zum Zeichen aufgesteckt, und der erste, der dieses Ziel erreichte, wurde zum Vorgesetzten der andern erklärt. So wie sie sich früher oder später dem Ziel näherten, nach dem Verhältniß wurde ihre Würde bestimmt; die aber, die ganz zurück blieben, wurden so gleich als untüchtig verworfen. Während der Zeit, als dieser Wettlauf geschah, stunden die Eltern und Verwandten auf beeden Seiten und ermunterten ihre Söhne durch ihren Zuruf. Die folgenden Tage wurden Kriegsübungen vorgenommen, da sie in gewisse Haufen getheilet wurden, welche gewisse Plätze wechselsweise angreifen und vertheidigen musten; auch übten sie sich im Springen, Stein- und Lanzenwerfen, Scheibenschiessen, Schleudern, u. d. g. Sie musten verschiedene Nächte hindurch Schildwacht stehen, und wurden zu verschiedenen Stun-

den aufgerufen, um zu sehen, ob sie auch wachsam wären. Begiengen sie hierinnen ein Versehen, so bekamen sie entweder einen Verweiß, oder dem Befinden nach Schläge auf die Hüfte und Aerme, welche die Peruaner jederzeit bloß trugen. Gaben sie nun durch eine verdrießliche Mine einige Empfindlichkeit zu erkennen, so wurden sie sogleich zurückgeschickt. Zu einer andern Zeit wurden sie auf einem öffentlichen Platz gestellt, und ein Fechtmeister näherte sich ihnen bald mit einer Lanze, bald mit einem Schwerdt. Dieser machte seine Uebungen, und hielt ihnen die Spitze seines Degens oder seiner Lanze vor die Augen, als wenn er sie durchstossen, oder ihnen ein Glied vom Leib abhauen wollte. Liessen sie hiebey die geringste Furcht blicken, so wurden sie aus der Probe gestossen, denn sie sollten ganz unschreckhaft seyn. Ihre Waffen mussten sie selbst verfertigen, desgleichen auch ihre Schuhe. In den verschiedenen Tagen, da diese Probezeit dauerte, ermangelten die Grosen des Reichs nicht, ihnen beständig Ermahnungen zu geben, und sie besonders zum Wohlthun aufzumuntern; sie stellten ihnen die Großmuth vor, die sie in den Treffen zur Vergrösserung ihres Reichs anwenden sollten,

und

und unterrichteten sie pünctlich in allen Lehrsätzen der Sittenlehre, und allem, was Personen ihres Geschlechts, die sich der Gottheit ähnlich schätzten, erfordert wurde. Ausserdem musten sie auf dem blosen Boden schlafen, barfuß gehen, und alles verrichten, was Kriegsmännern nöthig seyn konnte.

Und von dieser harten Prüfung war auch selbst der Erbprinz nicht befreyet. Sobald er die Jahre erreicht hatte, wo er seine Uebungen antreten konnte; so mußte er, des Vorzugs seiner Geburt ohnerachtet, diese Beschwerlichkeiten ausstehen. Der einzige Vorzug, den er vor andern hatte, war, daß derjenige, der die am Ende der Laufbahn aufgesteckte Fahne zuerst erreichte, solche dem Erbprinzen überreichte; in den übrigen Verrichtungen aber, die wir beschrieben haben, hatte er nicht das mindeste voraus. Vielmehr wurde er noch strenger gehalten, weil, wie sie sagten, wenn er dereinsten König werden sollte, es billig wäre, daß er andere Menschen an Tugend übertreffen müsse; er müsse niemanden in Beständigkeit bey Widerwärtigkeiten, und in der Mäßigung im Glück etwas nachgeben; hiedurch, und nicht allein durch

die Würde der Geburt wurde er tüchtig zur Krone. Die ganze Zeit über, als seine Probezeit dauerte, gieng er in elenden Lumpen gekleidet, und muste sich darinnen auch öfters von dem Volke sehen lassen, damit er sich bey Besteigung des Throns niemals vergessen, noch die Armen verachten möchte, wenn er anders des ehrwürdigen Namens, Huaccha-cuyac, d. i. eines Freundes der Armen, theilhaftig werden wollte.

Und nunmehr, wenn sie diese Probezeit überstanden hatten; so wurden ihnen diejenigen Namen und Ehrenzeichen, deren sie die wahren Sonnensöhne würdig achteten, wirklich ertheilt. So bald sie die strengsten Proben der kriegerischen Verrichtungen überstanden hatten; so kamen ihre Mütter und Schwestern, und legten ihnen die Band- oder Strickschuhe an. Die Sohle daran war von Schilf, und der Obertheil von leinenen und hanfenen Streifen, welche vermittelst eines Stocks künstlich zusammen geflochten waren. Wenn diese Ceremonie geendigt war, so kam der König mit seinen ältesten Verwandten. Er redete sie mit wenig Worten an, und gab ihnen zu verstehen, daß

es

es nicht genug sey, die Kennzeichen des Ritterordens vom Königlichen Geblüt zu tragen, sondern sie müsten auch solche zu gebrauchen wissen, und den Tugenden ihrer Vorfahren nachahmen. Hierauf näherte sich einer nach dem andern dem Könige, kniete vor ihm nieder, und empfieng aus seinen Händen das erste und vornehmste Merkmaal der Ehre und der königlichen Würde. Der König durchstach ihnen die Ohrzipfel mit dicken goldenen Nadeln, und lies sie darinnen stecken, damit das Loch recht groß werden möchte. Der neue Ritter küßte darauf dem König die Hand zur Dankbarkeit für die empfangene Gnade. Hierauf gieng er zum Bruder oder Oheim des Königs, der die zweyte Person im Reich war, und fiel vor ihm nieder. Dieser zog ihm die Schuhe aus, und legte ihm feinere von Leinenstreifen an, so wie sie der König und die übrigen Prinzen vom Geblüt zu tragen pflegten. Hierauf küßte er ihm die rechte Schulter, und sagte zu seiner mehreren Aufmunterung: der Sonnensohn, der so schöne Beweißthümer von seiner Tugend gegeben hat, verdient angebetet zu werden. Nach dieser Ceremonie begab sich der neue Ritter in einem herrlich geschmückten Saal, wo

die übrigen Prinzen vom Geblüt versammlet waren. Hier legten sie ihm die Leibbinde an, die aus einem Stück baumwollenen Zeug bestund, und die sie nicht eher tragen durften, als bis sie das männliche Alter erreicht hatten. Diese Binde war in Gestalt einer Schürz mit drey Zipfeln gemacht, wovon ihrer zwey nach der Länge an eine Schnur eines Fingers dick genähet waren, der ihnen anstatt eines Gürtels diente, solchergestalt, daß ihnen ein Theil dieses Schurzes ihre Blöse bedeckte, und der andere, der zwischen den Beinen durchgieng, hinterwärts an eben diese Schnur fest gemacht war, woraus eine Art von Beinkleidern entstund. Dieses Ehrenzeichen, welches blos bey Erreichung der männlichen Jahre ertheilt wurde, war nach der Durchbohrung der Ohren das wichtigste, und die ganze Ceremonie wurde von diesem Tuch, welches in ihrer Sprache Huara eine Fahne, hieß, Huaracu genennt, weil derjenige, dem solches ertheilt wurde, zu allen Würden so wohl in Kriegs- als Staatsgeschäfften, für tüchtig gehalten wurde. Ausser diesen Zierrathen steckten sie dem neuen Ritter noch zweyerley Blumen auf den Kopf. Die eine hieß Cantut, und war ungemein schön, und von verschiede-

ner

ner Farbe, es gab gelbe, schwarze und rothe. Die andere Blume hieß Chihnayhna, und war roth. Gemeine Leute, auch so gar die Curaca, so vornehm sie auch waren, durften diese Blumen nicht tragen, sondern sie waren ein Vorrecht für die königliche Familie. Sie schmückten auch ausserdem ihren Kopf mit Blättern von einer gewissen Pflanze, die Vinay Huayna, d. i. immer grüne, hieß, und unserm Epheu gliche. Mit eben diesen Blättern und Blumen wurde auch der Kopf des Erbprinzen geschmückt, welcher sonst keine unterscheidende Ehrenzeichen, als diejenigen, die die übrigen Ritter auch hatten, führte, ausgenommen, daß er eine Hauptbinde trug, die ihnen von einem Schlaf bis zum andern gieng, und ohngefähr vier Finger lang war; diese war aus Franzen von gelber oder rother Wolle gemacht, denn der Gebrauch der Seide war den Peruanern unbekannt. Niemand als der Thronfolger durfte diese Hauptbinde tragen, und auch nur alsdenn erst, wenn er die oben erzehlten Prüfungen überstanden hatte.

Das letzte Ehrenzeichen, welches man dem Prinzen gab, war ein Wurfspieß einer Elle lang, und eine Streitart, die an einer Seite einem

Mes-

Messer ähnlich, und an der andern spitz war, und einer Hellebarte glich. Wenn man ihm dieses Gewehr in die Hand gab, so bediente man sich dabey des Wortes, Aucacunapec, welches so viel heissen sollte, als, man giebt dir dieses Gewehr, damit du dich dessen bedienen sollst, die Wütriche, Verräther, Grausame, Müßiggänger, und alle lasterhafte Böswichte, die die Gesellschaft beunruhigen, zu bestrafen. Den Blumenstrauß, den sie ihm auf den Kopf setzten, sahen sie als ein Sinnbild der Gnade und Sanftmuth an, die sie ihnen hiedurch anempfohlen. Diejenigen, welchen die Aufsicht über diese jungen Ritter anvertraut gewesen war, sagten ihm bey dieser Gelegenheit noch tausend gute Sachen, und hernach kamen seine Oheime, Brüder und übrige Verwandten vom königlichen Geblüt, fielen nach ihrer Gewohnheit auf die Knie, und beteten ihn an, gleichsam als wenn sie ihn durch diese Ceremonie zum wirklichen Nachfolger des Reichs erklärt hätten. Sie legten ihm alsdenn den rothen Hauptschmuck um, und damit endigte sich diese Feyerlichkeit.

Die oben gemeldten Ehrenzeichen hatten alle Personen vom königlichen Geblüt. Allein

der

der König hatte auch noch einige für sich allein. Ausser der zuletzt angeführten Hauptbinde, die auch der Erbprinz trug, hatte der König noch einen andern eigentlich königlichen Schmuck auf dem Kopf. Dieser bestund in zwey Federn, die aus dem Flügel eines Vogels, Corakenke genannt, der so groß als ein Falke ist, genommen wurden. Beide Federn, die schwarz und weiß gesprenkelt waren, durften nicht aus einem Flügel seyn. Da dieser Vogel so ausserordentlich rar war, und man nicht eigentlich sagen konnte, wo er her wäre; so glaubten die Peruaner, daß ihrer nicht mehr als zwey in der Welt wären; sie hielten sie vor ein Sinnbild des Manco Capac, und seiner Gemahlin, welches vom Himmel herabgekommen wäre. Und aus dieser Ursache hielten sie sie für heilig, und hielten sie dergestalt in Ehren, daß niemand, als nur allein der König die Federn davon tragen durfte. Es wurde deswegen diesen Vögeln, wenn sie sich sehen liessen, mit aller Sorgfalt nachgestellt, und wenn sie einen erhaschten, so zogen sie ihm aus jedem Flügel eine Feder aus, und liessen ihn alsdenn wieder fliegen. So oft ein neuer König den Thron bestieg, so oft mußten sie neue Federn haben; denn kein König trug den

Haupt-

Hauptschmuck seines Vorfahren. Es war auch nicht möglich; denn weil sie die Gewohnheit hatten, ihre verstorbene Könige zu balsamiren, und ihnen im Tod eben die Kleidung und den Schmuck anzulegen, den sie in ihrem Leben getragen hatten; so musten sie jederzeit neue zu bekommen suchen.

Unter den Regalien des Peruanischen Reichs war auch die Jagd keines der geringsten. So weit hatten sich die Peruaner unter der Regierung der Yuca aus dem Stand der Wildheit herausgerissen, daß die Jagd nicht mehr eine gewöhnliche Lebensart unter ihnen war, sondern sie diente blos zum Vergnügen des Königs; ja es war so gar durch das ganze Königreich ausdrücklich verboten, kein Wild zu fällen, ausgenommen eine Gattung von Federvieh, Rebhühner, Tauben, und Turteltauben für die Tafeln der Curaca und Statthalter, und dies nur zu gewissen Zeiten, und nicht ohne Erlaubnis des Hofs. Alle übrige Arten von Jagden waren den Einwohnern gänzlich untersagt, damit nicht die herrschende Neigung dazu Müßiggänger machen, und die Einwohner verleiten möchte, ihre häußlichen Angelegenheiten darüber zu versäumen. Aus dieser

Ursa-

Ursache waren auch die wildesten Thiere ganz zahm geworden; denn das Gesetz untersagte bey harter Strafe, daß niemand, auch nicht einmal auf seinem eigenen Acker, ein Wild fällen durfte. Nur allein dann und wann wurde eine allgemeine Jagd zum Vergnügen des Königs durch das ganze Land unter gewissen Feyerlichkeiten angestellt. Der König lies sie alsdenn in derjenigen Provinz, wo er sie halten wollte, ordentlich ansagen, und manchmal zwanzig bis dreyßig tausend Mann dazu aufbieten. Diese stellten sich in Ordnung, und breiteten sich alsdenn rechts und links aus, dermassen, daß sie einen District von zwanzig bis dreyßig Meilen einschliessen konnten. Sie waren dabey so sorgfältig, daß sie die Flüsse und Berge zu Gränzen des Jagdplatzes setzten, ohne einen Schollen Erde, die angebauet war, zu berühren. Sie fiengen darauf ein solches gräßliches Geschrey an, daß die wilden Thiere erschreckt von selbst nach demjenigen Ort zu liefen, wo die Jäger stunden; dieser war so genau umstellt, daß nicht leicht ein Thier entwischen konnte. Sie reinigten auf diese Art das Land von Löwen, Bären, Füchsen, Luchsen, und andern dergleichen Thieren, die ihnen beschwerlich seyn konnten. Auch fieng man manchmal

auf vierzig tausend Rehe, Tannenhirsche, Gemsen, ohne die wilden Ziegen zu rechnen, die wegen ihrer feinen und zarten Haare sehr beliebt waren. Diese letztern fiengen sie mit der Hand, und tödeten nur die ältesten davon. Die Weibchen von allen diesen Thieren liessen sie wieder laufen, auch diejenigen Böcke, die ihnen zur Bevölkerung der Wildbahn die tüchtigsten schienen. Von den wilden Ziegen tödeten sie wenige, sondern schnitten ihnen nur die Haare ab, und liessen sie alsdenn wieder laufen. Die Haare wurden wegen ihrer Feinheit zum Gebrauch der Ynca aufbehalten, die allein das Recht hatten, Kleidungsstücke davon zu tragen; den gemeinen Leuten aber war es bey Lebensstrafe verboten, solche zu tragen. Diese Jagd geschahe in jedem Gehege nur alle vier Jahre einmal, theils damit das nachwachsende Wild wieder jagdbar werden, und die Haare der Ziegen wieder wachsen möchten, theils auch, damit das Wild nicht gar zu schüchtern würde. Der König war allemal selbst bey der Jagd, theils weil sie seinet wegen angestellt war, theils auch, um zu besorgen, daß alles nach seinem Willen gehen möchte.

Zur Beschreibung der Vorzüge der Könige in Peru gehört auch noch eine kurze Erzählung

von

von der Einrichtung ihrer Tafel, und ihrer Pracht in Kleidern und Palläſten. Der Aufwand im Hauſſe des Königs an Speiſen, beſonders an Fleiſch, war ſehr groß; denn alle diejenigen Prinzen vom Geblüt, die ſich am Hof aufhielten, wurden auf königliche Koſten unterhalten; allein mit dem Maiz gieng man deſto ſparſamer um, weil ihn nur die Hofbedienten bekamen. Hingegen gieng deſto mehr an Getränke auf, weil es die Regeln der Höflichkeit erforderten, allen denjenigen, die den Ynca beſuchten, und allen Herrn, die unter ihm ſtunden, auch denjenigen, welche Zeitungen vom Krieg und Frieden brachten, einen Ehrentrunk zu reichen. Auch konnte man bey ihnen mit niemanden auf eine anſtändige Art von Geſchäften handeln, ohne dabey zu trinken. Die Hauptmahlzeit geſchahe des morgens von acht bis neun Uhr; ehe es Nacht wurde ſpeiſete der König, wie alle Peruaner noch einmal, aber nur ſehr wenig. Ordentlicher Weiſe wurde über der Tafel nicht getrunken, aber nach derſelben bis in die ſpäte Nacht geſoffen.

Was die Kleidung des Königs anbelangt, ſo wurden nicht viel Koſten dazu erfordert.

Die Frauen der Sonne verfertigten solche, und sie bestunden ausser dem Unterkleid, aus einem Camisol, welches bis an die Knie gieng; anstatt des Mantels trug er eine Art von Casake, Yacolla genannt, und zwischen derselben und dem Camisol hatte er eine sauber gearbeitete viereckigte Tasche, fast wie unsere Jägertaschen, die er an einem vier Finger breiten schön gewirkten Band über die Schulter, wie eine Binde, trug. Diese Tasche diente weiter zu nichts, als das Kraut Cuca hinein zu stecken, welches die Indianer so gerne kauen, und in den ersten Zeiten nicht so gemein war, als jezt. Denn ehemals war es nur dem Yneca allein erlaubt, solches zu essen, oder höchstens seinen Verwandten, welchen der König aus sonderbarer Gnade alle Jahre einige Körbe voll schickte. Der König konnte sich zwar eine Farbe zu seiner Kleidung wählen, welche er wollte, doch war die schwarze die gewöhnlichste. Er zog ein Kleid nicht mehr als zweymal an. Um den Knöchel der linken Hand trug er eine starke goldene Kette, mit einer Art von Armband, welches sie Chipane nennten. Auf dem Kopf trug er ein vielfarbiges Band eines Daumens breit, welches vier bis

fünf=

fünfmal um den Kopf herumgieng, und unten eine rothe oder feuerfarbene Verbrämung nach Franzen Art, hatte, die von einem Schlaf bis zum andern gieng. Dieses war der eigentliche königliche Hauptschmuck, nebst den zwey Federn von dem Vogel Corakenke, welche sauber eingefaßt, und auf dieser Binde etwas von einander entfernt getragen wurden.

Nichts aber war prächtiger, als die Palläste dieses Monarchen, und man kan mit Recht sagen, daß sie in verschiedenen Stücken die Palläste der grösten Monarchen übertroffen haben. Sie waren so ausserordentlich schön, und von künstlich gehauenen Steinen auf eine solche Art zusammen gefügt, daß sie wie aus einem Stück gehauen gewesen zu seyn schienen. Man findet noch hier und dar einige Ueberbleibsel davon. Der Mörtel, womit sie die Steine verbanden, war aus einer gewissen rothen Erde gemacht, die überaus fett und leimicht war; aus derselben machten sie auch eine Art gebackener Steine. Man behauptet, daß sich die alten Peruaner bey den Tempeln und Pallästen der Könige statt des Mörtels einer gewissen Vermischung von Gold, Silber und Bley bedient, welche sie

vermittelst eines Harztes mit den Steinen verbunden hätten. So viel ist gewiß, daß man anstatt der Tapeten die Wände mit Gold und Silberblech überzogen, und mit mancherley Bildern ausgeschmückt hat. Des Königs Stuhl, Tiana genannt, war von Maßivgold, zwar ohne Armlehnen, doch mit gebogenen Rücken. Er stund auf einer grossen viereckigten Tafel, die gleichfalls von Gold war. In dem ganzen Pallast fand sich kein einziges Gefäß, welches nicht von eben diesem Metall, oder wenigstens von Silber war. Alle Schlöfser waren überflüßig mit allem versehen, was der König zu seiner Bedienung brauchte. Die Decken, die über die Bettstellen gebreitet wurden, bestunden aus einer Art Zeuge, so von wilden Ziegenhaaren gemacht waren, sie waren so schön und fein, daß sich die Spanier nicht genug darüber verwundern konnten. Bey den königlichen Palläsien waren grosse Vorplätze und Gärten angelegt, die mit den angenehmsten Bäumen, schönsten Blumen, und wohlriechendsten Kräutern bepflanzt waren. Damit waren sie noch nicht vergnügt, sondern sie bildeten eine grosse Menge Bäume mit ihren Blättern von Gold ab, und dieses nach allen denjenigen Veränderungen, die

in

in der Natur anzutreffen waren. In ihren Badhäusern waren grosse goldene und silberne Wannen, in welche das Wasser aus Röhren von eben diesem Metall floß. An denen Orten, wo es von Natur warme Quellen gab, waren kostbare Gebäude angelegt, wo fast alles von Gold war. Kurz, Gold und Silber war auf eine solche Art überall verschwendet, daß es kein Wunder ist, daß die Europäischen Eroberer dieses Landes so unsägliche Beuten davon nach Europa gebracht haben. Hiernächst hatten sie auch Säle von mehr als zweyhundert Schritten in die Länge, und sechzig bis siebenzig in die Breite, wo sie sich bey übeln Wetter zu belustigen pflegten. Man hat ihrer einige gefunden, worinnen wenigstens drey tausend Menschen bequem Platz hatten.

Wir müssen nun auch etwas von dem Hofstaat sagen, den die Peruanischen Könige zu ihrer Hausbedienung hatten. Es waren dergleichen Bedienten in sehr grosser Anzahl vorhanden, sie wurden aber nicht, wie bey anderen Königen, in eine besondere Bestallung genommen, sondern die Einwohner aus den vornehmsten Städten des Königreichs musten darauf bedacht seyn, geschickte und treue Leute

ausfündig zu machen, die diese Stellen begleiten musten. Diese Bedienten wechselten ab, einige täglich, andere wöchentlich, andere monathlich. Dieses war den Städten als ein Tribut auferlegt, und sie musten für die Bedienten, die sie lieferten, stehen. Wenn demnach einer von ihnen sein Amt nicht in gehöriger Ordnung und Treue verrichtete; so wurden alle Einwohner derjenigen Stadt, woraus der Straffällige geschickt war, mehr oder weniger bestraft, nachdem das Verbrechen groß oder klein war. Erstreckte sich das Verbrechen auf die Person des Königs, so wurde sie zerstört. Alle Bedienten des königlichen Hauses, so gering auch ihre Verrichtung immer war, wurden von der Nation in grossen Ehren gehalten, weil sie die Gnade hatten, sich dem Könige zu nähern, und ihnen nicht nur des Königs Haus, sondern auch seine eigene Person anvertrauet wurde. Diejenigen Städte, die diese Bedienten liefern musten, durften nicht weiter als sechs bis sieben Meilen von Cuzko entfernt seyn. Weil sich der König nicht anders als auf einem Lehnstule von dichtem Gold öffentlich sehen lies; so stellten zwey benachbarte Provinzen die Leu-

te, die ihn auf den Schultern tragen muſten. Wenn die Einwohner dieſer Provinz das fünf und zwanzigſte Jahr erreicht hatten, ſo fiengen ſie an, ſich im Tragen des Stuhls zu üben. Sie muſten ihre Schritte ſo gewiß nehmen, daß ſie im geringſten nicht ſtrauchelten; denn wenn jemand das Unglück hatte, nur einen einzigen falſchen Tritt zu thun, ſo wurde er von demjenigen, der ſie im Tragen unterrichtete, und der Oberträger hieß, öffentlich beſchimpft, welches eine Strafe war, die mit unſerm Pranger überein kam. Dieſe Leute dienten dem Ynca in der Reihe herum, und es waren ihrer jedesmal fünf und zwanzig und mehr, die ihn zugleich trugen, damit, wenn ja einer ſtrauchein ſollte, man es nicht merken möchte.

Noch eine beſondere Gattung von Haußbedienten hatte der König, die dazu beſtellt waren, ſeine Befehle mit aller Geſchwindigkeit in die Provinzen zu bringen. Es wurden nemlich alle Vierthel-Meilen fünf bis ſechs junge ſtarke Indianer geſtellt, die ſich in Cabanen für der Ungemächlichkeit der Witterung ſchützten. Jeder mußte ſeine Bothſchaft verrichten, wenn die Reihe an ihn kam, alle zu-

sammen aber mußten ihre Augen auf die Heerstrasse richten, um zu sehen, ob sie die von andern Stationen ankommende Boten nicht von ferne gewahr werden konnten, damit sie sogleich in Bereitschaft seyn möchten, so wie der eine Bote ankam, sich in Bewegung zu setzen, und die Befehle weiter zu bringen. Siebaueten deswegen ihre Cabanen meistentheils auf Anhöhen, so daß immer eine der andern im Gesicht lag, und sie also leicht sehen, und ohne viele Beschwerlichkeit von einer zur andern kommen konnten. Die Befehle, die sie auf diese Art überbringen musten, wurden ihnen blos mündlich gesagt; sie waren in wenig Worte eingeschränkt, damit sie die Boten desto leichter behalten konnten, und der Verstand derselben nicht verändert werden möchte. So bald derjenige, der die Bothschaft brachte, von der Cabane gesehen werden konnte, so fieng er an zu schreyen, wodurch die andern erinnert wurden, sich in Bereitschaft zu setzen. Kam er an, so sagte er dem neuen Boten dasjenige, was er ihm zu sagen hatte, drey bis vier mal vor, und auf diese Weise gelangte der Befehl gar bald an den Ort seiner Bestimmung. So viel mag genug seyn, von den Personen, die den Hof des Königs von Peru ausmachten.

Die

Die Ordnung bringt uns nunmehr auf die Untersuchung, was der König in Peru für Einkünfte gehabt habe. Erstlich gehörten ihm die Producte von dem dritten Theil aller Ländereyen im ganzen Königreich, wovon er seine Statthalter und Beamten unterhielt, das übrige aber in die öffentliche Vorrathshäusser bringen lies; das andere Drittel wurde zum Unterhalt des Sonnentempels, der Priester und anderer Bedienten angewendet, das dritte gehörte endlich den Einwohnern und Besitzern der Aecker. Die übrigen Abgaben, welche der König von seinen Unterthanen bekam, waren sehr wenig. Der vornehmste und wichtigste Tribut bestand in Frohndiensten, die aber dem König fast mehr kosteten, als sie ihm einbrachten; denn die Indianer, die sie leisteten, bekamen von ihrem Herrn, Unterhalt, Kleider und Werkzeuge. Eine Art davon leisteten sie, wann sie seine Aecker pflügen und düngen, und das darauf wachsende Getreid einsammeln musten. Die Aufbringung und Darstellung der jungen Mannschaft zum Krieg, war gleichsam der zweyte Frohndienst. Hiernächst wurden sie auch zu andern öffentlichen Arbeiten und Diensten gebraucht, zum Exempel, zur Erbauung der Tempel und Palläste, zur Aus-

besserung der Wege, zur Verfertigung der Brücken, und dergl. Einige musten die Kleidungen, Waffen und Schuhe für die Armee verfertigen. Der König gab die Wolle dazu her, die er von allen Heerden im ganzen Land, als welche ihm eigenthümlich zugehörten, zog. Die Frauenspersonen sponnen die Wolle zu den gröbern Zeugen, und die Mannspersonen zu den feinern. Die Schuhe wurden in denen Ländern gemacht, wo es viel Hanf gab, und die Waffen verfertigte man da, wo es die meisten Materialien dazu gab. Gewisse Länder lieferten also Bogen und Pfeile, andere Lanzen, Wurfspiesse und Streitärte, noch andere Schleudern, und wieder andere Schilder. Jede Provinz war nur verbunden, dasjenige zu liefern, was in derselben gezogen wurde; und es war deswegen ein allgemeines Gesetz im ganzen Land, daß niemand unter dem Vorwand, den Tribut zu suchen, aus seiner Provinz gehen durfte. Die Könige hatten deswegen diese Ordnung eingeführt, damit sie ihren Unterthanen allen Vorwand ihren Müßiggang oder ihr Landlaufen zu beschönigen, abschneiden möchten. Ob nun gleich die Unterthanen vielerley liefern musten, so war

es

es doch alles nach der schönsten Ordnung eingetheilt. Diejenigen Landschaften, welche Kleidung brachten, waren von der Lieferung der Schuhe und Stiefeln befreyet; und so auch umgewandt, wer Waffen lieferte, brauchte sonst nichts zu geben. Die ganz Armen mußten dem König auch einen Tribut bezahlen, der ihn zwar nicht reich machte, dennoch aber zur Reinigkeit des Landes das seinige beytrug. Sie mußten nemlich von Zeit zu Zeit den Vorstehern der Provinzen eine bestimmte Anzahl Becher mit Läusen bringen. So widersinnisch dieser Tribut war, so hatten sie doch dabey die Nebenabsicht, daß sich ihre Unterthanen der Reinlichkeiten befleißigen möchten. Da nun der Tribut auf diese Art eingetheilt war, so beschwerte sich auch niemand darüber, sondern jedermann machte sich ein Vergnügen daraus, dem König mit aller Treue und Ergebenheit zu dienen. Von diesem allgemeinen Gesetz des Tributs waren ausgenommen, alle Prinzen, Statthalter, Richter und königliche Bedienten; ferner alle Soldaten, die wirklich im Dienst stunden, weiter alle jungen Leute, die unter fünf und zwanzig Jahr alt waren, und endlich alle Verheyrathete in dem er-

sten

sten Jahr ihres Ehestandes. So waren auch alle diejenigen, die das funfzigste Jahr überschritten hatten, wie auch Mägdchen, verheyrathete Frauenspersonen und Wittwen, von allen Arten der Abgaben frey. Blinde, Lahme, Verwundete und Kranke, waren, so lang sie in diesem Zustand waren, gleichfalls frey; hingegen Taube und Stumme waren nicht davon befreyet, weil sie noch zu einiger Handarbeit tüchtig waren. Ein Handwerksmann durfte nicht länger als zwey Monathe zu Herrendiensten verwenden, nach deren Verlauf konnte er die Arbeit liegen lassen; beschäfftigte er sich zu seinem Vergnügen länger damit, so wurde ihm die Zeit, die er mehr darauf verwendet hatte, von dem Tribut des künftigen Jahres abgerechnet. Uebrigens sahen sie nicht so wohl auf die Zeit, als auf die Arbeit; wenn ein Handwerksmann mit Hülfe seiner Familie seine Tribut-Arbeit in einer Woche fertig machte, so forderte man weiter nichts von ihm. Es kam also einem Peruaner sehr wohl zu statten, wenn er eine starke Familie hatte. Und aus eben dem Grund wurden diejenigen für reich gehalten, die viele Kinder hatten, denn sie kannten den politischen Grundsatz gar zu wohl, daß der Flor eines Landes auf der

Menge

Menge seiner Einwohner beruhe. Wurde ein Arbeiter krank, so wurde er nicht nur ausser den Lebensmitteln mit Arzneyen versehen, sondern die andern musten ihm helfen. Es zahlte also jedermann keinen andern Tribut, als was er durch seiner Hände Arbeit verfertigte. Was nun von allen diesen Stücken in einem Jahr nicht gebraucht wurde, das legten sie in ihre Vorrathshäusser, um sich desselben im Nothfall zu bedienen.

Gold, Silber und Edelgesteine, wurden gar nicht zum Tribut gegeben, obgleich eine ungeheure Menge davon im Lande war. Und wozu hätten sie es auch brauchen sollen? Sie trieben damit weder Kauf noch Verkauf, zahlten den Soldaten damit nicht ihren Sold, sondern sahen es für völlig überflüßig an. Sie schätzten es blos seiner Schönheit und Glanzes halber, um die königlichen Schlösser und Tempel damit auszuzieren. Sie brachten es ihren Königen nicht aus gezwungener Schuldigkeit, sondern blos aus freyem Antrieb zum Geschenk. Sie hatten hierinnen eine Gewohnheit, die wir bey den meisten Völkern der alten Zeit antreffen, daß sie niemalen vor ihrem Oberhaupte ohne Geschenke erschienen.

Wenn deswegen die Statthalter der Provinzen dem König entweder an den grossen Festtagen, oder an Feyerlichkeiten bey Hof, oder in ihren eignen oder Landesangelegenheiten, die Aufwartung machten, so brachten sie ihm jederzeit dasjenige, was ihre Vasallen an Gold, Silber und Edelgesteinen bey müßigen Stunden verfertigt hatten, zum Geschenke mit; ingleichen brachten sie ihm auch mancherley seltenes Holz zur Erbauung seiner Palläste. Sie boten ihm auch die geschicktesten Arbeitsleute zu seinem Dienst an, denn die gemeinen Leute verfertigten sich dasjenige, was sie für sich und ihre Familie nöthig hatten, selbst. Ueber dieses machten sie dem König mit allem Schönen und Wunderbahren, das in ihrem Lande angetroffen wurde, ein Geschenk, z. E. verschiedene zahme und wilde Thiere, Löwen, Bären, Tigern, Affen, Luchsen, Papageyen, Straussen, Condor, Schlangen von allerhand Art, grossen Eidexen, und dergl. Sie wollten hiedurch gleichsam zu erkennen geben, daß er ein gebietender Herr über alles wäre, und ihm dadurch ihren Diensteifer zu erkennen geben.

Hieraus läst sich schon zum Voraus urtheilen, daß die Regierungsform der Peruaner

ner wirklich monarchisch gewesen. Es wird solches noch deutlicher werden, wenn wir nunmehr ihre Beschaffenheit näher beurtheilen werden. Die Könige von Peru hatten ihr ganzes Land in vier Hauptttheile nach den vier Weltgegenden getheilt, wovon die Stadt Cuzko der Mittelpunkt war. In jedem dieser vier Theile des Reichs waren dreyerley Landes-Collegia angeordnet, davon das eine das Kriegswesen, das andere die Justizpflege, und das dritte die Grenzordnung zu besorgen hatte. Jede von diesen Rathsversammlungen hatte seine ober- und untergeordnete Beamten, die von Stufen zu Stufen dem hohen Rath von allem, was vorgieng, Nachricht ertheilen musten. In einem jeden von diesen vier Theilen war ein Unterkönig, der in dem hohen Rath seines Gouvernements den Vorsitz führte. Diese waren unumschränkt in ihrer Landschaft, und nachdem sie von dem Zustand der Landesangelegenheiten die nöthige Nachricht eingezogen hatten; so gaben sie sogleich dem König Bericht davon. Sie musten alle mit einander rechtmäßige Ynca, und in den Landesangelegenheiten hinlänglich unterrichtet seyn. Sie empfiengen die Befehle aus dem Munde des

Königs, und machten sie hernach den Unterbefehlshabern bekannt, von welchen es Stufenweis bis zu den untersten gieng.

Um einen festen Grund in ihren Staatsangelegenheiten zu legen, so hatten sie eine Verordnung, daß in allen grossen und kleinen Städten die Einwohner nach Decurien von zehen zu zehen Mann in das öffentliche Register eingetragen werden, und einer davon die Aufsicht über die andern neune haben sollte, den man deswegen einen Decurionen, oder Rottmeister nennen könnte. Fünf solcher Decurien stunden wieder unter einem Obermeister, der also die Aufsicht über funfzig hatte; zwey solcher Abtheilungen, und also hundert Mann waren unter der Aufsicht eines Hauptmanns; fünf solcher Compagnien, jede von hundert Mann, stunden unter den Befehlen eines Oberhauptmanns, und zwey solcher Gespannschaften erkannten einen General zu ihrem Befehlshaber. Auf solche Art hatten sie Abtheilungen von zehen, funfzig, hundert, fünfhundert, und tausend Bürgern, jede unter ihren Befehlshabern. Stärker aber als tausend war kein Corps, das unter den Befehlen eines einzigen Mannes stehen sollte; denn sie glaubten, daß ein

Mann

Mann Arbeit genug hätte, der über tausend Mann die Aufsicht hätte. Ein jeder Unterbefehlshaber war seinem Obern mit der grösten Strenge subordinirt. Die Decurionen oder Rottmeister hatten verschiedene Pflichten auf sich. Erstlich musten sie für ihre unterhabende Decurien Sorge tragen, und von ihrem Zustand, oder Unglücksfällen, dem Oberbefehlshaber, oder dem Befinden nach, selbst dem Statthalter Nachricht geben, wenn es ihnen zum Exempel an Lebensmitteln, Saatfrucht, Kleidung, oder Materialien zur Ausbesserung ihrer Häuser fehlte. Hiernächst waren sie gehalten, wenn einer aus ihrer Decurie von einem andern war beleidigt worden, sich seiner anzunehmen, seine Sache zu führen, und in seinem Namen bey demjenigen, unter welchem der Beleidiger stund, die Klage anzubringen. Drittens muste jeder seinem Obern von einer Staffel zur andern alle Monathe die Anzahl der Gebohrnen und Gestorbenen beiderley Geschlechts melden. Hiedurch wuste der König nach Verlauf eines Jahres nicht nur die Anzahl seiner Unterthanen überhaupt, sondern auch wie viel deren in jedem Land und in jeder Stadt waren. Dieses diente dazu, daß man eine genaue Eintheilung machen konnte, wie viel jeder Ort zu

den öffentlichen Arbeiten beytragen muste; zugleich aber wurde man auch dadurch in den Stand gesetzt, den Ueberfluß und Mangel in einem jeden Land zu erfahren, damit man der Hungersnoth abhelfen, den Einwohnern Lebensmittel uud Kleidung schicken, und überhaupt den Bedürfnissen der Einwohner ohne Zeitverlust abhelfen konnte. Ein jeder Vorgesetzter, der in einem oder andern Stück einer Nachläßigkeit überführt werden konnte, wurde nach Befinden der Umstände gestraft. Weil nun jeder Aufseher unter einem andern stund, der ein wachsames Auge auf den andern hatte, und sein Verhalten genau bemerkte, so trieb ihn dieses an, sein Amt mit aller Treus zu verrichten. Diese Anstalt war auch eine Ursache, daß man keine Landstreicher und Müßiggänger im ganzen Lande antraf. Die auf die Verbrechen gesetzten Strafen, waren ausserordentlich hart, dermassen, daß oft ein Verbrecher um des geringsten Versehens willen zum Tode verurtheilt wurde. Sie führten aber zur Ursache dieser Strenge an, weil sie den Befehlen des Ynca, der als göttlich angesehen wurde, zuwider gehandelt hätten.

So bald ein Land unter die Bothmäsigkeit des Königs gekommen war, so wurden

alle

alle Einwohner des ganzes Landes, auch die Kinder nicht ausgenommen, gezählt, und das Alter, Stand, Bedienung, Güter, Familie und Profeßion eines jeden genau angemerkt. Hierauf wurden so wohl Kriegs- als Civilbediente ernennt, und einem jeden der Umkreis seiner Befehle und die Art seiner Verrichtungen angewiesen. Die obersten waren die Curaca; diese waren Vasallen des Königs, und hatten über die ihnen angewiesene Unterthanen das Recht sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten zu gebieten. Sie stunden zwar unter dem König, hatten aber doch noch völlige Gewalt, besondere Gesetze zu geben, Tribute anzuordnen, jeder Familie beyräthig zu seyn, und überhaupt allen Mängeln abzuhelfen. Ihre Ehrenstellen waren erblich, sie bezahlten niemals einen Tribut, und bekamen alles was sie nöthig hatten, aus den Vorrathshäussern des Königs. Unter ihnen stunden die vorhinbeschriebenen Decurionen. Alle übrige Bedienten hiengen immer einer von dem andern ab, die sich in Einrichtung dessen, was die Landesangelegenheiten und Abgaben angieng, hülfreiche Hand bieten, und alles in gehöriger Ordnung vollstrecken musten. Ja so gar die Hirten bey den Heerden waren einander so subor-

dinirt, daß immer einer von dem andern abhieng. Um aber zu verhüten, daß nicht einer oder der andere seine Gewalt misbrauchen möchte, so waren ausdrückliche Aufseher und Commissarien bestellt, welche insgeheim in die Provinzen gehen, und sich nach der Aufführung der Beamten erkundigen musten. Diese gaben alsdenn dem Obern Nachricht davon, und dieser setzte ihnen die verdiente Strafe an. Auf diese Art fand sich in dem ganzen Staat und in dem Hausse des Königs kein einziger Beamter und Bedienter, der nicht von andern abhieng, und dadurch genöthigt war, die Pflicht seines Amtes wohl zu erfüllen, weil er so viele Aufpasser um sich herum hatte. Sündigte ein Statthalter oder Beamter unter ihm wider die Billigkeit in den Gränzen seiner Gerichtsbarkeit, so wurde er härter gestraft, als ein gemeiner Mann; denn sie sagten, man müste nicht zugeben, daß ein Mann der ausdrücklich erwählt worden, andern Gerechtigkeit zu verschaffen, selbsten ungerechte Handlungen ausübe.

Um Recht und Gerechtigkeit desto besser im Schwang zu erhalten, und allen Verzögerungen der Justizpflege, wodurch die Armen

oft

oft gezwungen werden, ihre Sache fahren zu lassen, vorzubeugen, wurde in jeder Stadt ein Richter gesetzt, der volle Gewalt hatte, die Rechtshändel der Einwohner zu entscheiden. Der Termin, den er den streitenden Partheyen ansetzte, in welchem sie den Gesetzen Genüge leisten musten, war gemeiniglich nicht länger als fünf Tage. Begieng jemand einen Fehler das erstemal, so wurde er eben so hart bestraft, als wenn er ihn oftmals begangen hätte; denn sie sagten, wenn man in der Bestrafung des ersten Fehlers streng verführe, so verhinderte solches, daß er nicht mehr begangen würde, und es sey nicht möglich in einem Lande, wo man die Verbrechen nicht in ihrem ersten Keim erstickte, Ordnung zu erhalten; wenn keine wahre Gerechtigkeit gehandhabet würde, so bekämen auch die Beleidigten eine Geringschätzung gegen die Gesetze und Gerichte; sie lauerten nur auf Gelegenheit sich persönlich an dem Beleidiger zu rächen, und dadurch müste ein Staat nothwendig zu Grunde gehen. So vernünftig raisonnirten diese Völker. Man konnte sich zwar nicht von einem Richter auf einen andern berufen; aber sie hatten doch ein Auskunftsmittel gefunden, wodurch die Gerechtigkeit ungestört erhalten werden

konnte, ohne durch die vielen Rechtswohlthaten solche zu verwickeln, oder in ihrem Gang aufzuhalten. Die ordentlichen Landrichter fällten nemlich niemals ein Urtheil, wovon sie nicht jeden Monath ihren Obern Rechenschaft geben musten, und diese wiederum an diejenigen, unter welchen sie stunden, Bericht erstatten mußten; und dieses durch alle Stufen hindurch, bis zur höchsten Obrigkeit. Diese Berichtserstattung geschah hauptsächlich deswegen, nicht nur um zu sehen, ob die Richter ihr Amt wohl verwaltet hätten, sondern sie auch immer zu mehrerer Sorgfalt zu ermuntern; denn, ob sie gleich in dem Fall wenn ein Richter ein Versehen begangen hatte, sein Urtheil nicht allemal aufhuben, so wurde er doch allemal bestraft, und dieses nennten sie eine geheime Verbesserung. Der beleidigte Theil erhielt allezeit Gerechtigkeit, wenn er auch gleich selbst keine Klage führte; denn die Decurionen, wovon wir oben geredet haben, waren zugleich Fiscale, die die Strafbaren vermöge ihrer Amtspflicht angeben mußten, worauf nach den Gesetzen mit ihnen verfahren wurde. Geldstrafen, oder etwas, das denselben ähnlich war, hatten sie gar nicht; denn sie glaubten, daß durch die Entziehung des Vermögens

die Verbrechen nicht aus einem Staat verbannet würden, sondern dem Missethäter nur Gelegenheit gegeben, mehr Uebels zu thun, um sich wegen des Verlustes seines Vermögens auf andere Art schadlos zu halten. Alle Strafen geschahen an Leib und Leben.

Wenn bey ihren Gerichten ein Fall vorkam, der durch die Aussage der Zeugen entschieden werden muste; so ließ man die Zeugen niemals schwören, wie denn überhaupt die Eidschwüre unter ihnen nicht eingeführt waren, wie wir oben schon erinnert haben. Der Richter lies den Zeugen blos vor sich kommen, und sagte zu ihm: versprichst du dem Ynca die Wahrheit zu sagen? Wenn es nun der Zeuge bejahete, so redete er ihn ferner also an: nimm dich in Acht, daß du die Wahrheit nicht verschweigest, und keinen Umstand von der Sache, die du weist, auslassest. Darauf lies ihn der Richter auf sein Versprechen alles dasjenige sagen, was er von der Sache wuste, ohne ihn durch besondere Fragen auszuforschen, wie es an andern Orten gewöhnlich ist. Auch wenn es eine Mordthat, oder sonst einen andern wichtigen Gegenstand betraf, so wurden diejenigen, die man als Zeu-

gen aufforderte, blos erinnert, dasjenige genau zu sagen, was sie davon wüsten, ohne etwas zu bemänteln. Auf die Aussage der Zeugen wurde alsdenn der Proceß formirt. Es geschah sehr selten, daß sie sich bey solchen Aussagen unterstunden, der Wahrheit zu nahe zu tretten; denn weil sie von Natur sehr furchtsam und bey ihrer Abgötterey sehr abergläubisch waren, auch ausserdem wusten, daß diejenigen, die man auf der Unwahrheit ertappte, mit der grösten Strenge bestraft wurden; so war die blose Aussage der Zeugen bey ihnen meistentheils hinreichend hinter die Wahrheit zu kommen. War die Sache von Wichtigkeit; so lies man die falschen Zeugen, nicht allein wegen des Fehlers, den sie bey ihrer Aussage begangen hatten, sondern vielmehr, weil sie den Ynca belogen hatten, hinrichten; weil sie es für einerley hielten, mit dem Richter zu sprechen, oder vor Gott zu erscheinen.

Diejenigen Anstalten, die sie in Ansehung der Verwaltung der öffentlichen Güter, ingleichen des Ackerwesens hatten, verdienen hier noch vorzüglich einen Platz, weil sie uns die Policey dieses Volks auf dieser Seite zu erkennen geben. Es muste durch das ganze Land

ein

ein genaues Verzeichnis von allen Aeckern, Wiesen, Hügeln, Bergen, tragbaren Bäumen, ja so gar von dem zahmen Vieh verfertigt werden, so wohl in Ansehung der einzelnen Besitzer, als auch ganzer Städte und Provinzen. Hierauf funde man durch eine Mittelzahl den jährlichen Ertrag des Landes. Hatte nun der König den Bericht davon bekommen, so richtete er seine Befehle darnach ein, daß nicht nur die Einwohner hinreichende Lebensmittel haben, sondern auch nichts überflüßig verschwendet werden möchte. Durch die verschiedenen Stufen wurde nun einem jeden anbefohlen, was er zu thun hätte, und niemand konnte sich also mit der Unwissenheit entschuldigen. So wie die Zergliederung einer jeden Landschaft geschehen war, so wurden auch die Gränzen in Richtigkeit gesetzt, und damit in Zukunft alle Irrungen möchten abgeschnitten werden, so wurden den Bergen, Hügeln, Feldern, Wiesen, Brunnen, besondere Namen beygelegt, und die Felder unter die Städte vertheilt. Diese erste Eintheilung muste unverrückt beybehalten, und die Gränzen im geringsten nicht verrückt werden. Hingegen das Salz, das aus dem Wasser einiger Brunnen, und aus dem Seewasser gemacht

wurde,

wurde, ingleichen die Fische in den Flüssen und Seen, die Baumfrüchte, Baumwolle und Hanf, waren gemeine Güter, und konnte sich jeder Einwohner derselben, aber nur so viel als sein Gebrauch erforderte, anmassen. In Ansehung der tragbaren Felder, die unter die Städte waren vertheilt worden, hatten die Könige noch besondere Anstalten gemacht. Man bediente sich der Feldmesser und Brunnenmeister, deren Geschicklichkeit man noch aus den vorhandenen Ueberbleibseln sehen kann. Diese legten aller Orten Wasserleitungen an, woraus die Aecker, die Getreide trugen, gewässert werden konnten; machten das Land eben, trugen Felsen ab, und machten, daß beynahe das ganze Land benutzt werden konnte. Sie führten Canäle auf zwanzig Meilen weit, damit auch die trockenen Felder befeuchtet, und zum Landbau tüchtig gemacht werden konnten.

In dem Bau ihrer Felder beobachteten sie die strengste Ordnung. Zu erst wurden die Felder, die der Sonne und ihren Priestern gehörten, ingleichen diejenigen der Wittwen, Waisen, und gebrechlichen Personen, gebaut, und es waren in einem jeden District Aufseher

gesetzt,

gesetzt, welche sehen musten, ob auch alles dieses gehörig befolgt wurde. Ehe die Arbeit angieng, stiegen die Commissarien der Städte auf gewisse dazu bestimmte Thürme, und ruften folgende Worte mit lauter Stimme aus: morgen werden die Aecker der Unvermögenden bearbeitet; es werden also alle Einwohner erinnert, sich in Zeiten dabey einzufinden. Von jeder Gemeinheit stellten sich sogleich diejenigen, die die Ordnung traf, auf den bestimmten Aeckern ein, und jeder brachte seinen Mundvorrath mit. Hatten die Armen keinen Mais, oder andere Früchte zur Aussaat, so wurde ihnen solche aus den öffentlichen Vorrathshäusern gereicht. Unter die Wittwen rechnete man auch die Weiber der Soldaten, die sich bey der Armee befanden. Waren diese Aecker bestellt, so sorgte ein jeder für seine eigene, und alsdenn erst bearbeiteten sie die Felder der Curaca, oder Caciken. Auf diese Ordnung hielten sie mit der grösten Strenge. Als daher einstens ein Gouverneur die Felder eines Curaca, der sein Verwandter war, eher bestellen lies, als die Felder einer armen Wittwe; so wurde, so bald der Hof Nachricht davon bekam, auf des Curaca Acker ein Galgen aufgerichtet, und der Gouverneur daran gehenkt.

Nach

Nach allen Feldern wurden erst die königlichen Felder vorgenommen, denn die Könige glaubten, daß wenn erst ein jeder seine eigne Arbeit verrichtet hätte, hernach diejenige, die er für den König als Frohn- oder Tributarbeit thun müste, desto besser von statten gehen würde. Wenn sie nun diese letzten Felder bebaueten, so schickten sie sich mit besonderer Freude dazu an. Sie zogen ihre besten Kleider an, und schmückten sich den Kopf mit allerhand Federn. Zugleich sungen sie Lieder, die zu Ehren ihrer Ynca verfertigt waren, und verwandelten diese Arbeit in eine Ergötzlichkeit, weil sie solche, wie sie sagten, zum Dienst ihres Vaters verrichteten. Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch einer besondern Feyerlichkeit Meldung thun. In der Gegend der Stadt Cuzko war ein grosses Stück Land, welches Colcampata hieß. Dieses durften nur Personen vom königlichen Geblüt bauen. Die Ynca sahen dieses als ein besonderes Vorrecht an, und feierten diesen Tag mit ungemeiner Pracht. Sie legten alsdenn ihre kostbarste Kleider und Juwelen an. Durch die Gesänge, die sie zum Lob der Sonne und ihrer Könige dabey anstimmten, gaben sie zu erkennen, daß, indem sie das Land zu Tragung der Früchte zubereiteten,

reiteten, sie sich Meister davon machten. Anstatt des Pflugs hatten sie ein Stück Holz von der Länge eines Arms, so vorwärts platt, hinterwärts aber rund war; dieses hielte vier Finger in der Breite, und hatte eine tüchtige Spitze, die tief in die Erde gieng. Hier arbeiteten ihrer allemal sieben bis acht in Gesellschaft, nachdem die Freude groß war, und wurfen solche Furchen aus, daß man nicht begreifen kann, wie sie mit einem so schlechten Werkzeug, so tief in die Erde kommen konnten.

Was die Privatfelder anbelangt, so war einem jeden Einwohner ein gewisses Stück Land zum Eigenthum angewiesen, welches hinlänglich war, einen verheyratheten Mann mit seiner Frau, ohne Kinder, zu ernähren. Bekam er Kinder, so wurde ihm für einen jeden Knaben eben so viel, und für eine Tochter die Hälfte davon zugelegt. Verheyrathete sich der Sohn des Hausses, so gab ihm der Vater das Stück Land, das er zu seinem Unterhalt bekommen hatte, die Töchter aber bekamen nichts, weil ihr Mann so viel Feld hatte, als er zu ihren beiderseitigen Unterhalt brauchte, und wurden sie Wittwen, so bekamen sie ohne dies ihren Unterhalt. Konnten die Väter die Ländereyen

reyen nicht entbehren, so mußten sie solches bey der Verheyrathung ihrer Söhne anzeigen, sonst fielen sie wieder an die Gemeinheit zurück, und konnten weder veräussert noch gekauft werden. Die Adelichen und Curaca, welche vielen Personen ihren Lebensunterhalt verschaffen musten, bekamen nach dem Verhältnis ihrer Weiber, Kinder, Kebsweiber, Knechte und Mägde, viel oder wenig. Eben dieses Verhältnis wurde auch bey den Personen vom königlichen Geblüt beobachtet, nur mit dem Unterschied, daß ihr Antheil wichtiger war, und sie bessere Ländereyen bekamen.

Nach eben diesem Verhältnis wurde auch das Wasser zu Befeuchtung der Aecker ausgetheilt. An denjenigen Orten, wo wenig davon angetroffen wurde, bekam ein jeder ein bestimmtes Maas, damit keine Streitigkeiten darüber entstehen möchten. Sie hatten aus der Erfahrung gelernt, wie viel Wasser sie zu Befeuchtung eines jeglichen Stück Landes nöthig hatten. Es war also einem jeden Indianer erlaubt, zu gewissen Stunden des Tags sein Feld zu begiessen, nach der Ordnung, die ihn traf, ohne daß der Reiche vor dem Armen etwas voraus hatte. Verabsäumte jemand

zu

der ihm angesetzten Zeit sein Feld zu begiessen, so wurde er gestraft, und zu seiner Beschimpfung ein Tagdieb oder Faullenzer genennt.

Auch in Ansehung der Viehheerden hatten die Peruaner ihre besondere Policeygesetze. Damit nemlich den Königen Rechnung davon abgelegt werden konnte, so liessen sie das Vieh nach Beschaffenheit der Farbe unterscheiden. Jede Art hatte ihren besondern Namen, und man nennte sie deswegen gezeichnete Thiere. Wenn ein Lamm von einer andern Farbe fiel, als die Heerde war, so wurde es sogleich zu derjenigen Heerde gethan, die auf gleiche Art gezeichnet war.

Die Producte von allen ihren Feldern wurden nicht muthwillig verschwendet, sondern was nicht zum nothwendigen Lebensunterhalt gehörte, in Vorrathshäussern aufbehalten. In dem ganzen Reich befanden sich nach der Eintheilung der Ländereyen auch dreyerley Vorrathshäusser, eines für die Erträgnisse der Sonnen-Aecker, eines für den König, und eines für die Einwohner des Landes. In einer jeden Stadt, sie mochte groß oder klein seyn, waren zwey derselben anzutreffen; in

eines schüttete man den Vorrath auf, der im Fall einer Hungersnoth dienen sollte, in das andere aber dasjenige, was von den Einkünften der Sonne und des Ynca gehoben wurde. Uebrigens traf man auf den Heerstrassen von drey Meilen zu drey Meilen noch besondere Vorrathshäusser zum Behuf der Armee an. In das grosse Vorrathshauß nach Cuzko wurde zur Unterhaltung des Hofs die ganze Ernte von funfzig Meilen im Bezirk, von den Feldern der Sonne und des Ynca gebracht, in den andern Provinzen wurde es in die Vorrathshäusser der Städte, und von diesen in die auf den Heerstrassen gelegene Provianthäusser gebracht. Diese Magazine waren mit allen Dingen so reichlich versehen, daß allemal Vorrath übrig blieb, wenn auch der Aufwand noch so stark war. Deswegen war auch den Soldaten niemals gestattet, auf Unkosten der Bürger in den Städten zu liegen, weil diese schon zur Erhaltung der Armee ihren Tribut abgeben musten. Ja es war so gar den Soldaten bey Lebensstrafe verboten, von den Bürgern etwas, es mochte auch noch so wenig seyn, zu nehmen. Alles was von den Einkünften des Hofs übrig blieb, wurde in die drey Vorrathshäusser, davon wir schon geredet haben,

ben, vertheilt. Desgleichen theilten auch die Ynca alle zwey Jahre, unter ihre gesammten Unterthanen von der Wolle, die sie von den ihnen zuständigen Heerden zogen, so viel aus, als diese zu ihren Kleidern nöthig hatten. In den warmen Ländern gab man ihnen Baumwolle, die man gleichfalls von den königlichen Einkünften nahm. Kurz die Ynca sorgten überall für die Nahrung und Kleidung ihrer Unterthanen; daher auch in dem ganzen Land keine Bettler gefunden wurden. Damit es an keinem Stück fehlen möchte, so war auch für die Nothdurft der Reisenden gesorgt. Es waren daher überall Gasthöfe und Spitäler errichtet, die aus den Vorrathshäussern des Königs versehen wurden. Wurde jemand auf der Reise krank, so wurde er hier verpflegt; diejenige aber, die ohne rechtmäßige Ursache herumreisten, wurden als Landstreicher bestraft. Verdient nun dieses Volk, daß man ihm den Namen der Wilden oder Barbaren giebt?

Vierdter Abschnitt.

Privatleben der Peruaner.

Bisher haben wir die Peruaner in ihren gottesdienstlichen und bürgerlichen Verhältnissen angesehen, nun wollen wir sie auch in ihren Häussern besuchen, und zuvörderst ihre Familien-Umstände kennen lernen. Die Ehe, woraus sie sich in ihrem ehemaligen Zustand so gar wenig gemacht haben, wie wir oben gezeigt haben, wurde nunmehr eine regelmäßige nach Grundsätzen der Vernunft eingerichtete Verbindung. Ihre Vernunft war bereits schon so weit erleuchtet, daß sie nicht schlechterdings allen Personen von beiderley Geschlecht erlaubten, einander zu heyrathen. So war es auch schlechterdings nicht erlaubt, sich in dem ersten Grad der geraden oder auch der Seiten-Linie zu verheyrathen. Nur allein die Yuca hatten hierinnen vor den andern Peruanern etwas voraus, indem der Landesherr seine Schwester nicht nur heyrathen durfte, sondern auch durch die Religion und die Gesetze dazu verbunden war. Dieses Gesetz gründete sich auf das Beyspiel des ersten Yuca, Man-

co Capac; und die Eitelkeit seiner Nachfolger, die sich für nicht viel schlechter, als ihre Gottheit, die Sonne selbst ansahen, gab ihnen einen desto stärkern Schwung, da sie sich einbildeten, daß das Geschlecht der Sonne in dem Geblüte des Monarchen dadurch desto reiner bleiben würde, wenn es durch die Verbindung des Bruders mit der Schwester fortgesetzt, und also niemals mit menschlichen Geblüt vermischt würde. Der älteste Sohn war allemal der Thronerbe, und muste sich, wie gesagt, mit seiner leiblichen Schwester vom Vater und Mutter verheyrathen. Hatte er keine rechtmäßige Schwester, so heyrathete er seine nächste Verwandtin vom königlichen Geblüt, sie mochte nun seine Muhme oder sonst auf andere Art mit ihm verwandt seyn. Hatte der Prinz keine Kinder von der ältesten Schwester, so heyrathete er die zweyte oder dritte, so lang bis Kinder kamen. Ausser einer rechtmäßigen Gemahlin konnte der König und die Curaca auch Kebsweiber haben, aber den gemeinen Leuten war es verboten. Die Kebsweiber der Könige waren entweder weitläuftige Verwandten von ihnen, oder ganz fremde Personen. Die Kinder, die sie mit jenen erzeugten, waren zwar rechtmäßig, weil sie aus königlichem Geblüte

abstammten, aber nicht Thronfähig; die Kinder der letztern aber, wurden als Bastarte angesehen.

Die Ceremonien, die sie bey der Verheyrathung der königlichen Prinzen beobachteten, dienten den Hochzeiten aller Einwohner überhaupt zum Muster. Der König lies alle Jahre, oder auch ein Jahr um das andere, zu einer gewissen Zeit alle mannbare Personen von seinem Geblüt, männlichen und weiblichen Geschlechts, in der Stadt Cuzko zusammen kommen. Wenn sie bey einander waren, so stellte er sich unter sie, und rief jedes Paar mit seinem Namen. Sie traten vor ihn, er nahm sie bey der Hand, lies sie einander gegenseitige Liebe und Treue versprechen, und gab sie darauf in die Hände ihrer Anverwandten. Die Neuvermählten giengen darauf zu des Bräutigams Vater in sein Hauß, und hielten zwey, drey, vier Tage, und noch länger allerhand Hochzeitlustbarkeiten. Den Tag nach der Verheyrathung der Prinzen vom Geblüt verheyrathete der König auf eben die Art die Kinder seiner vornehmen Staatsbedienten und der Einwohner von Cuzko. Die Anverwandten gaben das Hausgeräthe, wovon ein jeder etwas zum Geschenk brachte.

Im

der etwas zum Geschenk brachte.

Ju

In den Provinzen verrichteten die Statthalter diese Copulation, und es war ein Vorrecht für sie, diese Heyrathen, als Herrn und Väter der Provinzen selbst zu verrichten. Wenn es sich also auch gleich zu weilen fügte, daß der König um die Zeit in der Provinz war, wo die Heyrath vollzogen wurde, so wollte er doch dem Statthalter keinen Eingriff in seine Rechte thun; und wenn er auch selbsten dabey war, so that er weiter nichts, als daß er die Heyrath billigte. Die Gemeinheit der Stadt muste dem Neuvermählten ein Hauß, und die Verwandten den Hausrath geben. Mehrere Ceremonien giengen dabey nicht vor.

Es konnte keine Heyrath geschlossen werden, wo nicht die Braut wenigstens achtzehen, und der Bräutigam vier und zwanzig Jahr alt war. Sie konnten sich auch nicht aus einer Stadt oder Landschaft in eine andere verheyrathen, sondern sie musten in ihren Städten und bey ihren Verwandten bleiben. Sie durften auch nach ihrer Heyrath nicht in eine andere Stadt oder Provinz, ja nicht einmal in ein anderes Vierthel der Stadt ziehen, damit die gemachte Eintheilung in Decurien, da-

von wir in vorigem Abschnitt gesprochen haben, nicht in Unordnung kommen möchte.

Nach der Hochzeit folgt dem Lauf der Natur gemäß das Kindbett. Die Peruanischen Weiber machten hiebey nicht viel Umstände; sondern wenn sie entbunden waren, so wuschen sie sich und ihr Kind mit kalten Wasser, und giengen sogleich wieder an ihre Arbeit, als wenn sie nicht nieder gekommen wären. Bey der Geburt selbst stund ihnen niemand bey; ja, wenn sich eine Frau unterstanden hätte, einer Gebährerin hülfreiche Hand zu leisten, so würde man sie gewiß für eine Hexe, und nicht für eine Hebamme, gehalten haben. Wenn eine Frau mit Zwillingen niederkam, so wurde es für ein merkwürdiges Wunder gehalten, und Mutter und Kind bekam den Namen Huaca. Man krönte sie mit Blumen, trug sie mit grossen Freudensbezeigungen durch die Stadt; die andern Weiber tanzten um sie herum, und stimmten zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit, Loblieder an. Wenn eine Mutter ihrem Kinde eine recht grosse Liebkosung erweisen wollte; so nahm sie Wasser in den Mund und besprützte damit den ganzen Leib des Kindes,

aus-

ausgenommen den Wirbel des Hauptes, damit die Kinder bey zeiten zur Kälte und Unbequemlichkeit gewöhnt würden, und starke Gliedmassen bekommen möchten. Sie liesen fast drey Monathe verstreichen, ehe sie ihm die Aerme einwickelten, denn sie glaubten, die Kinder bekämen dadurch nur schwache Gliedmasen. Das Bett, worauf sie die neugebohrnen Kinder legten, war eine Art von groben Netz, womit sie die Lagerstätte umwickelten, damit das Kind nicht herausfallen konnte. Die Mutter nahm ihr Kind niemals, auch nicht einmal, wenn sie ihm die Brust reichen wollte, in die Aerme, sondern sie machte ein Loch in die Erde, um welches sie allerhand Lappenwerk herumlegte, und stellte das Kind bis an den halben Leib hinein. Hier lies sie es herumkriechen, gab ihm allerhand zu spielen, und gewöhnte es auf diese Art, sich im Stehen selbsten zu helfen. Wenn eine Mutter ihrem Kind die Brust geben wollte; so legte sie sich auf dasselbe, und tränkte es. Dieses geschah des Tages nicht öfters als dreymal, nemlich des Morgens, Mittags und Abends, es mochte so stark schreyen, als es wollte. Zur Ursache davon gaben sie an, weil das Kind durch das allzuoft und zu unor-

dentlichen Zeiten wiederhohlte Tränken blaß und zum Brechen geneigt würde. Jede Mutter tränkte ihr Kind selbst, und auch die vornehmsten Frauenzimmer übergaben es keiner Amme. Während der Zeit enthielt sie sich gänzlich von ihrem Mann. Hatte die Mutter hinlänglich Milch, so gab sie ihm weiter nichts zu essen und zu trinken; denn sie glaubten, wenn andere Speisen mit der Muttermilch vermischt würden, so wären sie der Gesundheit nachtheilig. So bald sich das Kind aufrecht erhalten konnte, so muste es die Mutterbrust auf den Knien fassen, ohne daß es die Mutter jemals auf den Schoos nahm; wollte es an die andere Brust, so wurde ihm dieselbige vorgehalten, und es muste von selbst darnach greifen.

Gemeiniglich säugten sie ihre Kinder zwey Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit wurde es entwöhnt, und hiebey stellten sie allerhand Lustbarkeiten an. Es wurde im ganzen Land das Recht der Erstgeburt in grosser Achtung gehalten, besonders wenn das erstgebohrne Kind ein Sohn war: bey den Töchtern und jungen Söhnen aber machten sie nicht sonderlich viel Umstände. Wenn die Ceremonie

nie vor sich gehen sollte, so versammelten sich alle Verwandte, aus welchen einer zum Pathen des Kindes ernennt wurde. Dieser schnitte mit einem aus Feuersteinen gemachten Scheermesser dem Kind die ersten Haare ab, und gab ihm einen Namen, den es zukünftig beständig führen sollte. Hierauf gaben sie ihm allerhand Geschenke, davon einige in Kleidung, andere in Vieh, andere in Waffen, ja auch manchmal in goldenen und silbernen Trinkgeschirren bestunden. Letzteres geschahe blos bey Kindern von vornehmen Stand, mittelmäßige Personen durften es nicht anders thun, als wenn sie besondere Erlaubnis dazu, oder ein gewisses Vorrecht erlangt hatten. Wenn diese Geschenke gebracht waren, so gieng es an das Trinken, und hiebey wurde bis in die späte Nacht gesungen und getanzt. Sie hielten dieses für ein so wesentliches Stück dieser Ceremonie, daß sie nicht glaubten, daß sie rechtmäßig vollzogen wäre, wenn sie nicht den Becher brav herumgehen liessen. Nachdem die Eltern von vornehmern oder geringern Stand waren, so dauerte diese Schmauserey auch mehr oder weniger Tage. Eben diese Ceremonie wurde auch bey der Entwöhnung des Erbprinzen beobachtet. Die Curaca des ganzen

zen Landes kamen entweder in Person nach Hof, oder schickten ihre Abgesandten hin, und brachten dem jungen Prinzen prächtige Geschenke, von Gold, Silber und Edelgesteinen, und von allem, was in ihren Provinzen am kostbarsten angetroffen wurde. Weil nun die Unterthanen ihren Landesherrn gern nachahmten; so stellten alle Einwohner von Peru bey diesen Gelegenheiten die herrlichsten Lustbarkeiten an.

Wenn die Kinder einiger massen erwachsen waren, so unterrichteten die Mütter ihre Töchter in häuslichen Geschäften, die Väter aber hielten die Söhne zu derjenigen Lebensart, die sie selbst trieben, an. Die Decurionen hatten hiebey ein wachsames Auge darauf, ob die Eltern hierinnen ihrer Pflicht gemäß lebten. Bemerkten sie an den Kindern Fehler, so bestraften sie sie nach dem Verhältniß ihres Verbrechens und Alters. Sie sahen ihnen niemals durch die Finger, auch nicht einmal bey den sogenannten Jugendfehlern. Wollte sich einer der Bestrafung der Decurionen widersetzen, so wurde er als ein Staatsverbrecher angesehen, und bestraft. Herrliche Lectionen für manche gesittete Europäer,

die

die sich nicht wollen in den Kopf reden lassen, daß der Staat den größten Antheil an der Erziehung der Kinder haben muß. Da auf diese Weise der Sohn mit dem Vater angeklagt wurde, so diente dieses dazu, daß die Eltern alle mögliche Sorgfalt anwendeten, ihre Kinder wohl zu erziehen, und sie von allen Unanständigkeiten, sowohl zu Haus und in der Stadt, als auf dem Felde, abzuhalten.

Es waren auch hin und wieder in dem Lande Schulen angelegt, in welchen die Kinder der Vornehmen zu einigen unter den Peruanern üblichen Wissenschaften angeführt wurden, gemeiner Leute Kinder aber waren sie untersagt, weil sie sich einbildeten, wenn diese etwas lernten, so möchten sie stolz werden, und in dem Lande allerhand Unordnungen anfangen. Der Ynca Roca, der sechste König von Peru, soll der Stifter davon gewesen seyn. Vermöge ihrer ersten Anlage waren sie blos für die Prinzen vom Geblüt und andere Standspersonen angelegt. Die Lehrer in denselben waren ihre Philosophen, die sie Amauta nennten. Dieses waren alte und erfahrne Personen vom Geschlecht der Ynca, die sich durch ihre vorzügliche Einsicht, Geschick-

lichkeit

lichkeit und Klugheit die Ehre erworben hatten, daß sie die vornehme Jugend durch ihren mündlichen Vortrag unterrichten muſten. Ihr Unterricht hatte zur Absicht, daß sie die jungen Leute die Grundsätze ihrer Religion, und die Bedeutung ihrer Ceremonien lehrten, ihnen die Ursache und den Grund ihrer Gesetze anzeigen, und den wahren Verstand derselben erklären, sie in der Staats- und Kriegskunst unterrichten, die Geschichte und Zeitrechnung beybringen, kurz deutlich und zierlich ihre Gedanken auszudrücken lehren, und sie in allen denjenigen Dingen unterweisen sollten, die ihnen zu wissen nöthig wären. Die Könige giengen selbst zuweilen hin, um den Unterricht mit anzuhören und schämeten sich nicht, die Stelle eines Lehrers zu vertreten, und sich mit diesen jungen Lehrlingen einige Stunden zu unterhalten. Dieses that sonderlich Pachacutec, der Urenkel des vorhingenannten Königs, welcher die von seinem Urgrosvater gestiftete Schulen vergrösserte, und die Lehrer in denselben mit vielen Freyheiten und Vorzügen beehrte. Er vermehrte die Anzahl der Lehrer, und gestattete nicht nur den Curaca, sondern auch allen Indianern überhaupt, von welchem Stand sie seyn mochten, ihre Kin-

der

der dahin zu schicken. Seine Hauptsicht gieng besonders dahin, eine allgemeine Landessprache einzuführen, und die jungen Leute beyzeiten darinnen unterrichten zu lassen. Er bestellte deswegen Sprachlehrer durch das ganze Reich, und erreichte endlich auch seine Absicht, daß man in dem ganzen Land nur eine Sprache redete.

Die Peruaner hatten in ihren ersten noch ganz wilden Zustand fast so viel besondere Sprachen, als Familien waren; denn weil sie in keiner bürgerlichen Gemeinschaft unter einander lebten, so hatten sie auch keine Gelegenheit einander ihre Gedanken durch vernemliche Töne mitzutheilen. Und auch die Sprache derjenigen, die zu einem Stamm gehörten, war so arm, daß sie nur auf die nöthigsten Bedürfniße des Lebens giengen. Nachdem aber mehrere solche Stämme durch die Bemühungen der Ynca in ein Volk zusammen schmolzen, auch noch mehrere Völker unter die Bothmäßigkeit der Ynca kamen, so entstunden in den Königen der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, in allen ihren weitläuftigen Staaten nur eine Sprache einzuführen. Sie hatten eine dop-

peite Ursache, wodurch sie auf diesen Gedanken gebracht wurden. Die erste war, weil es nicht möglich seyn konnte, eine hinlängliche Anzahl Dollmetscher zu bekommen, die bey einer so grossen Menge von Völkern und Sprachen gebraucht werden könnten; sie wünschten daher, daß sich alle ihre Unterthanen ohne Beyhülfe eines dritten Mannes untereinander selbst verstehen möchten. Hiedurch glaubten sie nicht nur, daß ihre Angelegenheiten besser von statten gehen würden, sondern die Unterthanen selbsten hatten ein weit grösseres Vergnügen, die Worte ihres Herrn selbsten, als in der Uebersetzung der Dollmetscher zu hören. Die andere Ursache, warum die Könige eine allgemeine Sprache eingeführet haben wollten, war nicht weniger wichtig. Die verschiedenen Völkerschaften geriethen aus Misverständnis der Sprache oft in Mißhelligkeiten miteinander, die zu grossen Unruhen im Reich Gelegenheit gaben; diesen, glaubten sie, würde leicht abgeholfen werden können, wenn sie einerley Sprache redeten, zugleich aber würde dieses auch ein Mittel werden, wodurch sie ihre wilde und wüste Lebensart immer mehr ablegen würden. Sie machten

also die Cuzkoische Sprache zur Hofsprache, und von da kam sie in die Provinzen, und endlich wurden sie auch von denjenigen Völkern angenommen, die nicht unter der Peruanischen Könige Bothmäßigkeit stunden. Um diesen Fortgang einer allgemeinen Sprache immer mehr zu befördern, so gelangte keiner zu einem Ehrenamt, der nicht die Cuzkoische Sprache vollkommen verstand.

Diese Sprache war nicht gar zu reich an Worten, sondern die Einwohner mußten sich oft eines einzigen Worts bedienen, welches drey oder vier Sachen bezeichnete. Sie erfanden aber ein Mittel, damit aus dieser Armuth kein Irrthum entstehen konnte. Sie veränderten nemlich die Aussprache eines und eben desselbigen Worts, wenn sie einen andern Gedanken damit ausdrücken wollten, und auf diese Art konnten sie dennoch einander ihre Gedanken richtig und deutlich zu verstehen geben. Sie hatten nemlich eine dreyfache Art, die Sylben in ihrer Sprache auszusprechen: einmal brachten sie solche durch geschlossene Lippen hervor, ein andermal zogen sie die Zunge bey Aussprechung derselben gegen den Gaumen zurück, und endlich hohlten sie solche tief

aus der Kehle heraus. Hiedurch war es nun sehr leicht, die Bedeutungen eines und eben desselbigen Worts zu vervielfältigen. Ihren Accent legten sie niemals auf die letzte Sylbe, sondern fast allemal auf die vorhergehende, und selten auf die dritte vom Ende. Es fehlten ihnen auch in ihrer Sprache einige Buchstaben, als: B. D. F. G. J. X. und das einfache L. ganz und gar; am Anfang der Worte litten sie kein einfaches R. und in der Mitte kein doppeltes. Ausserdem hatten sie auch keine Sylben, wo zwey stumme Buchstaben zusammen kamen. Auch hatten sie keinen eigentlichen Pluralem bey ihren Wörtern, sondern wenn sie die mehrere Zahl anzeigen wollten, so bedienten sie sich besonderer Partikeln. Bey aller ihrer Armuth der Sprache aber hatten sie doch auch verschiedene Worte und Redensarten, die volkommen einerley bedeuteten, nur mit dem Unterschied, daß einige nur von Mannspersonen, andere von Weibspersonen gebraucht werden konnten. Sie hatten z. E. zwey Wörter, die alle beide ein Kind bedeuteten, Churi und Huahua; diese Wörter aber waren nur für die Eltern brauchbar, und zwar so, daß der Vater seine Kinder Churi, die

Mut-

Mutter aber Huahua nennte, ohne daß sie mit diesen Benennungen wechseln durften. Wollten sie Söhne und Töchter unterscheiden, so setzten sie dasjenige Wort hinzu, welches das männliche oder weibliche Geschlecht anzeigte. Ferner, wenn eine Mannsperson zur andern sagte Huauque, so hieß solches Bruder, und wenn eine Frauensperson zu einer andern Nanna sprach, so bedeutete es Schwester. Sagte aber ein Bruder zu seiner Schwester Nanna, oder sie zu ihm Huauque, so würden sie das Geschlecht verwechselt, und er sich zum Weib und sie zum Mann gemacht haben. Ein Bruder nennte also seine Schwester Panna, und die Schwester ihren Bruder Tora, so daß man auch gleich aus der Benennung beyder Geschlecht abnehmen konnte.

Es wird hier unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen die Beobachtungen eines Mannes mittheilen, der bey einer erleuchteten Urtheilungskraft die Sprachen des südlichen America durch einen langen Umgang genau kennen gelernt hat. Alle Sprachen, sagt er, die wir in dem südlichen Theil von America kennen, sind sehr arm. Viele sind nachdrücklich, und der Zierlichkeit fähig,

besonders die alte Peruanische; es fehlt ihnen aber allen an Worten, die abstracten und allgemeinen Begriffe anzuzeigen, welches ein augenscheinlicher Beweiß von dem schlechten Fortgang der menschlichen Kenntnisse in allen diesen Ländern ist. Die Zeit, die Dauer, der Raum, das Wesen, der Stoff, der Körper, alle diese Begriffe können durch kein Wort in ihrer Sprache ausgedrückt werden; so haben sie auch kein Wort, wodurch sich die moralischen Begriffe, Freyheit, Gerechtigkeit, Erkenntlichkeit, Undankbarkeit, und dergl. ausdrücken. Er macht noch eine andere Anmerkung, die nicht weniger merkwürdig ist. Die Wörter Abba, Raba, Papa, Mama, die von den alten morgenländischen Sprachen mit einer geringen Veränderung in die Europäischen gekommen zu seyn scheinen, sind einer grossen Anzahl americanischer Völkerschaften gemein, deren Sprachen doch sonst sehr von einander unterschieden sind. Sieht man diese Wörter als die ersten Töne an, welche die Kinder vorbringen können, und folglich als solche, welche die Eltern, wenn sie sie haben aussprechen gehört, angenommen, und damit die Bedeutung von Vater und Mutter verbunden haben;

ben; so könnte man doch fragen, warum sich in allen americanischen Sprachen, wo diese Wörter angetroffen werden, ihre Bedeutung erhalten hat, ohne sie zu verwechseln? Vielleicht würden sich unter den Eingebohrnen in America noch andere Wörter finden, wenn man sie nur genauer kennte, deren recht ausgemachte und bestättigte Verwandtschaft mit denen aus einer andern Sprache der alten Welt einiges Licht über die Frage, von der Herkunft der Americaner, verbreiten könnte.

Man spricht ausser der allgemeinen Cuzkoischen Sprache noch von einer andern geheiligten Sprache, die blos die Ynca unter einander sollen geredet haben, und die ausser ihnen sonst jedermann verboten gewesen: allein sie soll mit der Regierung der Ynca zugleich aufgehört haben, ohne daß man jetzo das geringste mehr von derselben weis. Selbst mit der Cuzkoischen Sprache ist seit der Eroberung des Landes durch die Spanier eine grosse Veränderung vorgegangen. So wie sich die Spanier in den Besitz des Landes setzten, so fieng diese Hofsprache nach und nach an zu verschwinden, und machte den alten ehemaligen Sprachen wieder Platz, die gleich-

sam aus ihrem Grabe wieder aufstunden. Die alten Mißionarien, die sich um die Erlernung dieser Sprache viele Mühe gegeben hatten, bedauerten dieses gar sehr. Sie hatten gesehen, daß solche weit fähiger und bequemer sey, die Wahrheiten der christlichen Religion darinnen vorzutragen, als irgend eine von den Mutterspraachen dieser Völker; sie wünschten deswegen, daß die spanischen Statthalter solche Verfügungen treffen möchten, daß die von den Ynca eingeführte Cuzkoische Sprache aufrecht möchte erhalten werden. Allein das Gold der Peruaner hatte mehr Reitz für sie, als ihre Sprache.

Von der Sprache der Peruaner kommen wir nun auf die übrige Lebensart derselben. Wir werden zuerst von den Beschäftigungen der Weiber, sodann auch der Männer reden. Sobald eine Frauensperson verheyrathet war, so kam sie nicht oft mehr aus dem Hausse, sondern sie beschäftigte sich daselbst mit Spinnen und Weben der Baumwolle; was sie verfertigte, war für sie und ihren Mann. Es gab weder Schneider noch Schuster unter ihnen, sondern was ein jeder brauchte, das verfertigte er sich selbst. Den Weibern lag insonderheit

derheit die Verfertigung der Kleider ob. Diese bestunden aber nicht, wie bey uns, aus einzelnen zusammen genäheten Stücken, sondern sie waren grösstentheils aus dem ganzen verfertigt. So oft sie ein Stück Weberarbeit aufzogen, so gaben sie ihm gleich die ganze Breite und Länge, die es haben sollte. Sie verfertigten dreyerley Art wollener Kleider. Die schlechteste hieß Avosca, und war für den gemeinen Mann; die zweyte, die man Campi nennte, war von feiner Wolle, auf mancherley Art gefärbt, und gut gearbeitet, diese gehörte für die Bediente des Ynca; die dritte endlich, die den Namen Campo führte, wurde von der feinsten Wolle gemacht, die man haben konnte, und war ein Vorrecht für die königliche Familie. Die liebste Beschäftigung der Peruanerinnen war das Spinnen, die Feldarbeit aber blieb den Männern überlassen, ausgenommen in einigen weit entlegenen Provinzen war die Mode umgekehrt, da bearbeiteten die Weiber das Feld, und die Männer blieben zu Hause und sponnen. Das Frauenzimmer in Cuzko und andern Städten hatte eine solche Neigung zum spinnen, daß nicht nur die Vornehmen, wenn sie über die Gasse giengen, sponnen, und sich von ihren Bedien-

ten die Spindel tragen lieſſen, ſondern auch die Gemeinen, wenn ſie von den Dörfern in die Stadt giengen, beſchäftigten ſich unterwegens ebenfalls damit. So gar, wenn ſie einander Beſuch abſtatteten, ſo unterlieſſen ſie dieſe Arbeit nicht. Wenn eine Dame von geringern Stand einer vornehmern den erſten Beſuch gab, ſo brachte ſie zwar ſelbſt keine Arbeit mit; wenn aber die erſten Begrüſſungen vorbey waren, ſo bate ſie, zum Zeichen der Ehrerbietung, ſie möchte ihr doch etwas zu thun geben. Dieſe bewies ihr dadurch eine beſondere Gewogenheit, daß ſie ihr etwas von ihrer eignen, oder ihrer Töchter Arbeit gab; und dieſe nahm es auch für eine Höflichkeit an, weil ſie glaubte, ſie würde dadurch mit den vornehmern in eine Gleichheit geſetzt.

Ohnerachtet uns nun das Peruaniſche Frauenzimmer auf dieſer Seite ſehr vortheilhaft geſchildert wird; ſo waren ſie doch auf der andern Seite eben ſo eitel, als in andern Ländern, und theilten ihre ganze Zeit in Arbeit und Putz. Sie ſuchten inſonderheit ihre natürliche Schönheit durch Kunſt zu erheben. Sie wuſten ſich hiezu des Bergzinnobers mit vieler Geſchicklichkeit zu bedienen. Sie nenn-

ten es Ychma, und hatten eine solche Neigung zu dieser schönen carmesinrothen Farbe, daß die Ynca endlich für nöthig funden, solches den gemeinen Leuten zu untersagen, und es blos den Frauenzimmern von Stand zu erlauben. Es mag auch wohl noch eine andere Ursache gewesen seyn, warum sich die Ynca dem überhand nehmenden Gebrauch des Ychma widersetzt haben. Es wurde solches aus den Queckfilbergruben geholet, und man merkte, daß der öfftere Besuch in diesen dunstvollen Behältnissen der Gesundheit schädlich sey; deswegen wollten sie solches nicht zu allgemein werden lassen. Jedoch die Liebe zum Putz überwindet alle Schwierigkeiten, und diese ist bey den Wilden ein sehr characteristischer Zug in ihrem Bilde. Unter den Peruanischen Frauenzimmern bedienten sich blos die jungen und schönen dieses Mittels ihre Schönheit zu erheben; alte und häßliche im Gegentheil hielten sich solches, wider die Gewohnheit anderer Länder, für unanständig. Sie bedienten sich dieser Schminke nicht auf den Wangen oder Lippen, sondern sie bemahlten sich von dem Winkel der Augen bis an die Schläfe. Sie zogen mit einem kleinen Stöckchen in Gestalt eines Pinsels einen Strich eines Stroh-

helmen breit, der ihnen nicht übel lies. Sie thaten dieses nicht alle Tage, sondern nur von Zeit zu Zeit, und aus Galanterie. Da der Gebrauch dieser Schminke nur allein auf vornehme Frauenzimmer eingeschränkt war, so hatten alle Frauenzimmer durchgängig noch ein anderes Mittel, die Schönheit ihrer Gesichter zu erhalten. Sie verfertigten aus gewissen Spezereyen eine Salbe, die so weiß war, wie Milch, und legten solche wie ein Pflaster neun Tage lang auf ihre Gesichter; alsdenn fiel es von sich selber ab, die Haut war viel zärter und reiner, und die Gesichtsfarbe, viel frischer und lebhafter. Die vornehmen Frauenzimmer hatten Spiegel von geschliffenen Silber, die gemeinen aber von Kupfer. Die Mannspersonen hingegen hielten es sich für eine Schande, sich im Spiegel zu besehen. Auser dem Gesicht hielten sie auch sehr viel auf die Schönheit ihrer Haare. Sie hielten besonders sehr viel auf ein schwarzes Haar, liessen solches lang wachsen, und auf den Schultern herum fliegen. Sie hatten keinen andern Kopfputz als ein Band, ohngefähr eines Daumens breit, das sie um den Kopf herum banden. In denen Gegenden aber, wo die Witterung etwas kalt war, giengen sie mit bedecktem Haupt.

Wenn ihre Haare anfiengen braun zu werden, so färbten sie sie auf folgende Art wieder. Sie kochten gewisse Kräuter und die Wurzel Chichau, in einen Kessel, und steckten alsdenn ihre Haare hinein. Sie bedeckten den Racken mit aller Sorgfalt, damit ihnen das kochende Wasser keinen Schaden thun möchte. Mit dieser freywilligen Marter konnten sie sich ganze Stunden abgeben, um ihre Haare glänzend und schwarz zu machen. Schütteln Sie die Köpfe nicht, meine Europäische Schönen, Sie geben den Indianerinnen nichts nach, wenn sie unter den Händen eines Perucken-machers etliche Stunden lang aushalten, ohne sich über den Zwang, den sie ausstehen müssen, zu beschweren.

Die Wittwen lebten unter den Peruanern sehr sittsam und eingezogen, und kamen in dem ersten Jahre ihrer Wittwenschaft nicht aus dem Hausse. Wenn sie keine Kinder hatten, so verheyratheten sie sich wohl wieder, aber es geschah sehr selten. Hatten sie aber Kinder, so brachten sie ihre übrige Lebenstage, in einem beständigen Wittwenstand zu, wenn sie gleich noch sehr jung ihres Mannes beraubt worden waren. Diese Enthaltsamkeit verschaffte

schaffte ihnen bey jedermann eine grosse Hachachtung, und man gestattete ihnen aus eben dem Grund, verschiedene Vorrechte; daher geschah es auch unter andern, daß ihre Felder von den übrigen Einwohnern einer Stadt eher musten bestellt werden, als selbst der königlichen Beamten ihre. Wenn sich auch eine kinderlose Wittwe wieder zum Ehestand entschloß, so bekam sie niemals eine andere Gelegenheit, als wieder einen Wittwer zu heyrathen; denn die ledigen Peruaner glaubten sich zu verschlimmern, wenn sie eine Frau nähmen, die schon einen Mann gehabt hätte.

In der innern Einrichtung ihres Hauswesens waren die Peruaner sehr mäßig und behutsam. Bey ihren gewöhnlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als Feldkräuter, sie mochten nun bitter oder süsse seyn. Die bittern kochten sie in Wasser, liessen sie alsdenn an der Sonne trocknen, und verwahrten sie, bis sie sie brauchten. Die Landleute assen auch wohl die Kräuter ganz roh. Wollten sie sich etwas zu gute thun, so kochten sie ein Stück Fleisch, welches sie von dem Ynca, oder seinen Statthaltern, bekamen. Zum Getränk brauchten sie einen Trank Aca genannt. Diesen bereite-

reiteten sie aus trüben Wasser, das nicht zu süß, und auch nicht zu salzig war. In diesem kochten sie einige frische Kräuter ab, gossen das Wasser ab, liessen es abkühlen, und hoben es zum Gebrauch auf. Ihr Küchengeräth war sehr einfach; sie bedienten sich irrdener Geschirre, die sie in kleine Oefen von Thon setzten. Sie machten darinnen durch die ordentliche Oefnung Feuer an, oben darauf hatten sie zwey oder mehrere Löcher, in welche sie ihre Töpfe setzten. Sie ersparten dabey viel Holz. Die Spanier sahen die Nutzbarkeit solcher Oefen hernach ein, und machten sie, wie wohl mit mehrerer Schicklichkeit, nach.

Die Hauptbeschäfftigung der Männer war der Ackerbau, in dessen Beschreibung wir jetzo um so viel kürzer seyn können, da wir in dem vorhergehenden schon verschiedenes davon gesagt haben. Sie baueten hauptsächlich Mais, oder so genannten türkischen Waizen, nebst einigen Hülsenfrüchten. Obgleich der Boden in manchen Gegenden so fruchtbar war, daß er die Aussaat hundertfältig hervorbrachte; so musten sie doch in andern Gegenden die Fruchtbar-

barkeit durch das Düngen befördern. In dem platten Land von Cuzko und an den mehresten Gebürgen brauchten sie Menschenkoth dazu. Diesen sammelten sie mit grossem Fleiß, und nachdem er getrocknet und zu Staub gemacht worden war, so streueten sie ihn auf ihre Felder. In andern Gegenden gebrauchten sie keinen andern Mist, als von gewissen Vögeln, die sie Meersperlinge nennten. Diese hielten sich in einigen unbewohnten Inseln an der Küste in unbeschreiblicher Menge auf. Die Inca hatten bey Lebensstrafe verboten, sie weder auf den Inseln, noch sonst irgendwo zu tödten, und zu der Brütezeit durften sie auf keinerley Weise gestört werden. Einer jeden Landschaft wurde nach dem Verhältnis der Grösse eine oder mehrere dieser Inseln, als Dünger-Magazine, angewiesen, und solche unter die Einwohner nach festgesetzten Gränzen vertheilt. Wenn einer den andern in der Einsammlung des Mistes hintergieng, so stund Lebensstrafe darauf, und wenn er die vorgeschriebenen Gränzen überschritte, so wurde er als ein Strafenräuber angesehen. An andern Gegenden an der Küste, wo der Boden sandig, und kein Wasser war, bearbeiteten sie ihn, auf

fol-

folgende Art. Sie räumten den Sand weg, und gruben so lang bis sie Wasser fanden; alsdenn theilten sie die Felder ab. Weil das Erdreich sehr locker war, so brauchten sie es nicht zu pflügen, sondern machten nur ein Loch in die Erde, steckten die Maiskörner, nebst einigen Sardellenköpfen, die das Meer in grosser Menge auswarf, hinein, und damit war die Arbeit gethan.

Die gewöhnlichste Frucht, die sie baueten, war, wie wir gesagt haben, der Mais, oder Maiz. Diesen bereiteten sie auf folgende Art. Erstlich feuchtete man die Maizkörner an, darauf zermalmte man sie zwischen Steinen. Darauf that man die zerriebenen Körner in ein Gefäs mit Wasser, und, nachdem man sie abgewaschen hatte, so goß man das Wasser ab, und schüttete neues hinzu. Mit dieser Arbeit fuhr man so lange fort, bis die Schalen oder Hülsen alle abgespült waren. Alsdenn wurde der zurückgebliebene Kern wieder zwischen Steinen zerrieben, und zu einem Teig geknetet. Hieraus formten sie kleine Brodchen, die in Blätter von Plantanen gewickelt, alsdenn in Töpfe mit Wasser gelegt, und darinnen gekocht wurden. Alsdenn nahm man sie

heraus,

heraus, und verzehrte sie. Sie musten alle Tage frisch gemacht werden, den sie liessen sich nicht bis auf den folgenden Tag aufheben. Ausser diesen Maizkuchen hatten sie auch noch eine andere Art von Brod, das sie aus einer Wurzel, Cazabe genannt, machten. Sie säuberten die Wurzel von der äussern Schale, schnitten sie alsdenn in kleine Stückchen, und legten sie in das Wasser, damit sich der Safft, der sehr scharf und schädlich ist, herausziehen möchte. Das Wasser goß man ab, und schüttete verschiedenemal neues hinzu. Wenn nun die Wurzel gereinigt genug war, so lies man sie trocknen, zermalmte sie zu einem Mehl, woraus man einen Teig, und aus diesem runde dünne Kuchen machte. Diese wurden alsdenn gebacken. Das Brod, das sie auf diese Weise bekamen, lies sich viele Tage lang aufbehalten, und war immer eine starke und nahrhafte, aber dabey unschmackhafte Speise. Diese Völker geben uns hierinnen ein Bild von der Brodbackerey der alten Europäer, und zugleich einen Beweiß, wie langsam und durch mancherley Zufälle die Verfertigung unserer Bedürfnisse zu einem Grad der Vollkommenheit, fortgeschritten sey.

Wenn man die Denkmäler, deren Ruinen noch heut zu Tage in Peru übrig sind, ansieht, so kann man sich nicht genug wundern, wie sie zu Stande haben kommen können, da doch den glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge, die mechanischen Künste in diesem weitläuftigen Reich in einem so unvollkommenen Stand waren. Ausser den bereits angeführten Tempeln und Pallästen der Könige, rühmen uns die Reisebeschreiber ein ungeheures Gebäude, welches an dem See Chucuytu ehemals aufgeführt, und nur aus einem einzigen Felsen ausgehauen war. Sie reden mit Erstaunen von den wunderbaren Wegen, die die Ynca ehemals durch ihr ganzes Land haben anlegen lassen, und ziehen sie den berühmten Wegen der alten Römer weit vor. Wegen der Schwierigkeit und Arbeit, die dabey angewendet worden, schätzen sie die so genannten sieben Wunder der alten Welt für nichts dagegen. Sie erstreckten sich über fünf hundert Meilen in die Länge, und auf den Gebürgen über funfzehen Fuß in die Breite. Ganze Felsen waren abgebrochen, und tiefe Abgründe ausgefüllt. Ehemals sollen sie so glatt gewesen seyn, daß man mit einer Kutsche darauf hätte fahren können. Auf beiden Seiten waren sie mit

Mauern eingefaſt, und längs denſelben mit fruchtbaren Bäumen beſlanzt. Wo es nöthig war, waren Dämme angelegt, und ſtarke Pfähle in die Erde eingerammelt. Nächſt dieſen bewundert man auch die koſtbaren Waſſerleitungen der alten Peruaner, und dieſes um ſo viel mehr, je weniger Werkzeuge dieſes Volk gehabt hat, ſolche erſtaunungswürdige Dinge damit zu bearbeiten. Wer ſollte ſich einbilden, daß Leute, die keinen Stahl und Eiſen kennten, blos durch ihre Hände ſolche Werke hätten aufführen können? Wer ſollte glauben, da ſie nicht wuſten, wie ſie Bogenpfleiler errichten, Gewölbe ſchlieſſen, Schwibbögen anlegen, das Erdreich ſtützen, und die Gewalt des Waſſers aufhalten ſollten, daß ſie ſolche Waſſerleitungen, durch Ebene und Berge anlegen ſollten. Gleichwohl ſind von allen dieſen noch Ueberbleibſel, als unverdächtige Beweiſe vorhanden. Es iſt alſo allerdings der Mühe werth, die Beſchaffenheit ihrer mechaniſchen Künſte und Handwerker näher kennen zu lernen.

Wir wollen mit denjenigen zu erſt anfangen, die in Feuer arbeiteten. Es gab deren eine groſſe Menge unter ihnen, und ſie arbeiteten

teten ohne Unterlaß ; dennoch aber verstun-
den sie die Kunst nicht, das Eisen und die an-
dern Metalle recht zu bearbeiten, und brauch-
bar zu machen. Sie hatten zwar viele Ber-
ge, die Eisen enthielten, aber sie verstunden
die Kunst nicht, solches herauszubringen. Ih-
re Werkzeuge zu ihren ordentlichen Arbeiten
machten sie aus gewissen harten gelblichen und
grünen Steinen, die sie dadurch glatt mach-
ten, daß sie sie aneinander rieben. Sie konn-
ten so wenig einen Hammer, als einen Stiel
daran machen, sondern sie bedienten sich gewisser
Klumpen von zusammengeschmolzenen Kupfer.
Einige waren so groß, daß sie die ganze Hand
einnahmen, andere kleiner, einige waren vier-
eckigt, andere lang. Sie hielten sie in der
Hand, als wenn es Steine wären, und schlu-
gen damit aus allen Kräfften auf die Mate-
rie, die sie bearbeiten wollten. Sie hatten
weder Feilen, noch Blasebälge. Wenn sie das
Metall schmelzen wollten, so setzten sie blos
durch ihren Athem das Feuer in eine solche
Glut, als hinreichend war, um es in Guß zu
bringen. Sie bliesen durch gewisse kupferne
Röhren, die einer halben Elle lang waren,
und brauchten ihrer mehrere oder wenigere,

nachdem der Guß groß oder klein war. Diese Röhren liefen an den einem Ende enger zusammen, wo nur ein kleines Loch war, wodurch der Wind mit desto stärkerer Heftigkeit herausdringen konnte. Wenn sie etwas zu schmelzen hatten; so stunden ihrer viele wohl zehen bis zwölf Tage lang beysammen, um das Feuer herum, und bliesen es aus vollem Mund mit ihrem Athem an. Sie hatten keine Feuerzangen, um das Metall aus dem Feuer zu bringen, sondern sie bedienten sich dazu eines Stocks, oder kupfernen Stange. Vermittelst derselben warfen sie es auf einen Haufen angefeuchteter Erde, wo sie es auf allen Seiten herumkehrten, bis es kalt war, und sich handthieren lies. Obgleich ihre Art zu arbeiten so grob war, so machten sie doch allerhand wunderſame Arbeiten, und vornemlich in Gold, wovon sie einige Stücke so künstlich zusammenlöteten, daß Europäische Künstler das Geheimniß nicht entdecken konnten, wie sie es gemacht hatten. Sie schmelzten niemals in ihren Häusern, sondern allemal auf dem freyen Feld.

Wir wollen noch besonders anmerken, wie sie das Silber aus dem Gesteine herausbrachten.

ten. Da sie das Queckſilber entweder gar nicht kannten, oder doch nicht wuſten, wozu sie es bey der Bearbeitung der Silbererzte brauchen konnten; so nahmen sie das Erzt nur aus ſolchen Adern, woraus es durch das bloſe Schmelzen herausgebracht werden konnte. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß es durch eine Verſetzung mit Bley am beſten angienge. Sie thaten alſo ſo viel davon, als sie für nöthig erachteten, unter die reichhaltigſten Silberſtufen, wenn es nicht ohnedies ſchon damit vermiſcht war. Sie brachten es durch die vorhinbeſchriebene Art durch ihren Athem zum ſchmelzen; ja ſie glaubten ſo gar, der menſchliche Athem wäre nothwendig, um das Erzt in einen Fluß zu bringen, und gaben vor, ſie hätten es zwar ehemals ſchon mit Blaſebälgen verſucht, es aber damit nicht zwingen können, wovon ſie keine andere Urſache anzugeben wüſten, als weil es kein natürlicher Wind wäre. Um nun ihrem Athem einiger maſſen zu Hülfe zu kommen, ſo giengen ſie des Nachts auf die Berge und Hügel, und ſuchten einen Platz aus, wo ein Wind wehete, der ihren Athem zu Hülfe kommen könnte. Dieſer Wind durfte weder zu ſtark ſeyn, damit er das Erzt

das sie schmelzen wollten, nicht zu stark erkältete; noch zu schwach, damit er das Feuer in die gehörige Hitze bringen konnte. Weil sie nur wenig Holz und Kohlen hatten, so nahmen sie eine Art Riedgras, Ychu, und den Koth einiger Thiere, und heitzten damit ihre Schmelzöfen. Wenn ein günstiger Wind war, so stunden manchmal viel tausend Personen auf den Bergen, die sich mit Schmelzen beschäfftigten.

Ausser diesen jetzt benannten Feuerarbeitern, hatten zwar die Peruanern auch noch andere Handwerksleute, die aber ihre Arbeit zu einem eben so geringen Grad der Vollkommenheit gebracht hatten, als die vorhergehenden. Das ganze Handwerkszeug der Zimmerleute bestund in einer Axt und einem Hobel, und diese waren schlecht genug. Wenn sie das Holz gefällt, und im groben zubereitet hatten; so machten sie es durch Schaben rein und eben, damit es einiger massen brauchbar wurde. Sie hatten weder Nägel noch Klammern, sondern banden die Hölzer mit Seilen aus Binsen zusammen. Die Maurer hatten zur Behauung der Steine eine gewisse Art schwarzer Kieselsteine, womit sie sie mehr zerschlugen,

als

als behaueten. Wenn sie schwere Steine in die Höhe bringen, oder hinunter lassen sollten; so hatten sie schlechterdings gar keine Maschinen dazu, sondern mußten alles mit der Stärke ihrer Aerme verrichten. Dieser Hindernisse ohnerachtet führten sie Gebäude von einer ungeheuern Grösse auf, und bewiesen dadurch, wie weit es die Arbeitsamkeit der Menschen bringen kann, wenn ihnen auch äussere Hülfsmittel fehlen.

Von andern Handwerkern treffen wir unter diesem Volk nichts besonders an, weil sich ein jeder seine Privatbedürfnisse selbsten verfertigte. Die Verfertigung ihrer Kleider kam den Weibern zu, und die Schuhe verfertigten sich die Männer. Anstatt der Pfriemen und Nadeln bedienten sie sich hiezu gewisser sehr länger Dornstachel, die in dem Lande wuchsen. Da sie ihre Kleider gröstentheils aus dem ganzen webten; so bedienten sie sich dieser Nadeln blos zum Ausbessern derselben. Wenn sie irgendwo hangen geblieben waren, oder ein Loch hinein gerissen oder gebrannt hatten; so zogen sie einen Faden von eben der Farbe, als das Zeug war, vermittelst dieses Dorns durch, und stopften auf diese Art das Loch zu, ohne

daß man es merkte. Da das Zeug ihrer Kleider sehr grob war, so konnte dieses um so viel leichter geschehen. Eben diese Dornen brauchten sie anstatt der Kämme, um ihre Haare damit in Ordnung zu bringen. Wenn also dieses Volk in Ansehung ihrer bürgerlichen Einrichtung vieles gehabt hat, das Hochachtung verdient; so ist es doch in Ansehung seines Hauswesens unendlich weit hinter den cultivirten Völkern zurück, und giebt uns hierinnen ein treues Bild, von dem ungesitteten Zustand unsrer Vorfahren.

So tief nun diese Völker in Ansehung ihres Hauswesens und der mechanischen Künste unter dem sittlichen Zustand der Menschheit stehen; eben so weit, ja noch weit tiefer, sind sie in Ansehung der eigentlichen Wissenschaften darunter erniedrigt. Die Kunst zu schreiben war ihnen gänzlich unbekannt: und wenn also auch einmal ein glückliches Genie auf die Entdeckung einer nützlichen Wahrheit gekommen wäre; so konnte doch seine Erfindung nicht gemeinnützig, noch viel weniger auf die Nachwelt fortgepflanzt werden. Es scheint also wirklich übertrieben zu seyn, wenn einige so gar vorgeben, daß zu den Zeiten der In-

ra eine Universität zu Cuzko angerichtet gewesen sey, es müste denn seyn, daß man einem jeden Unterricht in Religionsgebräuchen und in den Grundsätzen von der Einrichtung eines Staats diesen Namen geben wollte: dann würde man aber unter den alten Druiden nicht weniger, als unter den neuern Braminen Universitäten antreffen. Ihre Amauta, die für tiefsinnige Gelehrte unter ihnen gehalten werden, können vielleicht einige Kenntnisse gehabt haben, die man bey dem gemeinen Hauffen nicht antraf; allein ihre Begriffe waren grob, und erstreckten sich nicht viel weiter, als auf sinnliche Gegenstände. In der Sittenlehre mögen sie so gar unerfahren nicht gewesen seyn, sie suchten aber die Lehrsätze, die ihnen das Licht der Vernunft gab, mehr in der Ausübung, als durch einen geschickten Vortrag annehmlich zu machen. In der Naturlehre waren sie gewiß unerfahren, und wußten von der Einrichtung der Welt und ihrer Beschaffenheit nicht mehr, als was ihnen die Erfahrung, und dies noch dazu in engen Grenzen, zeigte. Hatten sie auch einige Kenntnisse von der Tugend und Eigenschaft gewisser Kräuter, deren sie sich zur Heilung gewisser Krankheiten bedienten, so war doch dieses nicht der Mühe

werth. Ihre Arzneykunst bestund grösstentheils in Aderlassen und dem Gebrauch gewisser Hausmittel. Wurden zum Exempel Kinder, die noch an der Brust lagen, krank, so wusch man sie des morgens mit ihrem Urin, und gab ihnen solchen zu trinken, oder man gab ihnen ihre Nabelschnur, die sie aufgehoben hatten, in den Mund, daß sie daran saugen musten. Wollten sie aderlassen, so war ihre Lancette ein Kieselstein, den sie in einen kleinen von einander gespaltenen Stock fest machten. In der Seelenlehre waren ihre Begriffe nicht weniger dick, als in der Naturlehre. Sie lehrten zum Beyspiel, wenn der Mensch schliefe, so gieng die Seele, die keines Schlafes fähig wäre, eins weilen aus dem Cörper und spatziere in der Welt herum; hier träfe sie oftmals Seelen von Menschen, die längst verstorben wären, an, und sähe allerhand Dinge, davon man hernach sagte, es hätte einem geträumt. Weil die Sonne den wichtigsten Theil ihrer Religion ausmachte; so wendeten sie auch auf die Veränderung und Erscheinung derselen die meiste Aufmerksamkeit; sie bemerkten, daß sie sich ihnen bald näherte, bald entfernte, bald niedrig bald hoch stünde, bald länger bald kürzer sich über ihren Gesichtskreis aufhielte; dieses

alles

alles bewog sie, Wahrnehmungen anzustellen, die sich aber nicht weiter erstreckten, als was sie sahen.

Was die meiste Aufmerksamkeit unter den wenigen Kenntnissen dieses Volks betrifft, das ist ihre berufene Art durch Hülfe gewisser Knoten zu rechnen, und Nachrichten durch sie aufzubehalten. Sie nahmen Faden von verschiedener Farbe, einige einfärbig, andere vielfärbig. Jede Farbe, sie mochte nun einfach, oder vermischt seyn, hatte seine besondere Bedeutung. Diese Bänder hiengen wie Bindfaden nach der Ordnung an einer Schnur, welches eine Art von Franzen machte. Nach der Farbe beurtheilte man seine Bedeutung, z. E. ein gelber bedeutete Gold, ein weisser Silber, und ein rother Kriegsmänner. Wenn sie etwas anzeigen wollten, wodurch die Farben nicht angemerkt werden konnten; so legten sie jede Sache besonders, und fiengen von den erheblichsten an, und fuhren damit bis zu dem geringern fort; desgleichen, wenn sie über Waffen Rechnung führen wollten, so kamen diejenigen zu erst, die sie für die edelsten hielten, z. E. Lanzen, und hernach Pfeile, Bogen, Wurfspiesse, u. s. w; wollten sie ein Ver-

zeich-

zeichnis der Vasallen machen, so fiengen sie bey den Einwohnern jeder Stadt an, und schritten hernach zu den Provinzen fort. Am ersten Faden zeichneten sie die Alten von sechzig und mehr Jahren, an dem andern die, welche funfzig Jahr alt waren, am dritten die vierzigjährigen, und so fort, bis auf die Kinder, die an der Brust lagen. Nach eben der Ordnung machten sie auch das Verzeichnis der Frauenzimmer. An einigen dieser zusammen gedreheten Faden hiengen andere kleine, die gleichsam eine Ausnahme von der Regel zu machen schienen. Diese Schnüre waren gleichsam Annalen, und zeigten die Beschaffenheit eines jeden Jahres. Man beobachtete bey diesen Schnüren jederzeit eine gewisse Ordnung, der Einheiten, der Zehner, der Hunderten, der Tausenden, u. s. w. Jede von diesen Zahlen, die sie durch Knoten ausdruckten, waren von der andern abgetheilt, und die Knoten an jedem Faden waren einander gleich, und auf eben die Art geknüpft, als wie ein Rechenmeister zu thun pflegt, wenn er eine weitläuftige Rechnung stellen will. Diese Bänder nennten sie Quipu, und es waren gewisse öffentliche Personen bestellt, die sie aufbewahren musten. Diese wur-

wurden Quipucumayu, oder Rechnungsverwahrer genennt. Es musten dieses Leute von bewährter Redlichkeit seyn. So klein die Stadt war, so muste sie doch wenigstens ihrer viere haben, in grösern aber waren ihrer wohl zwanzig, bis dreyßig, die alle mit einander einerley Register führten, damit dadurch allem Irrthum und Versehen vorgebeugt wurde.

Durch diese Knotenschnüre wurde der Tribut, den der König jährlich erhob, ausgerechnet; durch dieselbe wurden die Rollen der Kriegsmänner, und überhaupt die Seelenregister verfertigt: mit einem Wort alles, was durch Zahlen ausgedrückt werden konnte, wurde dadurch angemerkt. Andere Dinge aber, die nicht eigentlich durch Zahlen bemerkt werden konnten, z. E. historische Zufälle, waren nicht darunter begriffen. Um nun diesem Mangel abzuhelfen, hatten sie gewisse Kennzeichen, wodurch sie die merkwürdigsten Begebenheiten, so wohl in Krieg- als Friedens-Angelegenheiten bemerkten. Die obengenannten Quipucumayu lernten den Inhalt derselben auswendig, und brachten ihn andern, durch Ueberlieferung vom Vater auf

den

den Sohn, bey. Sie bedienten sich noch eines andern Mittels, ihre merkwürdigste Thaten auf die Nachwelt zu bringen. Ihre Amauta, oder Weltweisen, brachten sie in eine kurze historische Erzählung, damit sie die Väter den Söhnen, und die Bürger den Landleuten bekannt machen möchten. Auf solche Art kamen sie von einem Alter auf das andere, und von den Bürgern auf die Landleute. Es dichteten auch ihre Poeten kurze Verse, worinnen sie die Begebenheiten, die sie auf die Nachwelt bringen wollten, verfaßten. Man kan sich leicht einbilden, wie mangelhaft und unvollkommen diese Geschichtkunde bey den Peruanern war, indessen war es doch das einzige Mittel, dessen sie sich bey Ermangelung der Buchstaben bedienen konnten. Ihre Quipucumayu waren also die Geschichtkundigen der ganzen Nation. Wenn die Edelleute die Geschichte ihrer Vorfahren wissen wollten, so giengen sie zu einem solchen Knotenbewahrer, der vermöge seines Amtes beständig in diesen unvollkommenen Denkmälern studiren muste, damit sie die Ueberlieferung desto besser in ihr Gedächtnis einverleiben konnten. Sie waren deswegen von dem gewöhnlichen Tribut und übrigen Diensten be-

freyt,

freyt, damit sie desto mehr Zeit haben möchten, sich darauf zu legen. Durch eben dieses Mittel erhielten sie auch das Andenken ihrer Gesetze und Gewohnheiten, sie bezeichneten damit, was an jedem Fest-Tag für Opfer gebracht werden musten, und dehnten sie auf alles aus, was die Angelegenheiten ihres Landes betraf. Diese Schnüre mochten vielleicht für die eingeschränkte Gedenkungsart der Peruaner gut genug seyn; werden wir aber die Erklärung derselben als ein untrügliches Denkmal ansehen können, worauf ihre Geschichte beruhe?

Endlich müssen wir auch noch etwas weniges von der Dicht- und Tonkunst reden, wovon wir einige rohe Züge unter den Peruanern antreffen. Die Dichter führten unter ihnen den Namen Havarec, oder Erfinder. Sie zeigten ihre Geschicklichkeit hauptsächlich in gewissen Schauspielen, die sie an ihren Fest-Tagen vor ihren Königen aufführten. Die agirende Personen waren keine gemeinen Leute, sondern Personen von Stand. Sie bemühten sich die Größe und Pracht, die Thaten und Siege ihrer Könige vorzustellen; sie handelten von der Landwirthschaft, dem Umgang

gang in der Welt, und andern Dingen, die das menschliche Leben angiengen. In ihren Versen beobachteten sie ein gewisses Sylbenmaaß, oder vielleicht Sylbenzahl. Ihre Lieder waren sehr kurz, daß man sie leicht behalten konnte. Sie verfaßten auch die merkwürdigen Thaten ihrer Vorfahren zum Andenken derselben, und zur Nacheiferung der andern in Verse, und brachten sie durch öfteres Vorsingen, wie ehemals die Druiden der Gallier, auf die Nachkommen. In der Tonkunst waren sie noch schlechter. Sie hatten zwar gewisse Instrumente, die aus vier oder fünf zusammen gefügten Schilfröhren bestunden, deren jedes um einen Ton höher war, als das andere. Von Verminderung der Töne hatten sie gar keinen Begriff, sondern sie stiegen und fielen in ganzen Tönen. So grob auch ein solcher Gesang war, so war er dennoch nicht gemein, sondern man lehrte nur die vornehmen Herrn auf dieser Hirtenpfeife spielen, und diese hatten dennoch Mühe genug ihn zu lernen.

So viel wissen wir von den Sitten der Peruaner, ehe sie unter spanische Bothmäßigkeit gekommen sind. Das meiste gründet

sich

sich auf die Erzählungen des Garcillasso de Vega. Nun wollen wir auch noch hinzufügen, wie gegenwärtig die Peruaner beschaffen sind, und dem Leser alsdenn selbst das Urtheil überlassen, ob sie durch das Verhältnis mit den europäischen Völkern in der Cultur vorwärts oder rückwärts gegangen sind.

Fünfter Abschnitt.

Neue Peruaner.

Wenn wir die Schilderung, die uns heut zu Tage von den gegenwärtigen Einwohnern von Peru gemacht werden, gegen dasjenige hält, was wir in den vorhergehenden Abschnitten von den alten Bewohnern dieses Landes gesagt haben; so finden wir einen so merklichen Abstand zwischen ihnen, daß wir die Ursachen nicht begreifen können. Es ist auf der einen Seite nicht möglich, daß wir alle Nachrichten von dem Fleiß, der Staatseinrichtung und den Gesetzen derselben für erdichtet halten können, wenn auch gleich manches darinnen übertrieben seyn sollte, da noch so viele Ueberbleibsel

davon vorhanden sind; auf der andern Seite aber finden wir unüberwindliche Hinderniſſe, jenen Erzählungen völlig Glauben beyzumeſſen, da wir jetzo nur ſolche Völker daſelbſt finden, die ganz unwiſſend, ungeſittet, und von einer rohen Barbarey nicht gänzlich entfernt ſind. Die Verwunderung wird noch gröſſer, wenn man ſieht, daß eben die Leute, die ſonſt ſo geſchickt waren gute Geſetze zu verfaſſen, und eine ſolche Regierungsform einzuführen, wie ſie gehabt haben, doch jetzo keine Spur mehr von einem ſolchen Geiſt zeigen, wodurch ſie ſo ſchöne Einrichtungen haben treffen können. Verſchiedene Einſichtsvolle Staatsmänner haben dieſen Widerſpruch auf die Art heben wollen, daß ſie behaupteten, die ſo ſehr unterſchiedene Gemüthsbeſchaffenheit der alten und neuen Peruaner durften einem ſo gar unbegreiflich eben nicht vorkommen, da die zur Errichtung und Erhaltung ihrer vorigen Regierungsform nöthige Weisheit und Klugheit nur den Ynca zuzuſchreiben geweſen wäre; das gemeine Volk wäre allezeit dumm, rau, und zu allen feinen Empfindungen unfähig geweſen, wenn ſie gleich unter weiſſen Regenten gelebt hätten; vielleicht könne man auch behaupten, daß ein

groſ-

grosser Theit ihrer heutigen Veränderung von der Bedrückung ihrer neuen Herrn herkäme. Franz Coral, ein Spanier, macht sich kein Bedenken, das letztere öffentlich zu behaupten, und sagt: die Landeseingebohrnen von Peru arten von Tag zu Tag immer mehr und mehr aus; und es stehet zu befürchten, daß man nicht die geringste Spur mehr von der Aemsigkeit und Geschicklichkeit antreffen werde, worinnen sie ehemals einen Vorzug hatten. Er schreibt dieses dem Uebermuth und der Tyranney derjenigen zu, die die bürgerlichen Bedienungen jetzo bekleiden. Wir wollen sie nunmehr näher kennen lernen.

Betrachtet man sie auf der einen Seite; so scheint der kleine Umfang ihres Geistes der Vortreflichkeit der menschlichen Seele so sehr zu widersprechen, daß sie sich in manchen Stücken wirklich unter die Menschheit erniedrigen; betrachtet man sie auf einer andern Seite, so zeigen sie wirklich einen fähigen Verstand, aber dabey eine Bosheit, die man nicht leicht arglistiger finden kan. Ihr ganzer Character besteht aus Barbarey, ausschweifenden Meinungen, und einer rohen Lebensart. Sie sind gegen alle Zufälle gleichgültig, und ihre Ge-

müthsruhe, wenn man ihrer Unthätigkeit anders diesen Namen geben kan, wird durch nichts gestöret. Bey den grossen Bedrückungen worunter sie leben, ist dieses wirklich ein Stück ihrer Glückseligkeit. In ihren armseligen und schlechten Kleidungen leben sie so vergnügt, als ein Fürst in dem grösten Gepräng. Sie ververlangen nicht nur keine artige Kleider, die ihnen etwa zu Gesicht kommen, sondern sie suchen auch nicht einmal ihre elenden Lumpen zu verbessern. Der Reichthum hat gar keine Reitzung auf sie, und nach Ehrenstellen streben sie so wenig, daß sie die Stelle eines Beamten und eines Henkers mit einerley Gesichtsminen annehmen würden, wenn sie ihnen angeboten würde. Wer ihnen eine Ueppigkeit im Essen vorwerfen wollte, würde ihnen offenbar unrecht thun. Sie verlangen nicht mehr zu essen, als womit sie sich sättigen können, und scheinen mit ihren rohen Lebensmitteln eben so zufrieden zu seyn, als der lüsterne Europäer mit seinen Leckerbissen. Kurz, sie scheinen fast gar keine Begierde zu haben. Am allerwenigsten lassen sie sich durch den Eigennutz bewegen. Wenn man ihnen oft noch so grosse Belohnungen verspricht; so kan man doch

nicht

nicht einmal eine geringe Dienstfertigkeit von ihnen erhalten. Strafen und Züchtigungen verändern sie auch nicht; wenn sie dahero Gelegenheit haben, sich an den Spaniern zu rächen, so ergreifen sie sie mit beiden Händen. In der That ist ihr ganzer Character ausserordentlich wunderbar. Ihre Unbiegsamkeit ist unüberwindlich, ihr Trotz unausstehlich, und ihre rohe Unwissenheit wollen sie durchaus nicht fahren lassen. Sie sind bey alledem äusserst unbedachtsam, und vereiteln dadurch die besten Anstalten, die zu ihrer Sinnesänderung gemacht werden. Ob sie gleich äusserst unwissend sind, so ist es doch nicht sowohl eine Folge des Mangels des Verstandes, als des Eigensinns. Zum Nachahmen haben sie eine gute Anlage, aber zum Erfinden sind sie gar nicht aufgelegt.

Alle Peruaner sind von Natur langsam, haben viel Geduld, und können eine ausserordentlich lange Zeit mit einer Sache zubringen. Man sieht dieses an den langwierigen Arbeiten, die sie unternehmen. Wenn etwas ausgebessert werden soll, das zwar an sich nicht viel werth ist, aber doch viel Zeit und Gedult erfordert; so sagt man gemeiniglich, es sey nur

ein Peruaner fähig dazu. Wenn sie Terpiche, Bettvorhänge, und dergleichen, wirken sollen; so nehmen sie sich bey jedem Eintrag die Mühe, alle Fäden einzeln zu zählen. Und so bringen sie mit einem Stück Arbeit oft etliche Jahre zu. Es ist hieran ihre langsame Gemüthsart nicht allein schuld, sondern weil sie die rechte Handgriffe nicht wissen, und zu faul sind solche zu lernen. Diese Trägheit ist bey ihnen dermassen eingewurzelt, daß sie weder ihre eigene Bequemlichkeit, noch der Befehl ihres Herrn zur Hurtigkeit in der Arbeit ermuntern kan. Haben sie für sich etwas zu thun, so überlassen sie die Arbeit ihren Weibern. Auf diesen beruhet alle Hausarbeit; diese müssen spinnen, Beinkleider und Hemden für ihre Männer machen, denn hierinnen besteht ihre ganze Kleidung; Gerste mahlen, Maiz rösten, und das Essen zubereiten. Indessen liegt der Mann, wenn ihn nicht die Peitsche seines Herrn aufweckt, auf der Erde gekauert, und sieht seinem Weibe mit aller Gemächlichkeit zu. Er trinkt, und bleibt unbeweglich liegen, bis ihn die Noth zwingt aufzustehen. Das einzige, was er noch thut, ist dieses, daß er das Feld pflüget; das Säen aber

und die übrige Feldarbeit überläßt er seinem Weibe. Wenn sie einen Reisenden, der sich etwa verirrt hat, vor ihrer Hütte sehen, so verstecken sie sich geschwind, damit sie nicht ein Stückwegs mit ihm gehen, und ihm den Weg zeigen müssen; und dieses nicht etwa aus Furcht vor Frohndiensten, sondern aus bloser Faulheit, denn wenn man es ihnen auch reichlich bezahlen will, so gehen sie dennoch nicht mit. Müssen sie aus Zwang für ihre Herrn arbeiten, so müssen diese beständig ein wachsames Auge auf sie haben. Wenden sie nur einen Augenblick den Rücken, so bleibt die Arbeit liegen. Das einzige, wozu sie eine Hurtigkeit haben, und wozu sie sich nicht lang bitten lassen, sind Schmausereyen und Tänze; hiezu haben sie eine überwiegende Neigung: doch achten sie keine Lustbarkeit, wobey sie nicht brav zu trinken bekommen.

Ueberhaupt ist die Trunkenheit allen Indianern eigen, und dieses Laster ist unter ihnen so herrschend, daß weder die Caziken und Richter, noch auch die gemeinen Leute davon befreyt sind. Wenn sie eine Lustbarkeit haben, so bleibt nicht leicht jemand weg, sondern sie finden sich alle mit einander zahlreich dabey ein,

und berauschen sich in Chica. Dieses Getränk ist ihr Liebling, und wird auf folgende Art verfertigt. Man feuchtet den Maiz an, und läst ihn hernach auswachsen. Wenn er einen Keim hervorgetrieben hat, so dörret man ihn an der Sonne, bis er ganz trocken ist. Alsdenn wird er geröstet, gemahlen, und aus dem Mehl mit Zugiesung eines gewissen Theils Wassers dieses Getränk gekocht. Man füllt es sogleich in Flaschen, und den zweyten oder dritten Tag fängt es an zu gähren. Alsdenn läst man es noch etliche Tage stehen, dann ist es zum Trinken fertig. Wenn ein Judianer einmal angefangen zu trinken, so hört er nicht auf, so lang noch ein Tropfe in der Flasche ist, oder er seinen Verstand versoffen hat. Dieses Getränk ist sehr stark, und dabey nahrhaft. Bey diesem allgemein herrschenden Laster der Trunkenheit, ist doch dieses merkwürdig, daß die Weibspersonen, so wohl verheyrathete als unverheyrathete, nebst den ledigen Mannspersonen, davon frey sind; nur allein die Hausväter haben das Recht übermäßig zu trinken.

Die Art, wie sie ihre Gastereyen anstellen, verdienet gleichfalls angemerkt zu werden.

Wenn

Wenn der Wirth seine Gäste eingeladen hat, sorgt er zuvörderst, daß es nicht an Chicha fehlen möchte: man rechnet im Durchschnitt auf den Mann sieben bis acht Maas. Aussen vor der Hütte wird ein Tisch zurecht gesetzt. Die Speisen, die aufgetragen werden, bestehen in geröfteten, oder gekochten Maiz, und einigen wilden Kräutern, die im Wasser gekocht sind. Wenn die Gäste beysammen sind, so essen sie davon, und damit hat die Mahlzeit ein Ende. Aber nunmehr kommen die Weiber, und geben ihren Männern in Kürbisschaalen zu trinken, bis sie anfangen lustig zu werden. Alsdenn nimmt einer von ihnen eine kleine Trommel, schlägt sie mit der Hand, und pfeift auf einer kleinen Pfeife nach seiner eigenen Manier dazu. Die übrigen fangen an, ohne Ordnung, ohne Tact, von einer Seite zur andern zu springen; und dieses nennen sie tanzen. Einige Indianerinnen singen nach ihrer Art dazu, und dabey wird immer getrunken, ohne lang abzusetzen. Das merkwürdigste hiebey ist, daß die übrigen, die nicht mit tanzen, sich mittlerweile nieder kauern, bis die Reihe an sie kommt; dann stehen sie auf, und tanzen auch ihren Reihen. Der Tisch steht nur des Wohlstands wegen da, denn niemand setzt sich

daran. Wenn das Gehirn durch das viele Trinken in eine wüste Unordnung gerathen ist; so legen sie sich alle miteinander schlafen: und dann hat es nichts zu sagen, ob einer das Weib eines andern, oder seine Schwester, Tochter, oder eine andere Anverwandtin zu sich nimmt. Und diese tolle Freude dauert verschiedene Tage lang, so lang noch Chicha da ist. Ist keiner mehr vorhanden, so holt sich ein jeder eine Portion aus seiner Hütte, und dann geht es wieder von neuen an. So gar bey ihrer Trauer frohnen sie der Trunkenheit. In dem Hausse, wo der Verstorbene liegt, werden Flaschen mit Chicha hingesetzt. Davon trinken nicht allein die Leidtragenden, sondern sie gehen damit auf die Strasen, und nöthigen alle vorbeygehende, von welchem Geschlecht sie seyn mögen, in das Hauß zu kommen, und dem Verstorbenen zu Ehren zu trinken. Das Trinken ist ihr vornehmster Zeitvertreib, worauf sich ihre ganze Aufmerksamkeit richtet.

So sehr sonsten die Wilden ausser der Trunkenheit auch der Spielsucht ergeben sind, so wenig treffen wir dieses bey den Peruanern an. Man bemerkt fast gar keine Neigung,

die

die sie zum Spiel haben. Nur eine einzige Art desselben trifft man bey ihnen an, welche sehr alt zu seyn scheint. Sie nennen es Posa, das ist, hundert, weil derjenige, der zu erst diese Zahl voll hat, gewinnt. Sie haben dazu zwey Sachen. Die eine besteht in einem hölzernen zweyköpfigen Adler mit zehen Löchern auf beiden Seiten. Darein stecken sie Stiffte, und diese dienen, dasjenige nach Zehnern auszurechnen, was jeder gewinnt. Zweytens haben sie einen Knochen in der Gestalt eines Würfels mit sieben Seiten. Auf einer derselben steht ein gewisses Zeichen, und dieses nennen sie Guyaro ; die andern fünf werden nach der Reihe gezählt, und die letzte bleibt leer. Das ganze Spiel bestehet darinnen , daß sie den Knochen in die Höhe werfen. So viel nun auf der Seite steht, die oben liegt, so viel gewinnt man ; liegt Guyaro oben, so bekommt man zehen ; hingegen verliert man zehen, wenn die leere Seite oben liegt. Dieses Spiel ist nicht sehr gewöhnlich, und sie nehmen es nur alsdenn vor, wenn sie anfangen zu trinken.

Ihre Wohnungen sind klein und armselig. Sie bestehen aus einer Hütte, in deren Mitte ein Loch ist, worinnen sie Feuer anmachen.

chen. Hier wohnen Menschen und Vieh beysammander. Besonders lieben sie die Hühner und Hunde, als Gefährten in ihrer Wohnung. Die erstern sind die Lieblinge der Frauenzimmer, die eine solche Neigung zu ihnen haben, daß sie sich nicht entschliessen können, eines zu tödten oder zu verkaufen. Wenn ein Fremder durch die Noth gezwungen, etwa des Nachts in einer Indianische Hütte bleibt; so wird man ihm kein altes oder junges Huhn mit guten Willen, auch für eine ansehnliche Bezahlung, überlassen: will er eines haben, so muß er es selbst abwürgen. Die Indianerin fängt alsdenn an zu heulen und zu schreyen, als ob man ihr ein Kind umgebracht hätte; und endlich nimmt sie das Geld, weil sie sieht, daß es nicht anders zu machen ist. Die Hunde haben sie nicht nur in ihren Hütten, sondern auch auf Reisen zu ihren treuen Gefährten. Wenn sie verreissen, so nehmen sie ihr ganzes Hausgesinde mit, welches zu Fuß neben ihnen herlauft, die kleinen Kinder aber werden von Müttern auf dem Rücken getragen. Die Hütte bleibt indessen zu, und weil sie nicht viel im Hausse haben, das ihnen gestohlen werden könnte; so brauchen sie auch

nicht

nicht viele Umstände zu machen, ihr Hauß zu verwahren. Wenn sie einige Tage ausbleiben wollen, so geben sie ihr Vieh ihrem Nachbar zur Verwahrung. Wollen sie aber lange wegbleiben, so überlassen sie alles ihren Hunden. Hiebey ist besonders merkwürdig, daß diejenigen Hunde, die von Indianern aufgezogen werden, einen solchen Widerwillen gegen die Spanier und Mestizen haben, daß wenn einer gegen ihre Hütte zu kommt, sie ihre ganze Wuth gegen ihn kehren; diejenigen Hunde hingegen, die von Spaniern aufgezogen werden, wenden es um; sie können die Indianer schon durch den Geruch von weiten unterscheiden, und wenn ihnen niemand zu Hülfe kommt, so richten sie ihn übel zu. So scheint der Haß der Menschen auch in die Thiere zu fahren, wenn sie beständig angereizt werden.

Unter den häußlichen Umständen der heutigen Peruaner, führen wir noch besonders ihre eitlen Grillen an, denen sie bey ihren Heyrathen folgen; sie sind die sonderbarsten von der Welt. Sie schätzen auf eine verkehrte Art dasjenige hoch, was andere Völker verabscheuen. Wenn sie eine Person zum Weibe nehmen, so halten sie es für einen Fehler,

wenn nicht zuvor andere dieselben lieb gehabt haben. Sobald einer um eine Weibsperson bey ihrem Vater angehalten, und dieser ihm dieselbe bewilligt hat; so fangen beide Personen an, mit einander als Frau und Mann zu leben. Wenn sie etliche Monathe, auch wohl ein Jahr lang mit einander gelebt haben; so pflegt der Mann die Frau zu verlassen, und führt zur Ursache an, entweder daß sie ihm nicht gefiele, oder er beschweret sich über den Schwiegervatter, er habe ihn betrogen, weil niemand das Weib zuvor lieb gehabt habe. Wenn nun dieses nicht geschieht, und der Mann nach einer drey- oder vier monathlichen Probezeit keine Reue spürt; so wird alsdenn die Heyrath ordentlich vollzogen. Diese Gewohnheit ist bey ihnen so eingewurzelt, daß sie die Spanier noch bis jetzo auf keine Art und Weise haben ausrotten können. Diese Probezeit nennen sie die Zuschickung, oder Vorbereitung. Wenn nun die Trauung geschehen soll, so werden die Verlobten gefragt, ob sie sich zugeschickt haben, damit sie erstlich von dieser Sünde können losgesprochen werden, ehe ihnen der Segen ertheilt wird. Jene erste nicht feyerlich und öffentlich geschehene Verbindung halten sie für keine Ehe. Um also den Un-

ordnungen einiger massen vorzubauen, so fahren die Spanier manchmal zu, und trauen sie, so bald der Handel geschlossen ist. Wird die öffentliche Trauung aufgeschoben, so trennen sie sich wieder, so bald es ihnen einfält. Man hat von Seiten der Spanier Strafe darauf gesetzt, aber da sich die Peruaner keine Strafe für schimpflich achten, so ist an die gänzliche Abstellung dieser Misbräuche nicht zu gedenken. Eine andere Unordnung in ihrem Ehewesen, ist dieses, daß sie die Weiber vertauschen. Sie brauchen hiezu, weiter keine andere Umstände, als daß sich einer mit dem Weibe eines andern vermischt, und sein Weib sich hernach zu demjenigen, dessen Weib geschändet worden ist, begiebt. Sie thun es, um sich wegen der zugefügten Beleidigung zu rächen. Setzt man sie darüber zu Rede, so vertheidigen sie ihre Schande mit der grösten Treustigkeit; bringt man sie von einander, so fangen sie nach wenig Tagen ihr voriges Leben wieder an. Die Blutschande ist daher sehr gemein unter ihnen.

So ungesittet die Peruaner in Ansehung der bisher angeführten Stücke sind; so widersinnisch sind sie auch in Ansehung der Religion.

gion. Ob man gleich viele Mühe angewendet hat, sie zum Christenthum zu bringen, so haben sie doch noch immer eine starke Neigung zu ihrer vorigen Abgötterey. Man findet hier und dar noch einige Peruaner, die die Sonne, als die Gottheit ihrer Voreltern, anbeten. In den Städten, wo man vermuthen sollte, daß sie noch mehr Ergebenheit für das Christenthum hätten, als auf dem Lande, haben sie gewisse Tage, an welchen ihre Verehrung der Sonne, nebst ihrer Liebe zu ihren alten Königen, wieder aufwacht. Die Spanier müssen ihnen hierinnen zum Theil nachgeben. Eine solche Feyerlichkeit haben sie unter andern, wenn sie das Andenken des an dem letzten Yuca, Atahualipa, vollzogenen Todesurtheils begehen. Sie kleiden sich alsdenn nach der alten Weise, und tragen die Bildnisse ihrer alten Gottheiten, der Sonne, des Mondes, und andere Zeichen ihrer Abgötterey, zum Exempel, Mützen wie Adlersköpfe, Kleider von Federn und mit Flügeln, und dergl. An solchen Tagen trinken sie viel. Weil sie im Steinwerfen mit der Hand und der Schleuder sehr geschickt sind; so würde derjenige in üble Umstände kommen, der ihnen, besonders wenn sie besoffen sind, in den Wurf käme.

Diese

Diese Tage der Lustbarkeit laufen auch meistentheils für den einen oder den andern unglücklich ab. Wer klug ist, bleibt alsdenn zu Hausse.

Ausserdem hängt ihnen ihr alter Aberglaube noch gar zu stark an. Er kan weder durch Vorstellungen, noch dadurch, daß sie oft durch ihre eigene Erfahrung von ihrer Blindheit überzeugt worden sind, ausgerottet werden. Sie haben tausenderley abergläubische Mittel und Künste, wodurch sie glücklich werden, und dasjenige erlangen wollen, was sie sich wünschen und einbilden. Ihr Verstand ist in solchen Betrügereyen ganz ertrunken. Wenn sie auch die christliche Religion angenommen haben, so sind sie so wenig darinnen gegründet, daß man solches aus ihren Sitten und Eigenschaften leichtlich abnehmen kann. Wenn sie sich an Sonn- und Festtagen bey dem öffentlichen Unterricht und der Messe einfinden; so geschieht solches, weil sie durch die Furcht für der Strafe dazu angetrieben werden; denn ohne diese würde sich kein einziger dabey einfinden. Wir wollen ein Exempel davon anführen. Ein Indianer hatte den öffentlichen Gottesdienst und die Messe versäumt. Der

Pfarrer hörte von den andern, daß solches deswegen geschehen sey, weil er sehr frühzeitig zu trinken angefangen habe. Da der Indianer den folgenden Tag kam; so stellte ihn der Pfarrer darüber zu Rede, und verurtheilte ihn zu einigen Peitschenhieben, denn dieses ist die ordentliche Strafe für die Indianer von allen Geschlecht und Alter. Nachdem der Indianer seine Hiebe bekommen hatte, so wendete er sich zum Pfarrer, bedankte sich für die gnädige Strafe, und bekannte, daß er sie verdient habe. Der Pfarrer fügte hierauf sowohl an ihn, als die andern eine Ermahnung hinzu, daß sie hinführo die Pflichten des Christenthums besser beobachten sollten. Darauf bat ihn der Indianer mit grosser Demuth und Einfalt, er möchte ihn noch eben so viel Streiche für den künftigen Sonntag geben lassen, weil er alsdenn wieder trinken und den Gottesdienst versäumen wollte. So unüberwindlich ist die Hartnäckigkeit dieses Volks.

Um die Angelegenheiten ihrer Seele bekümmern sie sich weit weniger, als um die Bedürfnisse ihres Cörpers. Wenn sie krank werden, so besuchen sie zwar die Pfarrer, aber es

macht

macht nicht den geringsten Eindruck auf sie. Wenn sie den Kranken an sein lasterhaftes Leben erinnern, und ihm vorstellen, wenn er vor seinem Tode keine Reue darüber empfinden, und Gott um Vergebung seiner Sünden anrufen würde, so würde seine Seele ewig gezüchtigt werden; so antworten sie gemeiniglich: ja das wird geschehen Herr Pater, aber dem ohngeachtet bleiben sie, wie sie sind. Ihre Art zu beichten, ist das wunderlichste Ding, das man sich einbilden kann. Wenn sie der Pfarrer zu sich ruft, so muß er sie erst mit aller Geduld von dem unterrichten, was sie thun sollen. Hernach muß er ihnen die Beicht vorsagen. Hält der Pfarrer innen, so schweigt der Indianer auch still. Ist die Beichtformel aus, so ist es nicht genug, daß ihn der Pfarrer fragt, ob er diese oder jene Sünden begangen habe, sondern er muß ihm mit der grösten Dreustigkeit sagen, daß solches wirklich geschehen sey. Er kann dieses um so viel leichter, weil gewisse Sünden sehr gemein unter ihnen sind. Greift es der Pfarrer nicht auf dieser Seite an, so bekennt der Indianer nichts. Wenn er nun lang genug in ihn getrungen, und ihm gesagt hat, er wisse solches gewiß, so antwortet endlich der Indianer, ja

es sey wahr, er wisse aber nicht, woher es der Pfarrer erfahren habe. Er entdeckt ihm hierauf die Ursachen und noch mehr Umstände, als man von ihm zu wissen verlangt. Ein solches Gemisch von Boßheit und Leichtsinnigkeit wird man nicht leicht finden.

Die natürliche Furcht, die bey der Annäherung des Todes sonst gemeiniglich bey jederman zu entstehen pflegt, ist den heutigen Peruanern ganz fremd. Sie sehen dasjenige, was sonst in den Gemüthern der Menschen den meisten Eindruck zu machen pflegt, mit der gröstenGleichgültigkeit an. Der beschwerliche Schmerz macht bey ihnen einen weit stärkern Eindruck, als der Tod selbst. Wenn sie krank sind, und man an ihrem Aufkommen zweifelt, und sie nun zum Tode bereiten will; so bezeigen sie sich bey den an sie geschehenen Ermahnungen, so aufgeräumt und gelassen, daß man nicht anders glauben kann, es sey ihnen wirklich so zu Muth, als sie sich anstellen. Selbsten, wenn sie wegen ihrer Verbrechen zum Tode geführt werden, so beweisen sie sich nicht anders. Es sollten einstens zwey Personen, ein Mestiz, und ein Indianer an den Galgen gehängt werden. Der erstere bereitete

reitete sich ganz ordentlich zum Tode ; der Indianer aber bewieß eine solche Gleichgültigkeit, daß selbst die Umstehenden nicht gleichgültig dabey bleiben konnten. Anstatt daß ihm die Annäherung eines gewissen Todes die Lust zum Essen hätte vertreiben sollen ; so aß er mit dem grösten Appetit, ja sie reizte ihn noch mehr, sich vor seinem Ende noch etwas zu gute zu thun. Man muste ihn endlich mit Gewalt davon abhalten. Er redete mit jedermann so munter, als wenn er zu einer Lustbarkeit gehen sollte. Ermahnte man ihn, so blieb er ohne Rührung. Befahl man ihm nieder zu knien, so that er es. Bey dem Beten sagte er alle Worte nach, und drehete sich mit dem Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite, wie ein Kind, das unterrichtet werden soll, und keiner Aufmerksamkeit fähig ist. In dieser Verfassung blieb er, bis er an den Galgen kam. Und auch hier änderte er sich nicht, so lang noch ein Leben in ihm war. Eine solche Gleichgültigkeit, hat man bey allen Indianern in diesen Gegenden bemerkt. Ist es Gleichgültigkeit, oder Verdruß des Lebens ?

Das rohe Wesen, welches man bey diesen Indianern bemerkt, rührt, wie wir schon mehr-

mahls bemerkt haben, nicht von ihrer natürlichen Anlage, sondern von dem Mangel der Ausbesserung her. Im Grund können sie so vernünftig werden, als andere Menschen, ob ihnen gleich nach ihrer Cultur noch immer etwas raues, und unartiges anhängt. An denen Orten, wo die Jesuiten ihre Mißionen angelegt haben, finden wir, was aus den Indianern werden kann, wenn sie durch unermüdeten Fleiß bearbeitet werden. Man findet besonders, daß dadurch unendlich viel gutes in der Cultur dieser Völker geleistet wird, wenn die kleinen Kinder in den Europäischen Sprachen unterrichtet werden. Wo man die Probe gemacht, und die Jugend auf diese Art erzogen hat, da siehet man die deutlichsten Beweise davon. Die Peruaner in der Provinz Quito zum Exempel sind von denjenigen, von welchen wir vorher geredet haben, in den Sitten und Gemüthsbeschaffenheiten unendlich weit unterschieden. Die Einwohner sind hier nicht witziger, und nicht dümmer, als an andern Gegenden; ihre Natur ist im Wesentlichen und Zufälligen nicht edler, als der übrigen Indianer; und dennoch haben sie so viel Einsicht, daß sie sich den barbarischen Sitten ihrer Vorfahren nicht überlassen, und so

viel

viel Vernunft, daß sie wie wahre Menschen leben können. Ueberhaupt sind alle Indianer, welche spannisch reden, viel witziger, als die andern, die nichts als ihre Mutterspracheköннen. Es ist nicht schwer, die Ursach davon zu errathen. Wir wollen nicht sagen, daß die europäischen Sprachen die Krafft haben, den Verstand der Indianer zu bessern; sondern wir behaupten nur, daß sie vermittelst derselben einen vernünftigen Umgang mit civilisirten Völkern haben können. So lang sie blos ihre Sprache reden, so kann solches nicht geschehen; denn entweder sie reden unter einander selbst, und da können sie nichts als das wenige Licht erlangen, welches bey ihnen allen sehr eingeschränkt ist; oder sie reden in ihrer Sprache mit Ausländern, die sie verstehen, und da schränkt sich der Ausländer nur auf dasjenige ein, was er ihnen sagen muß. Ist also wohl in beiden Fällen zu hoffen, daß sich ihre Kenntnisse erweitern werden? Wenn sie alles, was Ausländer zu ihnen sagten, verstünden, so würden sie nach und nach immer mehr lernen, und ihre Aufmerksamkeit, die bey ihrer jetzigen Lebensart so zerstreut ist, würde eine festere Richtung bekommen. Der einzige Weg also, sie zu einem sittlichen Zustand zu bringen wäre, wenn

man sich besonders der Kinder annähme, denn mit den Alten ist doch nicht viel auszurichten, und, wenn man in ihren Dörfern Schulen zur Erlernung der Europäischen Sprachen anlegte; hiedurch würden sie nicht nur zu einem gesellschaftlichen Umgang gebildet, sondern auch vorbereitet werden, nützliche Kenntnisse sowohl in Religions- als bürgerlichen Sachen zu erlangen.

Sitten und Meinungen der Brasilianer und der übrigen Süd-Americanischen Völker.

An den Peruanern haben wir ein Volk kennen lernen, das sich aus seinem thierischen Zustand durch die Bemühungen seiner Regenten einigermassen herausgearbeitet hat, hernach aber durch Unterlassung der Cultur wieder sehr tief gesunken ist; diejenigen Völker aber, auf die wir jetzo unsre Gedanken richten, liegen noch grösstentheils in dem tiefsten Grad des Verderbens, ohne daß sie sich jemals der Sittlichkeit genähert haben. Vergleichen wir sie mit gesitteten Völkern, so überfällt uns ein

fürcht-

fürchterlicher Schauer, wenn wir ihre Grausamkeit und ganz unnatürliche Begierden ansehen, die um so viel gefährlicher werden, wenn sie auf der einen Seite durch die List, und auf der andern durch die Stärke ihres Cörpers unterstützt werden. Ihre ganze Glückseligkeit besteht in dem Genuß, ohne zu wissen, daß sie sie geniessen. Ihre Empfindungen gehen den Augenblick vorüber, und sie legen in dem Genuß des Gegenwärtigen keinen Grund zum Gebrauch der Dinge im Zukünftigen. Ihr Zustand ist der Stand der Sinnlichkeit und Unvernunft. Von einer gesellschaftlichen Verbindung in Staaten wissen sie nichts, sie leben in Wäldern zerstreut, und wenn sie an einem Ort keine Nahrung mehr finden, so treibt sie ihr Instinct an, ihre bisherige Wohnung zu verlassen, und eine andere zu suchen, wo sie Mittel finden ihren Hunger zu stillen. Sittliche Tugenden sind ihnen unbekannt, und sie beweisen durch ihr Beyspiel daß der Mensch, unter allen sichtbaren Geschöpfen, sich am meisten unähnlich werden kann. Doch wir kommen zur Hauptsache, und überlassen unsern Lesern das Resultat aus den Schilderungen der Sitten selbst zu ziehen.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Schilderung der Süd-Americanischen Völkerschaften.

Der grosse Raum von dem Amazonenfluß bis an die Mündung des Flusses La Plata ist mit einer so unglaublichen Menge Menschen bevölkert, und die Dörfer der verschiedenen Nationen liegen so dicht beysammen, daß man oft in dem einen Dorf das Geräusch aus dem andern hört. Es ist unmöglich, diese Nationen alle kennen zu lernen. Sobald sich die Europäer in jenem Welttheile sehen liessen, und sich der Küsten nach und nach bemächtigten; so bekamen die Indianer einen solchen Abscheu für sie, daß sie bey der Annäherung derselben, so gleich ihr Land verliessen, wenn sie sich nicht stark genug zu seyn glaubten, ihnen die Spitze bieten zu können. Sie verliessen ihr Land, und wenn sich die Europäer entfernt hatten, so kamen andere, und nahmen ihre Plätze wieder ein. Durch diese beständige Wanderung ist es gekommen, daß man von den wenigsten ihren eigentlichen Sitz angeben kann. Ausserdem liegen sie einander beständig in den Haaren,

und

und eine Nation vertreibt immer die andere aus ihren Wohnungen.

Wenn man ihnen Schuld giebt, daß sie insgesammt Menschenfresser sind, so thut man ihnen Unrecht. Der Verfolg unsrer Erzählung wird uns zwar viele Völker kennen lernen, die sich mit dem Fleisch ihrer Mitbrüder sättigen, aber es giebt auch einige, die wenigstens von dieser Unmenschlichkeit frey sind. Die Völkerschaft der Aguaner, oder Omaguaner, die auf der südlichen Seite des Amazonenflusses wohnen, sind so wohl hierinnen, als in andern Stücken viel gesitteter. Diesen Vortheil hatten sie einigen Indianern zu danken, die aus den Spanischen Niederlassungen entwichen, weil sie der übeln Begegnungen müde waren, und sich in diese Gegend zogen, wo sie Ruhe zu finden glaubten. Sie brachten einige Gebräuche mit, die sie von den Spaniern beobachtet hatten, zum Exempel, Kleider aus Baumwolle zu machen, und ihr Beyspiel reizte die Omaguaner an, ihnen hierinnen nachzuahmen, und sich eben auf eine solche Art zu kleiden. Von diesem Volk behaupteten die Portugiesen, sie weigerten sich ihre Gefangene, die sie in Krieg gemacht hätten,

zu verkaufen, weil sie solche fett machten, um sie hernach zu essen. Der P. Acunja aber nennt dieses Vorgeben eine Verläumdung, welche die Portugiesen blos erfunden hätten, um ihre Grausamkeit, die sie an diesem Volk begangen hatten, zu beschönigen. Es hätten ihn zwey Indianer, welche acht Jahre bey diesem Volk in der Sclaverey gewesen wären, zuverläßig versichert, sie hätten niemals Menschenfleisch essen sehen; wenn sie von ihren Feinden einige Gefangene machten, die in einem grossen Ruhm der Tapferkeit stünden; so tödeten sie solche zwar bey ihren Versammlungen, um sich von der Furcht für ihnen zu befreyen; nachdem sie ihm aber den Kopf abgehauen hätten, so hiengen sie solchen in ihren Hütten zum Siegeszeichen auf, und den Rumpf würfen sie in den Fluß. Es könnte seyn, daß in der dortigen Gegend einige angetroffen würden, die keinen Abscheu hätten, Menschenfleisch zu essen; allein ihre Anzahl wäre gewiß sehr gering.

Nahe bey diesem Volk wohnet ein anders, welches in Vergleichung mit den übrigen auch nicht so gar wild und unmenschlich zu seyn scheint. Es sind die Curuzicarier, eine sehr

zahl=

zahlreiche und mächtige Völkerschaft, deren Wohnplätze sehr nahe aneinander liegen. Da die Portugiesen ihnen in das Land fielen, so hielten sie nicht stand, sondern zogen sich immer tiefer in das Land zurück. Ob es aus Furchtsamkeit geschehen, oder ob eine List darunter verborgen gelegen, die Europäer tiefer in das Land zu locken, kann man nicht genau bestimmen. So viel ist gewiß, daß die Portugiesen in den verlassenen Wohnplätzen Zeichen einer guten Wirthschaft gefunden haben. Ihre Hütten waren sehr reinlich, man sah darinnen, nebst einer Menge Lebensmittel, sehr sauber gearbeitetes Speisegeräthe.

Nächst an diesen wohnen die Yorimaurer, die kriegerischeste Nation unter allen, die die Portugiesen diesen Gegenden haben kennen gelernt, und die sie wirklich in grosse Verlegenheit und Furcht gesetzt haben. Sie sind sehr wohl gebildet, und gehen ganz nackend. Man sieht es ihnen an den Augen an, daß sie sich für keinem Feind fürchten. Da die Portugiesen das erstemal bey ihnen auf den Amazonenfluß ankamen, so machten sie sich nicht das geringste Bedenken, am Bord zu kommen, und dieses setzte die Portugiesen in Erstaunen. Sie waren bisher gewohnt, daß die Indianer bey dem ersten An-

blick

blick davon flohen ; und nun trafen sie ein Volk an, das nicht nur nicht davon lief, sondern so gar das Herz hatte, auf ihre Schiffe zu kommen. Ueberhaupt fand man bey diesen Völkern mehr Cultur auch in gewissen Handarbeiten, als man vermuthen sollte. Sie machen Stühle in Gestalt der Thiere, Statuen von Menschen, und andere Bilder, in einer solchen Vollkommenheit, daß man darüber erstaunte. Ihre gewöhnlichen Waffen waren zwar Bogen und Pfeile ; aber die Portugiesen trafen auch eisernes Gewehr bey ihnen an, Streitarten, Hellebarden, Sichel und Messer. Sie mußten sich natürlicher Weise desto mehr darüber verwundern, da dieses Metall in ganz Süd-America gar nicht gebräuchlich war. Sie fragten sie deswegen, wo sie diese Waaren herbekämen ; und man antwortete ihnen, daß sie sie von Indianern, die an der Küste wohnten, kaufften ; diese tauschten sie von weissen Leuten, die zu ihnen kämen, für ihre Waaren ein.

Nicht weit von diesen Völkern hatten ehemals die Topinambuer gewohnt; nach der Eroberung von Brasilien aber, wollten sie lieber allem, was sie hatten, entsagen, als sich den Portugiesen unterwerfen. Sie verliessen

ihr

ihr Vaterland freywillig mit allem, was eine lebendige Seele hatte. Der gröste Theil zog sich nach Peru, und liessen sich daselbst nieder. Ein zufälliger Umstand aber brachte sie auch von da wieder weg. Ein Spanier lies einen von ihrer Nation geisseln, weil er eine Kuh getödet hatte, und dieser Schimpf brachte die übrigen alle zu einem solchen Unwillen, daß sie sich sogleich aufmachten, sich in ihre Canote setzten, und den Amazonenfluß hinunter fuhren, wo sie sich auf einer grossen Insel niederliessen. Sie redeten alle mit einander die Brasilianische Sprache. Auf ihren Weg, den sie aus ihrem Vaterlande genommen hatten, und der durch grosse Wüsteneyen hindurch gieng, mußten sie sich aus Noth und Mangel der Lebensmittel mehr als einmal trennen. Ein Theil blieb auf den Peruanischen Gebürgen, und bevölkerte solche. Diejenigen, die sich auf der grossen Insel in dem Amazonenfluß niedergelassen haben, beschreiben uns die Portugiesen als eine von den andern Indianern ganz verschiedene Völkerschaft; sie vergleichen sie mit den ältesten Völkern von Europa. Sie fanden an ihnen ein edles Herz, einen geistreichen Verstand, und grosse Geschicklichkeit in dem Gebrauch der Bogen und Pfeile; doch fangen

sie

sie an durch die Verbindung mit andern Völkern, aus der Art ihrer Väter zu schlagen.

Von diesen bekamen auch die Portugiesen eine nähere Nachricht von den so genannten Amazonen, jenen kriegerischen Weibern, von welchen dieser Fluß, der sonst Maranjon heist, und die Völkere, die um demselben wohnten, den Namen bekommen haben. Der Pater Acunja, ein Portugiese, und der berühmte de la Condamine, haben sich bey ihrem Aufenthalt in den dortigen Gegenden alle Mühe gegeben, etwas zuverläßiges von diesen Frauenzimmern zu erfahren. Ersterer sagt, daß er von vielen Eingebohrnen des Landes gehöret habe, daß eine der benachbarten Provinzen dieses Flusses von kriegerischen Weibern bewohnt wäre, die allein und ohne Mannspersonen lebten und sich regierten; zu gewissen Zeiten nähmen sie Männer an, um von ihnen geschwängert zu werden; die übrige Zeit aber lebten sie in ihren Flecken, wo sie nur das Land zu bauen, und sich durch ihrer Hände Arbeit alles zu verschaffen gedächten, was ihnen zur Erhaltung des Lebens nöthig wäre. Diese Nachricht wurde durch das einstimmige Zeugniß aller derjenigen, die der Pater darum befragte, bestätigt.

tigt. Sie nennten ihm das Volk der Guacarer, welches die vorhin benannte Gunst der Amazoninnen genösse. Wenn diese zu ihnen kämen, sagten sie, um das Erzeugungsgeschäfte zu verrichten; so empfiengen sie diese Frauenzimmer mit Bogen und Pfeilen, aus Furcht, sie möchten von ihnen überfallen werden; sobald sie aber des Handels einig worden wären, so liefen sie haufenweis in der angekommenen Männer Canote, wo jede das erste Hängebette, oder Hamac, welches sie fände, nähme, und solches in ihrem Hause aufhienge, worinnen sie denjenigen, dem das Bett gehörte, aufnähme; nach einigen Tagen kehrten diese freundschaftlichen Gäste wieder zurück; die Mädchen, welche von diesen Weibern gebohren würden, genössen von ihren Müttern eine Erziehung, die der Einrichtung ihres Staats gemäs wäre, was sie aber mit den Knaben anfiengen, wüste man nicht. Der gedachte Pater Acunja hörte von einem Indianer, der selbst bey der Erweisung dieses Liebesdienstes gewesen war, daß sie solche, wenn sie ein Jahr alt wären, ihren Vätern nachschickten.

Diese so zuversichtliche Nachricht brachte den de la Condamine auf die Gedanken, sich

näher nach dieser ausserordentlichen Sache zu erkundigen. Alle Indianer, die er darum befragte, bekräftigten sie einmüthig; alle zeigten ihm einerley Gegend zum Aufenthalt der Amazonen an, sie versicherten ihn, daß sie in allen Indianischen Sprachen Namen hätten, die so viel anzeigen wollten, als Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber, u. s. w. Er setzt hinzu, wenn jemals eine Gesellschaft unabhängiger Weiber und ohne eine ordentliche Beywohnung von Männern habe bestehen können, so sey solches unter den wilden Völkern in America möglich, wo die Männer ihre Weiber nicht anders, als Sclaven und Lastthiere ansähen, die sich also leichtlich von den Männern trennen, und ohne ihre Gesellschaft leben könnten. Kurz, er scheint durch die mannichfaltigen, nicht verabredeten Zeugnisse überredet zu seyn, daß es wirklich americanische Amazonen gegeben habe.

Aber, wo sind sie jetzo? kein Europäer hat sie selbsten gesehen, und ihre ganze Existenz beruhet auf der Tradition der Indianer. Es lassen sich wirklich gegen die Erzählungen des französischen Reisebeschreibers einige gegründete Zweifel machen. Sollten wohl Männer

solche

solche Narren seyn, die sich zwingen liessen, entweder für die Belohnung, oder zur Frohne, das Zeugungsgeschäfte zu verrichten, und sich alsdenn wieder fort jagen zu lassen, und zwar von Weibern, von denen sie wissen, daß sie einen tödtlichen Haß gegen das ganze männliche Geschlecht haben? Sollten Mütter sogar alles menschliche Gefühl verleugnen können, Kinder zu zeugen, und sie alsdenn blos deswegen, weil es Knaben wären, umzubringen, und zwar Mütter eines ganzen Reichs? Es haben deswegen einige scharfsinnige Köpfe, die der Glaubwürdigkeit der beiden vorhingenannten Schriftsteller nicht zu nahe treten wollen, einen besondern Weg eingeschlagen, und die Sache auf folgende Art zu erklären gesucht. Sie sagen: alle Fabeln haben von einer gewissen Wahrheit ihren Ursprung; da die Spanier auf die östliche Seite von Süd-America eintrungen, so fanden sie einstens einen Haufen Weiber, die sie für Amazonen hielten, die aber nichts anders als Priesterinnen waren, die im ehelosen Stand lebten, und sich durch ihre strenge rauhe Lebensart, und vorgebliche Wahrsagereyen einen solchen Credit erworben hatten, daß Männer zu ihnen, als wahrsa-

genden Sibyllen gekommen sind, und zur Bezeugung ihrer Devotion ihr Land gebauet, und die Früchte eingeerndet haben; und daraus ware die Fabel von einem Reich der Amazonen ohne viele Umstände entstanden. Andere erklären diese Sache noch auf eine andere Art. Sie sagen, im Jahr 1541. habe Franz Orellana, ein Spanier, an dem Ufer des Flusses Maranjon angeländet, und sey auf einen Haufen Weiber gestossen. Diese hätten sich nichts anders eingebildet, als daß sie von ihm und seinem Gefolg würden umgebracht werden; sie hätten also alle Kräffte zusammen angewendet, und sich seiner Landung widersetzt; da nun dieser Abentheurer nach Spanien zurückgekommen wäre, so hätte er mit vielen Rotomondaten seine Geschichte erzählt, und unter andern auch seine Begebenheiten mit diesem Haufen Weiber; man habe sich eingebildet, die ganze Gegend wäre von solchen herzhaften Creaturen bewohnt, man habe aus der alten Geschichte den Namen der Amazonen entlehnt, und was von diesen ehemals erzählt worden wäre, auf diese Americanische Frauenzimmer angewendet. Hievon habe nun der Fluß und das Land den Namen bekom-

kommen. Auf diese Art verschwindet alles Wunderbare und Fabelhafte. Wir überlassen unsern Lesern das Urtheil einer vernünftigen Critik über die Tradition der Indianer.

In der Gegend, wo die Amazonen sollen gewohnt haben, und die vielleicht unter die erdichteten Nationen gehören, trifft man heutiges Tages einige wahre Völkerschaften an, die zwar von den Europäern nicht bezwungen, aber doch besucht worden sind. Dieses sind die Yameoer, und die Peraer. Die ersten wohnen grösstentheils in Wäldern. Ihre Sprache ist von einer ausserordentlichen Schwierigkeit, und die Art ihrer Aussprache noch wunderlicher. Sie reden mit der Zurückziehung des Athems, und lassen fast keinen Selbstlauter hören. Ein Theil von ihren Wörtern kann gar nicht geschrieben werden, auch nicht einmal unvollkommen, ohne wenigstens neun bis zehen Sylben dazu zu gebrauchen, und diese Wörter scheinen, wenn sie von ihnen ausgesprochen werden, doch nur drey oder viere zu haben. Poetarrarorincuruac heist in ihrer Sprache drey; weiter können sie aber nicht zählen. Dennoch aber sind sie in der Jagd sehr geschickt. Ihr Jagdgewehr ist

merkwürdig. Sie machen lange Blasröhre und stecken kleine Pfeile von Palmenholz hinein, die anstatt der Federn mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen sind. Sie schiessen solche mit dem blosen Athem dreyßig bis vierzig Schritte weit, und verfehlen selten ihres Schusses. Dieses einfache Gewehr ersetzt in dem ganzen Land auf eine vortheilhafte Art unser künstliches Schießgewehr. Die Spitzen dieser Pfeile sind mit einem so kräftigen Gift bestrichen, daß es, wenn es noch frisch ist, das Thier in weniger als einer Minute tödet. Mit dem Blut lauft das Gift wieder heraus, und das Fleisch kann alsdenn ohne Gefahr gegessen werden; denn wenn dieses Gift nicht unmittelbar mit dem Blut vermischt wird, so thut es keine Würkung. Die Europäer haben einige von diesen vergifteten Pfeilen mit zurück genommen, und gefunden, daß sie noch nach dreyzehn Monathen tödtlich waren. Das Gift soll ein Extract von verschiedenen Kräutern, und nur den Affen und geflügelten Thieren schädlich seyn, wiewohl man auch in Europa Versuche damit gemacht, und Pferde und Bären damit will getödet haben.

Die andere Nation, die wir in dieser Gegend am südlichen Ufer des Amazonenflusses kennen, sind die Peraer. Diese haben niemals von den Spaniern können unter das Joch gebracht werden, sondern sie haben zu verschiedenen Zeiten die Statthalter und Missionarien, die zu ihnen geschickt worden sind, erschlagen. Sie haben die wunderlichsten Gebräuche. Sie durchstechen die Nasen und Lippen, und zieren sie mit Knochen von Thieren von Fischen aus. Ihre Backen sind wie ein Sieb voller durchbohrten Löcher, in welche sie, wie in ein Futteral, bunte Federn von allerhand Vögeln stecken. Man erstaunt besonders über die ungeheure Länge des untersten Ohrlappens, welcher vier bis fünf Zoll lang ausgedehnt wird, ohne daß seine Dicke dadurch vermindert wird. Sie bohren ein Loch hinein, welches im Durchschnitt über anderthalb Zoll hat. Die ganze Kunst solche zu machen, besteht darinn, daß man anfänglich eine kleine hölzerne Walze in das Loch steckt, an deren statt man hernach immer dickere nimmt, so wie die Oeffnung grösser wird, bis der Lappe bis auf die Schulter herunter hängt. Der gröste Schmuck dieser Indianer ist, daß sie das Loch mit einem gro-

sen Blumenbüschel anfüllen, der ihnen anstatt eines Ohrrings dient.

In diesen Gegenden findet man diejenigen grüne Steine, die man nur insgemein Amazonensteine zu nennen pflegt. Sie sind weder an der Härte noch an der Farbe von den orientalischen Achaten unterschieden; sie widerstehen der Feile, und man kann nicht begreifen, wie sie die alten Einwohner dieser Länder haben behauen, und ihnen die Gestalt von allerhand Thieren haben geben können. Einige Schifffahrer, welche schlechte Naturkündiger waren, haben geglaubt, diese Figuren, die man so häufig finde, wären von den Einwohnern aus dem Leimen am Ufer gemacht, und von der Luft zu einer so ungemeinen Härte ausgedrocknet; allein eine so unwahrscheinliche Vermuthung ist durch hundert Versuche widerlegt worden.

Es wird uns erlaubt seyn, noch eine Anmerkung, die die cörperliche Beschaffenheit der Einwohner dieses Landes betrifft, hier beyzufügen. Die Blattern, welche durch die Europäer in dieses Land gebracht worden, sind diesen Indianern ausserordentlich gefährlich,

besonders denen, die erst kürzlich ihre natürliche Wohnung, die Wälder, verlassen haben, und noch nackend gehen. Die Ursache davon mag vielleicht diese seyn, weil sie eine Art von Amphibien sind, und sich eben so oft im Wasser als auf dem Lande aufhalten; sie sind von ihrer Kindheit an zu den Ungemächlichkeiten der Luft abgehärtet, haben eine dickere Haut als andere Menschen, und hiedurch wird der Ausbruch der Blattern schwer gemacht. Ueber dieses kann auch die Gewohnheit, die sie haben, sich den Leib mit Fettigkeiten und Oel zu beschmieren, etwas dazu beytragen. Ein wilder Indianer, ist so gut, als todt, wenn er von dieser Krankheit angegriffen wird. Die Indianer dürfen sich über dieses traurige Geschenk der Europäer nicht beschweren; es ist nur ein Tausch gegen eine andere Krankheit, die aus jenem Welttheil zu uns ist gebracht worden, und gleichfals hier weit grösseres Unheil stifftet, als in ihrem eigenen Vaterland. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Blattern in allen denjenigen Ländern, wo sie durch die Europäer hingebracht worden sind, mit weit mehr Hefftigkeit rasen, als bey uns. Die Holländer brachten sie zu den Hottentoten, und

mehr als zwey Drittel von der Nation stur-
ben daran; durch die Dänen kam sie nach
Grönland, und man besorgte, daß die ganze
Nation davon möchte aufgerieben werden;
mit gleichem Erfolg wurde sie von den Schwe-
den zu den Lappen, und von den Russen zu den
Tunguſen, und von diesen zu den Mongolen
gebracht. Die Europäischen Mißionarien
sind daher auf den Einfall gerathen, ob die-
sem Uebel bey den Indianern nicht durch die
Einpropfung könnte abgeholfen werden. Ein
Carmeliter Mißionarius, der seinen Posten
bey den Indianern an dem Amazonenfluß an-
gewiesen hatte, kam zu erst auf diesen Gedan-
ken, und glaubte, daß dieses Mittel wenigstens
den Tod zweifelhaft machen könnte, da er in
dem gegenseitigen Fall gewiß wäre. Er mach-
te einen Versuch, und lies denen Indianern,
die noch nicht von den Blattern angegriffen
waren, solche einpropfen. Der Erfolg war
seiner Erwartung gemäß; er verlohr keinen
einzigen Mann.

Wir wenden uns nunmehr weiter gegen
Mittag. Hier sind die zwey Landschaften, die
von den Europäern mit dem allgemeinen Na-
men Brasilien, und Paraguay, benennt wer-

den,

den, mit einer unglaublichen Menge Völkerschaften besetzt, davon die Europäer bisher die wenigsten haben kennen lernen. Die ersten Wilden, die die Portugiesen hier gesehen haben, waren diejenigen, die in der Gegend des Flusses Janeiro wohnten. So wohl Manns- als Weibspersonen giengen ganz nackend, und waren am ganzen Leib meistens gemahlt und schwarz. Die Mannspersonen hatten das Haar am Vorderhaupt nach Art einer Mönchs-Crone dicht am Haupt beschoren, hinten aber liessen sie es hinunter hängen, doch war es um den Hals herum abgestutzt. Die Unterlippen hatten sie alle durchlöchert, und in diesem gebohrten Loch trug ein jeder einen grünen, schön geschliffenen Stein, der gehörig angebracht, und gleichsam eingefaßt war. Dieser war von der Grösse und Ründe eines Rechenpfennings, und sie konnten ihn wegnehmen, und wieder hinein stecken, wenn es ihnen beliebte. Wenn sie den Stein aus der Oeffnung genommen hatten, so sahen sie abscheulich aus, denn die leere Spalte formirte gleichsam einen zweyten Mund. Dieses war blos ein Zierrath der Mannspersonen, die Weiber hatten es nicht; aber dafür trugen sie lange Haare,

und

und so grosse Löcher in den Ohren, daß man einen Finger hineinstecken konnte. Sie hatten Pantelocken von weissen Knochen darinnen, die ihnen bis auf die Schultern herabhiengen. Das Geld war unter ihnen, wie bey allen Indianern, nicht üblich, sondern sie liessen sich von den Europäern ihre Waaren, mit Hemdern, Messern und Fischangeln bezahlen. Ihre Speise bestund in Wurzelmehl und gerösteten Fischen.

In eine besondere Beschreibung aller Nationen können wir uns um so viel weniger einlassen, weil es gegen unsre Absicht ist, eine geographische Beschreibung derselben zu liefern. Die meisten sind den Europäern niemals recht bekannt worden, und auch bey denjenigen, die von Europäern sind besucht worden, haben die beständigen Wanderungen dieser Völker in den Zeugnissen der Reisebeschreiber eine grosse Verwirrung gebracht. Sie werden zwar alle mit einander Brasilianer genennt, aber es ist dieses nur eine Nothbenennung, weil man sie nicht kennt; im übrigen aber sind sie grösstentheils ganz von einander unterschieden. Eine jede hat so gar eine eigne Sprache; doch giebt es auch eine, die man gewisser massen

eine allgemeine nennen könnte. Die Völkerschaften, die an der Küste wohnen, verstehen sie, und die Portugiesen, die im Lande gebohren sind, lernen sie ziemlich vollkommen. Die Jesuiten bedienen sich auch derselben. Diese an der Küste wohnende Brasilianer sind die leutseligsten unter allen, wie denn auch diejenigen, die in dem nördlichen Brasilien wohnen, weniger unmenschlich sind, als die weiter gegen Süden wohnen. Die Petiguarer sind darunter die besten. In ihrem Land wächst das kostbarste Färbeholz. Ihre Nachbarn, die Viatanen, waren ehemals sehr zahlreich, sind aber jetzo durch die List der Portugiesen fast ganz aufgerieben. Die Tupinacken sind auch ziemlich durch eben diese Portugiesische Kunstgriffe zusammen geschmolzen. Die noch übrigen haben einen tödlichen Haß gegen ihre Eroberer, sie sind hartnäckig, und äusserst rachgierig; doch sind diejenigen von ihnen, die das Christenthum angenommen haben, standhaft; ob es aus Ueberzeugung geschehe, oder ob die Hartnäckigkeit und Steifigkeit ihres Temperaments, vermöge welcher sie nicht so veränderlich sind, als andere Indianer, die, wenn sie auch Christen geworden sind,

leicht

leicht wieder abfallen, die Ursache davon sey, wollen wir nicht untersuchen. Nächst an den Tupinacken gegen Süden, wohnet eine Völkerschaft, die Tapüyaer, die sich in sehr viele Zweige vertheilt, aber nicht beysammen wohnen, sondern sich hier und dar niedergelassen haben. Jede nahm einen besondern Namen an, aber an ihren Hauptmerkmalen erkennet man sie doch, als Stämme einer Haupt-Nation. Sie sind alle mit einander von langer Statur, unermüdet zur Arbeit, im Laufen behend, haben lange schwarze Haare, wohnen in keinen Dörfern, sondern haben ein herumschweifendes Leben; sie verheeren alle Dörfer, wo sie hinkommen; ihre Nahrung sind Wurzeln, rohe Früchte, einige essen auch das Fleisch der Menschen, die ihnen in die Hände gerathen. Sie haben Bogen von einer sonderbaren Grösse, und vergifftete Pfeile, führen Käulen, oder unten gebrannte Knütel, womit sie ihren Feinden den Kopf zerschmettern; einige gehen ganz nackend, andere bedecken den Leib mit einem Rock ohne Aermel. Ihren Feinden, wenn sie sie erschlagen haben, schneiden sie den Kopf ab, und tragen ihn als ein Siegeszeichen, an ihrer Seite.

Die

Die Weiber haben an ihren Brüsten Zitzen, die bis auf die Hüffte herunter hängen, und sind genöthigt, solche, wenn sie laufen wollen, hinauf zu binden. Sie lieben die freye Luft, und fliehen die Wälder. Sie wohnen entweder in unterirrdischen Hölen, oder in Hütten, man trifft sie aber niemals darinnen an, als wenn sie schlafen. Kurz diese Völker sind wild und unzähmbar, und liefern uns das eigentliche Bild der grösten Barbarey.

Ausser diesen äusserst verwilderten Nationen treffen wir andere an, die nicht so gar unmenschlich sind. Es sind dieses die Petivarer, die in dem nördlichen Theil von Brasilien wohnen. Sie nehmen die Fremden höflich auf, und sind sehr tapfer im Krieg. Ihre Statur ist mittelmäßig. In der Kindheit durchbohrt man ihnen die Lippen mit einer Spitze von einem Ziegenhorn, und wenn sie aus den Kinderjahren sind, so tragen sie, wie viele andere Brasilianische Völker, von denen wir schon geredet haben, kleine grüne Steine darinnen, und auf diesen Putz sind sie so stolz, daß sie alle andere Völkerschaften, die ihn nicht haben, verachten. Sie nehmen so viel Weiber

ber als sie ernähren können, aber eine Frau darf nicht mehr als einen Mann haben. Im Krieg tragen die Weiber den Vorrath an Lebensmitteln ihren Männern auf den Rücken nach. Sie leben von der Jagd und Wurzelwerk. Wenn eine Frau schwanger ist, so tödet der Mann kein Weibchen von den jagdbaren Thieren, in der Meinung, ihre Frucht möchte sich deswegen zu rächen suchen. Bey ihren Streifereyen in wüste Länder, wo sie befürchten einen Mangel an Lebensmitteln zu leiden, nehmen sie eine grosse Menge Toback mit, dessen Blätter sie zwischen das Zahnfleisch und die Backen stecken, und lassen ihren Speichel durch das Loch, das sie in den Lefzen haben, herauströpfeln. Ein herrlicher Anblick. So leutselig sie gegen die Fremde sind, so hindert sie doch solches nicht, das Fleisch ihrer ermordeten Feinde zu fressen. Dieses Volk wohnt in Dörfern, und hat einige Kenntnis vom Ackerbau.

An dem Fluß Paraiba wohnt eine Völkerschaft, die sehr zahlreich ist. Es sind die Molapaker. Man vergleicht sie in Ansehung ihrer Gestalt mit den Deutschen. Diese Völkerschaft ist von der kleinen Anzahl derjenigen

gen, die ihren Bart wachsen lassen, und sich den Leib mit einer Anständigkeit bedecken. Ihr Sitten haben nichts an sich, was den natürlichen Wohlstand beleidigen könnte. Sie haben Städte, die mit einer Mauer von Balken umgeben sind, deren Zwischenräume sie mit Erde anfüllen. Eine jede Familie wohnet in einer besondern Hütte. Sie haben ein allgemeines Oberhaupt, dessen Vorrechte unter andern darinnen bestehen, daß er mehr als eine Frau nehmen kann. Ihr Land enthält zwar Bergwerke, aber sie nehmen sich die Mühe nicht, solche zu eröffnen; doch sammlen sie nach dem Regen das Gold, welches sie in den Strömen und Bächen finden. Es fehlt aber diesem sonst so ziemlich gebildeten Volk eine völlige Erkenntnis der Religion, als von welcher man keine Spur bey ihnen antrifft. Sonst haben ihre Sitten nichts wildes an sich, ausser daß sie ihre gefangenen Feinde schlachten und essen. Das befremdlichste dabey ist, daß sie ringsum mit Nationen umgeben sind, die noch in ihrer völligen Wildheit leben. Vielleicht läßt sich daraus ihr Geschmack, den sie bey ihrer übrigen ordentlichen Lebensart an Menschenfleisch haben, erklären. Dieses sey genug von den Brasilianischen Völkern, die an der Seeküste

und den Ufern der Flüsse Moranjon, la Plata und Janeiro wohnen. Nun wollen wir uns in das innere Land begeben, und besonders nach Paraguay.

Obgleich die Völkerschaften dieses weitläuftigen Landes den Europäern gröstentheils unbekannt sind, so haben uns doch die Mißionen der Jesuiten, die sie nach diesem Lande geschickt haben, einige wichtige Nachrichten gegeben, die wir uns hier zu Nutz machen wollen, weil sie die einzige Quelle sind, woraus wir schöpfen können. Was die allgemeine Beschaffenheit der Einwohner dieses ungeheuer grosen Landes anbelangt, so machen uns die Jesuiten folgende Beschreibung davon. Ihre Haut ist durchgehends olivenfarb, aber nicht überall gleich. In Ansehung der Grösse sind sie eher unter, als über der mittelmäßigen Leibes Statur; doch trifft man auch Leute unter ihnen an, die sehr groß sind. Die meisten haben starke Knochen und Gelenke; ein feines und etwas plattes Gesicht. Die Mannspersonen, und die Kinder beiderley Geschlechts, gehen ganz nackend; die Weibspersonen aber sind nur in so weit bedeckt, als es eine minder strenge Schamhaftigkeit erfordert. Eine

jede Nation hat ihre eigene Art sich zu schmücken, oder vielmehr sich zu verunstalten: denn ob sie gleich von Natur ein ziemlich erträgliches Ansehen haben; so machen sie doch durch ihren wunderlichen Putz, daß sie abscheulich aussehen. Diejenigen, die am galantesten sind, machen sich bey gewissen Gelegenheiten Mützen und andern Putz, von den schönsten Vogelfedern. Von Natur sind sie alle dumm, wild, unbeständig, Menschenfresser, ausserordentlich gefräßig, dem Trunk ergeben, und bekümmern sich wenig um das Zukünftige, ja nicht einmal um die Nothwendigkeiten des Lebens. Ueber dieses sind sie der Trägheit und Faulheit auf eine unglaubliche Art ergeben. Wenn man einige derselben ausnimmt, welche die Raubbegierde, oder hitzige Leidenschaft, sich an ihren Feinden zu rächen, mehr wüthend als tapfer gemacht hat, so sind sie fast alle zaghaft, und diejenigen, die bisher ihre Freyheit erhalten haben, müssen solche mehr ihren unzugänglichen Wohnungen, als einer tapfern Gegenwehr verdanken.

Wir wollen nunmehr einige besondere Völkerschaften kennen lernen. Die Provinz Chaco soll den Anfang machen. So liegt an den

Peruanischen Gränzen, und nach der Eroberung dieses Reichs durch die Spanier haben sich viele Peruaner hieher begeben, und einen Zufluchtsort für ihre Freyheit gesucht. Sie haben ihn auch gefunden, denn bis auf diese Stunde ist es noch nicht erobert. Alle diejenigen, die das Land durchreist haben, machen uns die vortheilhafteste Beschreibung davon; doch gehört dieses Lob eigentlich nur demjenigen District, den die Peruaner im Anfang bebauet haben. Sie brachten alle die Cultur mit, zu welcher sie von ihren Regenten waren gebildet worden. In den übrigen Gegenden aber, besonders aber auf der Seite von Westen gegen Norden, ist es sehr rau. Eine Kette von Bergen sondert es auf dieser Seite ganz von seinen Nachbarn ab. Wir haben es bey unsern Vorhaben nicht mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes, sondern nur mit seinen Einwohnern zu thun. Die Anzahl derselben ist groß, und grösser als in andern Süd-Americanischen Ländern verhältnismäßig angetroffen wird; doch könnte sie grösser seyn, wenn man sie nach der Fruchtbarkeit des Bodens beurtheilen wollte. Die Erfahrung belehrt uns gar häufig, daß sich in denjenigen

Ländern, welchen die Natur besonders günstig zu seyn scheint, die Menschen sich am allerwenigsten vermehren; es mag nun seyn, daß die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Leichtigkeit seinen Unterhalt ohne Arbeit zu finden, die Menschen faul und träge macht; oder daß sie wegen des Ueberflusses in allerhand Laster fallen, die die Menschen nach und nach aufreiben, so findet man beide Ursachen hier vereint. Es kommt aber hier noch eine andere Local-Ursache dazu. Von der benachbarten Provinz Tucuman wurden einstens viele Einwohner durch eine ansteckende Seuche herausgetrieben, diese zogen sich in die Provinz Chaco, und brachten ein neues Verderben mit. Die Flüchtlinge aus Peru, die einen grossen Theil der Einwohner dieses Landes ausmachten, mußten ausserdem lange Zeit ein herumschweifendes Leben führen, und man weiß aus andern Erfahrungen, daß unter solchen Umständen allemahl mehr Menschen sterben, als gebohren werden.

Aus dieser Vermischung der Einwohner läst sich auch der Unterschied der Sitten, Gemüthsart und Gebräuche, die unter den Einwohnern von Chaco angetroffen wird, leicht begreifen. Dabey aber kann man nicht in Ab-

rede seyn, daß sie auch vieles unter einander gemein haben. Es rührt dieses ohne Zweifel von dem nahen Umgang her, den sie mit einander haben, und aus Nothwendigkeit haben müssen: denn die Spanier, die rings um sie herum wohnen, werden durch die Schönheit dieses Landes gereizt, und suchen alle Mittel hervor, sich desselben zu bemeistern, dadurch werden diese Völker bewogen in eine genaue Verbindung zu tretten, um sich gegen diese verdrießliche Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Ein Volk bequemt sich also nach dem andern, und dadurch wird die Ungleichheit, die unter ihnen ist, nicht so sichtbar. Was andere National-Eigenschaften anbelangt, so sind sie sich auch hierinnen einander sehr ähnlich. Ueberhaupt sind alle Indianer von Chaco von einer sehr vortheilhaften Gestalt; man hat einige angetroffen, die mehr als sieben Schuh lang waren. Sie haben ganz andere Gesichtszüge, als die andern Menschen gemeiniglich haben, und die Farben, womit sie sich mahlen, geben ihnen ein fürchterliches Ansehen. Sie suchen auch dadurch ihren Feinden Schrecken einzujagen. Ein spanischer Hauptmann, der sonst das Herz am rechten

Ort

Ort sitzen hatte, bekam einstens Befehl, wider eine von den Chacoischen Völkerschaften seine Mannschaft anzuführen; er wurde aber durch den blosen Anblick dieser Wilden so erschreckt, daß er in Ohnmacht fiel. Die meisten gehen ganz nackend, und haben nichts weiter am Leib, als einen Gürtel von Rinden, woran Vogelfedern von verschiedenen Farben hängen. Im Winter bedecken sie sich mit einer Kappe von Fellen, die mit gemahlten Figuren geziert sind. Das gemeinste Laster aller dieser Völker ist die Unbeständigkeit, die Treulosigkeit und die Trunkenheit. Sie haben zwar alle viele Lebhaftigkeit, aber nicht die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas zu begreifen, das nicht in die Sinne fällt. Sie haben eigentlich zu reden gar keine Regierungsform. Jeder Flecken hat zwar seinen Caziken, aber dieser hat keine andere Gewalt, als die er durch seine persönliche Eigenschaften erlangen kann. Viele von diesen Völkern schwärmen herum, und tragen ihr weniges Geräthe bey sich. Ihre Wohnungen verdienen kaum den Namen der Cabanen; es sind elende Hütten von Baumzweigen mit Gras oder Stroh gedeckt. Ihr liebstes Getränk ist Chica, welches wir oben beschrieben haben, und damit be-

saufen sie sich, so oft sie Gelegenheit haben. Sind sie betrunken, so fangen sie an zu zanken, und dann kommt es von Worten zu Schlägen. Die Weiber trinken zwar auch bisweilen so viel, daß sie ihre Vernunft darüber verlieren; ordentlicher Weise aber gehen sie beyseite, wenn sie merken, daß ihren Männern der Kopf warm wird. Sie leben in beständigen Zänkereyen, so bald es aber über die Spanier hergehen soll, sind sie wieder einig. Die Weibspersonen zerstechen sich das Gesicht, die Brust und Aerme zum Staat, und auf gleiche Art zerstechen auch die Mütter ihre Töchter, so bald sie gebohren sind.

Dieses Volk von Chaco ist in verschiedene Völkerschaften getheilt, die mehr oder weniger von der bisher beschriebenen Art an sich haben, nachdem sie mehr oder weniger mit andern vermischt sind. Das eine sind die Colluger, oder Suripchaciner, welches Wort in der peruanischen Sprache so viel als Straussenfüsse bedeutet; dieser Name ist ihnen deswegen beygelegt worden, weil sie keine Waden an den Beinen haben, und weil ihre Füsse bis auf die Ferse den Straufenfüssen gleich sind. Sie sind von einer grossen Leibesstatur, und

sehr

sehr kriegerisch; dabey können sie so geschwind laufen, daß sie kein Pferd einholen kann. Eine andere Nation in dem Lande Chaco sind die Chiriguaner, die einige Flüchtlinge aus Peru, andere aber für Eingebohrne halten. Dieses sind die abgesagtesten Feinde der Spanier. Man kennt in dem ganzen Lande keine hochmüthigere, härtere, unbeständigere und treuloserе Völkerschaft, als diese. Gegen das Christenthum haben sie die stärkste Abneigung, und dieses deswegen, weil sie befürchten, sie möchten von den Spaniern zu Sclaven gemacht werden, so bald sie sich erklärten, das Christenthum anzunehmen. Ein Mißionar unterhielt sich einstens mit einem von diesen Unglaubigen, und sagte ihm alles, was ihm sein Eifer eingeben konnte, um ihn auf den Weg des Christenthums zu bringen; allein der Indianer blieb unbeweglich, und sagte endlich zu ihm: du giebst dir viel unnütze Mühe; wir haben ein Herz, das viel härter ist, als diese; hier hielt er ihm seine Faust vor das Gesicht: nein, sagte der Mißionar, dein Herz ist wie ein Felsen. Das mag seyn, antwortete der Indianer, unterdessen sind wir doch weit listiger als du glaubst: wenn jemand noch so verschlagen

ist, so getrauen wir uns doch, ihn zu betrügen. So wenig nun der Mißionar mit Worten ausrichten konnte; eben so wenig ist durch Macht bey ihnen zu thun. Die ganze Macht, die die Spanier in Tucuman haben, ist fruchtlos gegen sie gewesen. Ja mehr als einmal haben sie in den Spanischen Besitzungen Verheerungen angerichtet. Uebrigens sind sie sehr lustig, voller Feuer, scherzhaft; wenn sie merken, daß man sich vor ihnen fürchtet, äusserst verwegen, aber wenn es unglücklich geht, verzagt. Das sonderbarste bey ihnen ist, daß sie nicht alle Tage einerley Menschen zu seyn scheinen. Heut sind sie ganz vernünftig, und lassen gut mit sich umgehen; morgen sind sie ärger, als die Tiger in ihren Wäldern.

So wild und unbändig diese Nationen sind, so friedfertig und leutselig sind hingegen einige andere, die uns zwar beschrieben, aber nicht genennt werden. Ihre Wohnplätze werden an dem so genannten rothen Fluß, oder Rio Vermejo gesetzt. Sie greifen niemanden jemals an, vereinigen sich aber zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung, wenn sie angegriffen werden. Ein spanischer Geschichtschreiber sagt,

sagt, daß gleich nach der Ankunft der Spanier ein grosser Theil dieses Volks die christliche Religion angenommen hätte; nachdem sie aber von den Spaniern nach ihrer Art so übel wären behandelt worden, so hätten sie sich wieder vom Christenthum entfernt, und die Spanier zum Land hinausgejagt: dennoch aber hätten sie einige christliche Gebräuche beybehalten, zum Exempel, sie versammelten sich unter dem Vorgang ihrer Caziken zu einem öffentlichen Gebet. Zu Anfang dieses Jahrhunderts machten die Spanier aufs neue einen Versuch, und schlugen den Weg der Güte ein. Der spanische Gouverneur von Tucuman machte im Jahr 1710. einen Vertrag mit ihnen, worinnen dieses ein Hauptpunct war, daß ihnen Mißionarien sollten geschickt werden. Es äusserten sich aber einige unbekannte Hindernisse, daß es nicht zur Vollständigkeit kam. Indessen behielten sie das spanische Original zurück, als einen Schutzbrief wider ihre Freyheit. Diese Indianer sind von einem guten Naturell, und die Fremden werden mit vieler Leutseligkeit aufgenommen. Es dient dieses zu einem neuen Beyspiel, wie schwer es ist, von einer grossen Nation einen allgemeinen National-Character

zu zeichnen. Grösstentheils müssen wir uns Particular-Zügen begnügen.

Die andere Haupt-Nation in Paraguay machen die Guaycuruer aus, eine Nation, die in Verhältnis des Landes, welches sie bewohnen, nicht sonderlich zahlreich ist. Die Ursache davon mag in dem Lande selbsten liegen; denn in der Zeit, wenn die Flüsse austretten, ist das Land morastig, und zu andern Zeiten so dürre und trocken, daß man bey jedem Schritt grosse Risse in der Erde antrifft. Wenn die Einwohner nicht Durst sterben wollen, so müssen sie an Sümpfen wohnen, die niemals austrocknen, deren Wasser aber auch trübe und der Gesundheit schädlich ist. Sie theilen sich zwar in drey Stämme, wovon der eine den ursprünglichen Namen der Nation behält, den andern nennt man, Guaycareti, und den dritten Guaycuru Guazu; allein sie haben alle einerley Gestalt, Character und Lebensart, nur die Eifersucht hat sie von einander getrennt. Gegenwärtig scheint es, daß sie nicht so wohl aus Mangel der Freundschaft, als vielmehr wegen ihrer Neigung zum Krieg und Rauberey von einander zerstreuet leben. Sie sind alle mit einander

harte,

harte, trotzige und wilde Menschen. Wenn man manchmal glaubt, sie wären noch so weit von einander zerstreut, so sieht man auf einmal, daß alle Wohnungen auf dem Lande von ihnen überschwemmt sind. Sie sind so verwegen, daß sie die Beure, die sie in dem einen Lande gemacht haben, in dem andern wieder verkaufen. Die Trunkenheit ist auch hier ein herrschendes Laster, und diese ist auch die Ursache, daß man alle Hofnung aufgegeben, sie iemals gesittet zu machen. Ordentlicher Weise gehen sie völlig nackend, ihre Weiber aber sind von den Lenden bis auf die Helfte der Füsse bedeckt. Wenn Kälte einfällt, welches aber sehr selten geschieht, so tragen sie Mäntel mit Kappen von Thierhäuten, die sie aber ohne viele Umstände vertauschen, wenn sie nur Wein, oder anderes starkes Getränke dafür bekommen können. Sie bemahlen ihren Leib, doch ist diese Malerey nach dem Alter und Stand verschieden. Ein ganzer Flecken wohnt zusammen unter einem Schopfen, der in drey Verschläge getheilt, und mit einem Dach bedeckt ist, das sie zwar vor der Sonnenhitze bedeckt, aber von dem geringsten Wind weggeführt werden kann. In der mittlern Abtheilung

lung wohnt der Cazike, mit seiner Familie und Bedienten, auf beiden Seiten liegt das gemeine Volk ohne alle Ordnung unter einander. Sie haben gegen ihren Caziken einen pünctlichen Gehorsam. Sie leben blos von der Jagd und Fischerey. Sie haben vor nichts einen Eckel. Sie essen Löwen, Bären, Tiger, Schlangen und Ottern, ohne daß es ihnen Schaden thut. Es scheint, daß sie sehr hitzige Mägen haben, die alles verdauen können.

Die dritte Hauptnation in dieser Gegend sind die Tucumanen; sie gränzen gegen Morgen an Chaco, und erstrecken sich gegen Abend bis an die Peruanische Gränzen. Die meisten Einwohner halten sich in sumpfigten Orten auf, und nähren sich von Fischen; die andern ziehen im Lande herum, und nähren sich von der Jagd. Hier sollen ungeheuere Riesen gewohnt haben, wovon man Skelete länger als zwanzig Schuhe, will gefunden haben. Es ist dieses nicht die einzige Fabel, die aus jenem Welttheil über das Meer zu uns gekommen ist. In der Mitte des Landes sind die Einwohner viel kleiner und einfältiger, aber im übrigen eben so faul und wild, als an den Peruanischen Gränzen. Es giebt hier einige Völkerschaften, die keine

andere

andere Wohnungen, als Hölen unter der Erde haben, wo man kaum das Tageslicht sieht; an den Peruanischen Gränzen aber wohnen sie in Dörfern beysammen. Man trifft hier Schafe an, die so groß sind, wie ein kleines Cameel, deren sich die Einwohner anstatt der Lastthiere bedienen. Wie die Spanier nach Peru kamen, war dieses Land ziemlich bevölkert; derjenige Theil, der an den Peruanischen Gränzen liegt, stund unter der Herrschaft der Yuca, die übrigen hatten ihre Caziken, die von niemand abhiengen. Die herumschweifende Völker aber waren Familienweis abgetheilt, und diese erkannten niemand als ihre Oberhäupter für ihre Herrn. Wie die Spanier in diese Provinz kamen, so brachten sie aus Peru einige Ochsen und Pferde mit, und liessen diese in das freye Feld und in die Wälder laufen. Diese Thiere vermehrten sich ausserordentlich stark, und die Spanier hatten nicht nöthig sie zu ziehen, sie durften nur auf die Jagd gehen, so konnten sie ganz bequem leben. Die Indianer liessen sich auch diese neue Nachbarschaft ganz wohl gefallen. Allein die Spanier waren damit nicht zufrieden, sondern sie suchten Gold, fanden aber wenig. Sie waren zu stolz und zu faul, sich ihren Unterhalt

halt selbst zu verschaffen ; sie fielen den Indianern beschwerlich, und dadurch brachten sie diese Nation dermassen gegen sich auf, daß sie ihre Streifereyen bis in ihre Wohnplätze, ja oft so gar bis in ihre Städte erstreckten. Die Spanier haben von Peru aus verschiedene Colonien hieher geschickt, und Städte angebaut, die aber aus den vorhinangeführten Ursachen die ärmsten in ganz Indien sind.

Die vierte Provinz, die unsre Aufmerksamkeit verdient, ist Guayra. Es ist dieses diejenige Provinz, in welcher von den Jesuiten eine christliche Republik angelegt worden ist, worüber so viel Lerm in der Welt entstanden ist. Es ist gegen unsern Plan, uns in diese Geschichte einzulassen ; wir werden also blos von den ursprünglichen Völkern, die in dieser Provinz gewohnt haben, reden. Die Guaranyniten, welche an den Ufern des mitternächtigen Theils des Parana wohnten, hatten sich gegen Morgen bis an die Gränzen von Brasilien ausgebreitet, und sich an den Flüssen niedergelassen, die sich in den Parana ergiessen. Sie, lebten in ziemlich volkreichen Dörfern, worinnen die Caziken, die von einander ganz unabhängig waren, eine grosse Ge-

walt

walt über ihre Vasallen hatten. Obgleich diese Würde unter ihnen erblich war, so gelangten doch auch oft Privatpersonen, durch ihre Tapferkeit, und Geschicklichkeit ihre Sprache wohl zu reden, zu dieser Würde. Man sagt, daß ihre Sprache keiner von denjenigen, die uns bekannt sind, an Schönheit etwas nachgeben soll. Wie sich aber die Schönheit der Sprache dieses Volks mit ihrer Dummheit zusammen räumen lasse, wissen wir nicht; denn sie konnten selten bis auf zehen zählen, ohne sich zu verstossen. Die Art, wie sie diejenigen bewillkommten, die nach einer langen Reise wieder zurück gekommen waren, hat etwas besonders. Wenn der Reisende angekommen war, so setzte er sich in der Cabane nieder, ohne ein Wort zu reden. Hierauf giengen die Weiber stillschweigends eine Zeitlang um ihn herum, auf einmal aber erhoben sie ein jämmerliches Geschrey, und hierauf folgte eine lange Erzählung aller verdrießlichen Begebenheiten, die sich in der Familie des Reisenden während seiner Abwesenheit zugetragen hatten. Die Mannspersonen bedeckten ihr Angesicht, und wiederholten eben diese Erzählung mit leiser Stimme, und diese Ceremonie dauerte lang oder kurz, nachdem die Achtung war, die man ge-

gen den angekommenen Reisenden hatte. Hierauf wünschte man ihm zu seiner Ankunft Glück, und beschenkte ihn, so gut man konnte. Man kann die Sitten dieses Volks nicht leicht unter einen Hauptbegriff zusammen bringen. Da sie sich an gar vielen, und oft sehr von einander entfernten Orten, und unter verschiedenen Himmelsstrichen, niedergelassen haben; so haben sie auch die Sitten und Denkungsart, welche an solchen Orten herrschten, und die ihrer angebohrnen Art oft ganz gegen waren, angenommen. Indessen bemerkte man doch an ihnen allen, einen sehr stumpfen Verstand, bald mehr bald weniger Wildheit, ein frostiges Wesen, einen Abscheu vor aller Arbeit, und einen Mangel der Vorsichtigkeit, der nicht grösser seyn konnte. Sie waren sehr unwissend, und man konnte sich auf die mündlichen Erzählungen, die von ihren Vorfahren auf sie waren fortgepflanzt worden, ganz und gar nicht verlassen. Ihre Berichte davon waren sehr dunkel. Sie redeten sehr viel von einer allgemeinen Ueberschwemmung, aber man konnte aus ihren Erzählungen nicht klug werden. Diejenigen, die sich auf dem platten Lande niedergelassen hatten, waren viel biegsamer, und vermehrten sich auch

stärker,

stärker, als die andern. Jene ernährten sich von dem, was ihnen die Erde anbot, durch eine mäßige Arbeit ihrer Hände; diese aber schweiften herum, und waren durch ihre öftere Kriege und Züge, ingleichen durch die Trägheit, die ein solches Leben nach sich zieht, viel wilder und trotziger, als die ersten.

Dieses sind die Hauptnationen, von denen wir durch die Mißionarien einige Kenntnis erlangt haben. Ausser diesen haben sie auch noch einige minder wichtige Nationen besucht, von denen wir auch noch eine kurze Beschreibung mittheilen wollen. Die Luller wohnen in der Gegend von Chaco, aber ihre Gränzen sind nicht genau bestimmt. Sie sind in verschiedene Stämme abgetheilt, wovon ein jeder seinen eignen Namen hat. Ein grosser Theil von ihnen hatte ehemals die christliche Religion angenommen, aber da sie von den Spaniern zu hart gehalten wurden, so fielen sie wieder ab, und begaben sich wieder in die Wälder. Sie haben eine sehr vortheilhafte Gestalt, sind von Natur aufgeräumt, und vergessen die Beleidigungen leicht, die man ihnen angethan hat. Ihr Verstand reicht nicht weit, sie haben in ihrer Sprache nicht einmal solche

Wörter, womit sie Dinge, die nicht in die Sinne fallen, ausdrücken können. Ausser der Trunkenheit ist das Mißtrauen ihr gröster Fehler. Sie sind gegen alles, was ihnen ein Fremder sagt, auf ihrer Hut; unter einander aber sind sie leichtgläubiger, als die Kinder. Was man von ihrer Leichtsinnigkeit sagt, läßt sich kaum mit demjenigen vereinigen, was man von ihrer Verstellung erzählt. Wenn sie sich rächen wollen, so sollen sie sich lange Zeit verstellen können, um ihre Rache desto besser auszuführen. Sie sind die eigennützigsten und undankbarsten Creaturen von der Welt. So lang sie etwas zu hoffen haben, können sie ungemein liebkosen; haben sie es aber erhalten, so sehen sie es als eine Schuld an, die man ihnen abgetragen hätte. Wenn man bey ihnen noch einige gute Eigenschaften gewahr wird, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß es bloser Instinct sey; ja man vermißt so gar einige, die man bey unvernünftigen Thieren findet. Ein Mißionar sahe einstens, daß man im Begriff war, mit einer verstorbenen Frau, welche die christliche Religion angenommen hatte, ihr säugendes Kind zu begraben. Er fragte nach der Ursache, warum man das unschuldige Kind

leben-

lebendig begraben wollte, und bekam zur Antwort, weil man keine Säugamme für dasselbe finden könnte. Ob er sich nun gleich erbot, eine Frau, die dem Kind diesen Dienst leisten würde, reichlich zu bezahlen; so fand sich doch niemand, und der Mißionar mußte sich also bequemen, das Kind mit Geißmilch aufziehen zu lassen. Das allersonderbarste bey diesen Weibern ist, daß, da sie ein Kind lieber wollen sterben lassen, ehe sie demselben etwas von ihrer überflüßigen Milch gönnen, sie doch kleine Hunde, die von ihren Müttern verlassen werden, aufnehmen und säugen. Ein Volk von einer solchen Gemüthsart scheint zu gar keinem gesellschaftlichen Leben aufgelegt zu seyn. Eine jede Familie lebt für sich allein, ohne die geringste Gemeinschaft mit den übrigen zu haben. Sie hassen alle Art der Abhängigkeit, und ihre Cazikes haben weiter keine Gewalt über sie, als zur Zeit des Kriegs. Ein jeder ist sein eigner Herr, ja so gar der Vater einer Familie ist eine blose Privatperson. Hurerey und alle Arten der Liederlichkeit sind unter ihnen sehr gemein. Deswegen ist auch mit dem Christenthum unter diesem unmenschlichen Volk gar nichts anzufangen ist.

In den grossen Wäldern zwischen den Flüssen Parana und Uruguay findet sich eine kleine und sehr wilde Nation, die keine beständige Wohnung hat, sondern Haufenweiß hin und her ziehet. Sie sind unter keinem andern Namen als Caaiguaer, das ist, Einwohner der Wälder, bekannt. Ihre Sprache ist schwer zu lernen. Sie wohnen in kleinen Hütten, die von Baumästen gemacht sind. Sie nähren sich von der Jagd und Fischerey. Ihre gemeinsten Speisen sind Würme, Ameisen, Vipern, und dergleichen kriechende Thiere, die sie überall antreffen. Wenn sie einen Tiger tödten können, so essen sie ihn. Den Affen klettern sie auf die höchsten Bäume nach, tödten und essen sie. Sie essen auch das wilde Honig; auch machen sie eine Art von Getränk daraus, das sie sehr erhitzen und vor der Kälte verwahren soll. Sie vermehren sich nicht stark, indem die meisten Weiber und Kinder von den Tigern gefressen werden. Sie haben fast keine menschliche Eigenschaft, die sie von wilden Thieren unterscheidet. Die meisten sind buckeligt, und haben einen eingebogenen Hals. Ihre Weiber sind weiß, wie die Spanischen, welches vielleicht daher kommt, weil sie niemals aus den Wäldern kommen. Die Spanier ha-

ben nie einen von diesen Wilden zahm machen können. Wenn sie einen gefangen bekamen, so biß er in seine Fesseln und erhungerte. Wenn man sie gehen läßt, so sind sie sehr friedfertig. Mitten unter ihnen sind andere Indianer, die zwar einerley Namen mit ihnen führen, dennoch nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen haben, ja nicht einmal einerley Sprache mit ihnen reden. Ihre Hauptbeschäfftigung bestehet darinnen, daß sie die Reisende anfallen und fressen. Werden sie gefangen, so nehmen sie schlechterdings keine Speise an, lassen sich nicht einmal ihre Wunden verbinden, und sterben Hungers. Diese Nachrichten würden übertrieben scheinen, wenn nicht die Mißionarien Augenzeugen davon gewesen wären. Sie machten den Versuch, und nahmen einige in ihre verwahrte Dörfer. Sie sperrten sie ein, aber diese elende Menschen fielen in eine Melancholie, woran sie endlich sturben. Dieses sind unstreitig die wildesten in ganz Süd-America.

An der Morgenseite von Paraguay liegt eine Reihe von Gebirgen, aus denen verschiedene Flüsse entspringen, von denen sich einige in den Parana, andere aber in den Paraguay

ergiessen. Mitten in diesem Lande, welches durch die gemeldte Ströme oft überschwemmt wird, wohnt die Nation der Itatiner, die mit den Guaraniten, von denen wir oben geredet haben, einerley Sprache reden. Ob sie eine Colonie von ihnen sind, kann nicht bestimmt werden. So viel ist gewiß, daß sie schon seit anderthalb hundert Jahren, seitdem sie den Europäern bekannt worden sind, keine Gemeinschaft mit einander haben. Sie liegen ihren Nachbarn beständig in den Haaren, und sind starke dauerhafte Leute. Sie halten gewisse Spiele, wo diejenigen, die am geschwindesten laufen, und zwar mit einem schweren Stein beladen, einen gewissen Preiß bekommen. Ihre Weiber sind am Leibe über und über zerstochen, und durch dieses Stechen und ein gewisses Pulver, womit sie sich reiben, bekommen sie eine unangenehme Farbe. Wenn jemand unter ihnen stirbt, so stürzen sich einige von seinen Freunden von einer Höhe herab. Gegen Fremde sind sie, wie die meisten Indianer, mistrauisch. Und vielleicht haben sie Ursache dazu. Ein Portugiesischer Priester hatte einstens einen ansehnlichen Haufen dieser Itatiner zusammen gebracht, unter dem Vorwand sie gesitteter zu machen. Es entdeckte

sich

sich aber nachher, daß er die Absicht hatte, sie nach Brasilien zu verhandeln. Die Indianer merkten es, und schlugen den Priester todt; dieser Betrug schwebt ihnen noch beständig vor Augen, und ist die Ursache, daß sie gar keinem Europäer mehr trauen wollen.

Die Abiponen verdienen auch in dem Register der merkwürdigen Süd-Americanischen Nationen einen Platz. Sie sind mehr als mittelmäßig groß, gehen im Sommer nackend, im Winter aber bedecken sie sich mit Thierhäuten. Auf dem Rücken haben sie einen Köcher, in der rechten Hand einen Bogen, den sie niemals weglegen, eben so wenig als den Pfeil oder Wurfspieß, den sie in der linken Hand führen. Sie mahlen den ganzen Leib mit verschiedenen Farben, und je mehr sie sich Aenlichkeit mit den Tigern geben können, für desto schöner halten sie sich. Sie machen an verschiedenen Orten Löcher in die Haut, und stecken Straußenfedern hinein; sie tragen sogar einige an den Lippen und in den Nasenlöchern. Den Bart scheinen sie sehr zu verabscheuen; denn so bald ein Haar zum Vorschein kommt, so reissen sie es so gleich aus. Wer die Erlaubnis haben will, daß er seine

Haare darf wachsen lassen, der muß einen Feind getödet haben. Sie gewöhnen sich von der frühesten Jugend an zur grossen Unempfindlichkeit, und verursachen sich deswegen die schärfsten und beissendesten Schmerzen. Sie bringen es auch hierinnen so weit, daß sie solche endlich mit Lachen ausstehen können. Wenn ein Cazike stirbt, so verändern sie alle ihre Namen.

Die übrigen Völker, die gegen die Landspitze des Magellanischen Landes zu wohnen, sind unter dem allgemeinen Namen der Pampas bekannt. Sie theilen sich in zwey Hauptstämme, davon den einen die Puelcher, und den andern die Tuelcher ausmachen. Sie haben ihre besondere Sprache; doch haben sie sich auch eine allgemeine Sprache gemacht, und gleichsam einige allgemeine Zeichen mit andern verabredet, womit sie einander ihre Gedanken entdecken, welches bey allen Süd-Americanern etwas gemeines ist. Uebrigens sind sie wie alle andere Völker dieses Welttheils, leichtsinnig, unentschlossen, trotzig, führen ein armseliges Leben, und bilden sich dennoch viel ein. Sie sind ausserordentlich faul, und würden lieber ganz nackend gehen, ehe sie sich die Mühe gäben, Kleider zu machen.

machen. Diejenigen, die mit den Spaniern umgehen, haben von ihnen das Spielen gelernt, welches bey ihnen jetzo eine Hauptleidenschaft ist. Sie bringen oft Tag und Nacht damit zu, und denken nicht, wo sie etwas zu leben herbekommen werden. So lang man ihnen giebt und schenkt, ist man ihnen angenehm. Sie leisten keinem Menschen einen Dienst, wenn man sie nicht zum Voraus bezahlt. Ihr Eigennutz verleitet sie zum Stehlen. Ohngeachtet sie äusserst faul sind, so laufen sie doch etliche Meil Weges weit, wenn sie etwas zu stehlen wissen. Sie kaufen etwas ein, um es so gleich wieder zu verkaufen. Sie sind eben so grosse Betrüger im Handel und Wandel, als sie verwegene Räuber sind. Sie sind den gröbsten Lastern ergeben, und haben nicht einmal die natürliche Schamhaftigkeit. So wild nun diese Völker waren, so haben dennoch die Mißionarien viel bey ihnen ausgerichtet. Sie waren sehr gelehrig, und liessen sich ihre Unordnungen leicht wehren.

Dieses sind nun die vornehmsten Völker in dem untern südlichen Theil von America in Ansehung ihrer allgemeinen Eigenschaften. Was diejenigen Völker anbelangt, die an der

unter-

unterſten Spitze von America, ingleichen auf den Inſeln in dem ſtillen Meer, und weiter gegen Süden wohnen, dieſe wollen wir zu einer andern Zeit in der Folge dieſes Werks beſchreiben. Gegenwärtig wollen wir dieſe bisher beſchriebene Völker in Anſehung einiger beſondern Stücke näher beleuchten.

Zweyter Abſchnitt.

Religion der Braſilianer und der übrigen Süd-Americaner.

Wenn wir den Reiſebeſchreibern glauben dörfen, ſo ſind die Braſilianer in der Religion ſehr unwiſſend. Sie haben von dem einzigen wahren GOtt nicht die geringſte Erkenntnis; ja auch von der Abgötterey und Vielgötterey, die man ſonſt überall bey den heidniſchen Völkern antrift, wiſſen ſie nichts. Sie haben auch keinen Ort einer ordentlichen gottesdienſtlichen Verſammlung. Sie leben in den Tag hinein, ohne ſich zu bekümmern, woher der Erdboden, den wir bewohnen, entſtanden ſey. Sie zählen auch ihre Tage, Wochen und Jahre nicht, ſondern die einzige Gedenk-

denkzeit sind die Mondscheine. Die Buchstaben sind ihnen gänzlich unbekannt. Als daher die Europäer einige Wörter aufschrieben, und sie den Brasilianern vorlasen, so war ihnen dieses so unbegreiflich, daß sie es vor Zauberey hielten. Ob man sie nun also auf dieser Seite für wirkliche Ohngötter halten könnte, indem sie in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort haben sollen, welches den Namen Gottes ausdrückt; so will man doch einige schwache Spuren einer Religion bey ihnen gefunden haben. Sie glauben nicht nur eine Unsterblichkeit der Seele, sondern sie halten auch dafür, daß nach dem Tode die Seelen derjenigen, welche tugendhaft gewesen sind, das ist nach ihrer Denkungsart, die sich herzhaft an ihren Feinden gerochen, oder viele derselben gefressen haben, nach ihrem Tod an einen hinter den Bergen gelegenen Ort kommen, und daselbst mit ihren Vätern sich in einen Garten mit Tanzen belustigen; da hingegen diejenigen welche verzagt und faul gewesen wären, und sich nicht angelegen haben seyn lassen, ihr Vaterland zu vertheidigen, mit den Aygnan, welches der Teufel ist, in Gesellschaft kommen und unaufhörlich gemartert werden.

So unwissend die Brasilianer in diesem ersten Hauptpunct der Religion, nemlich in der Lehre von Gott sind, so treffen wir unter den übrigen Völkern noch ungleich grössere Abscheulichkeiten an. Die Guaycuruer, eine Nation in Paraguay, beteten eine ungeheuere Schlange an, und ernährten sie mit Menschenfleisch. Sie war so gros wie ein Ochs, und sieben und zwanzig Schuhe lang. Ihr Kopf war ausserordentlich groß, und in demselben stunden sehr kleine feurige Augen. Wenn sie den Rachen aufsperrte, sahe man zwey Reihen krumm gebogener Zähne. Die Haut an dem Schwanz war glänzend, der übrige Theil des Cörpers aber war mit grossen runden Schuppen bedeckt. Von dieser Schlange glaubten die Indianer, daß sie ihnen göttliche Antworten gebe, und aus dieser Ursache verehrten sie sie als ihren Gott. Wie die Spanier in diese Gegend kamen, und diese Schlange zuerst gewahr wurden, so geriethen sie in einen heftigen Schrecken. Ihre Furcht aber verdoppelte sich, als einer von ihnen einen Flintenschuß auf dieses Thier that; denn es fieng ein solches Geschrey an, welches dem Gebrüll eines Löwen gleich kam, und mit dem Schwanz that es einen solchen Schlag, daß der

holzer=

hölzerne Thurm, in welchem es sich, vermuthlich als in seinem Tempel, befand, zitterte. Unterdessen liessen sich doch die Spanier nicht abschrecken, sondern brachten dieses abscheuliche Thier ums Leben, und vernichteten auf diese Weise diesen Götzen der Indianer.

So abscheuliche Begriffe nun dieses Volk von der Gottheit hat, so behauptet dennoch die Wahrheit auch unter diesen wilden und ungeschlachten Völkern ihren Sieg. Wir finden wirklich unter ihnen andere Völker, die ziemlich deutliche Begriffe von der Religion haben, die aber dennoch mit Aberglauben und Irrthum untermischt sind. Die Pampas haben in ihrer Sprache einige Worte, womit sie das höchste Wesen anzeigen, man hat aber nicht gefunden, daß sie ihm einen Dienst erweisen. Die Aucaer scheinen auch einen Begriff von einer Gottheit zu haben, aber darinnen gehen sie von dem rechten Weg ab, daß sie die Sonne dafür halten. Man schließt dieses daraus, weil, wenn sie ein Wild auf der Jagd erlegt haben, sie das Blut desselben gegen die Sonne sprengen, und dadurch Zeichen ihrer Freude und Dankbarkeit an den Tag legen wollen. Auch sagt man, daß ihre Weiber, wenn sie

nieder-

niederkommen, ihre Kinder dem Mond darstellen, gleichsam als wenn sie damit anzeigen wollten, daß sie solche von seiner Freygebigkeit erhalten hätten. Auch glauben sie durchgehends die Unsterblichkeit der Seele, aber ihr Begriff davon ist blos sinnlich und verwiret. Wenn daher eine Person gestorben ist; so versammeln sich alle alte Weiber in der Cabane, setzen sich um den Leichnam herum, und weinen und schreyen, die Anverwandten beantworten dieses Geschrey in gleichem Tone, und wenn dieses Geschrey eine Zeitlang gewährt hat, so trägt man den Todten an den Ort des Begräbnisses, und begräbt ihn mit allem, was er in seinem Leben zu gebrauchen pflegte. Man ist sehr aufmerksam, auch nicht das geringste zurück zu lassen, damit er nicht wieder eine Lust bekommen möge, auf diese Welt zurück zu kehren. Es wird alsdenn aus eben der Ursach der Cörper mit alle dem, was man ihm mitgegeben hat, zu Asche verbrennt; ja man hält es sogar für ein schlimmes Zeichen, wenn einem ein Verstorbener nur im Traum vorkommt, weil sie sich einbilden, er komme von dem Ort jenseits der Gebürge wieder zurück.

In der Religion der Manjacicaer, einer Paraguayischen Nation, trift man vieles besondere an. Sie haben eine Tradition, daß ehemals ein Weib von einer ungemeinen Schönheit, ohne einen Mann, ein sehr schönes Kind gezeugt habe, welches, da es groß geworden, viele Wunder gethan habe; dasselbe aber habe sich nachgehends in die Luft erhoben, und sey in die Sonne verwandelt worden, die den Erdboden jetzo beleuchtete. Diese Indianer erweisen auch den Dämonen grosse Ehre, und sagen, daß sie ihnen unter den fürchterlichsten Bildern erschienen. Sie beten eine grosse Menge Götter an, und unter diesen drey, welche sie vor höher achten, als die übrigen alle mit einander. Dem einen geben sie zwey Namen, Omequaturigni und Uragoforiso, dem andern Urasana, und dem dritten Urapo. Diese drey Götter haben auch einen allgemeinen Namen und heissen Tinianiacos. In dem Saal, dessen sie sich statt des Tempels bedienen, ist ein Ort, vor welchem ein Vorhang gezogen, und der gleichsam das Heiligthum ist, wo die drey Götter von ihnen angebetet werden, und ihren Ausspruch thun. Der vornehmste Priester, den sie Mapono nen-

nen, hat allein die Erlaubnis da hinein zu gehen, allen andern aber ist es bey Lebensstrafe verboten, einen Fuß hinein zu setzen. Die Zeit, wenn sich diese Götter in ihrem Heiligthum einfinden, ist gemeiniglich diese, wenn öffentliche Versammlungen angestellt werden, und ein grosses Geschrey kündigt ihre Ankunft an. Alsdann fragen diejenigen, die in keiner andern Absicht zusammen gekommen sind, als zu trinken und zu tanzen, mit lauten Geschrey: Vater, bist du schon hier? Sie hören darauf eine Stimme, welche antwortet: ja meine Kinder, bleibet hier, und macht euch recht lustig, ich bin derjenige, der euch Fische und Wildpret genug giebt; ich bin es, von dem ihr alles genug habt, was ihr genieset. Diese Antwort wird mit grosser Ehrerbietung angehört. Alsdenn fängt man an zu singen und zu tanzen; und wenn jedermann betrunken ist, so setzt es Schläge, und selten wird diese Feyerlichkeit geendigt, ohne daß einer oder mehrere dabey verwundet, oder gar getödet worden sind. Der Priester, der hinter dem Vorhang ist, will auch Antheil an dieser Feyerlichkeit haben. Man hört daher eine Stimme, daß die Götter durstig wären. Hierauf wird ein Gefäs mit Chica

angefüllt, und einem angesehenen Mann oder Weib übergeben. Der Priester öffnet den Vorhang, und nimmt es hinein. Wenn die Götter hungert, so werden sie auf eben die Art gesättigt. Jedermann weiß, wozu dieses geschieht, jedermann weiß aber auch, daß die Priester nicht auf die Fischerey und Jagd gehen, und daß sie ausser diesen nichts zu leben haben würden. Bisweilen gehet der Priester aus dem Heiligthum heraus, um Friede zu stifften, wenn sie in ihren Schlägereyen zu hart auf einander losgehen. Manchmal befiehlt ihnen dieser Dollmetscher der Götter die Waffen zu ergreifen, dieses oder jenes Dorf anzugreifen, zu plündern, und Jammer und Elend darinnen anzurichten. Dieser Befehl muß mit aller Strenge vollzogen werden. Unter ihren Untergottheiten sind einige über das Wasser gesetzt, und führen den Namen Jsituos. Man ruft sie zur Zeit der Fischerey an, und bringt ihnen ein Opfer von Tobackrauch, so wie man den Göttern der Jagd die Erstlinge von dem erlegten Wild und gefangenen Fischen bringt.

Auch dieses Volk glaubt eine Unsterblichkeit der Seele, und sie sind fest überzeugt, daß

sie nach dem Tode, durch ihre Maponos aus dem Leibe in den Himmel getragen werden, wo lauter Freude auf sie wartet. Sobald einer von diesen Indianern stirbt und begraben ist, so bekommt der Priester Geschenke von der Familie, dafür er den Verstorbenen in den Himmel bringen soll. Er giesset hierauf Wasser aus, um die Seele zu reinigen, tröstet die Hinterbliebenen, und verspricht ihnen, bald gute Nachricht von der Seele des Verstorbenen zu bringen. Er entfernt sich so dann eine Zeitlang, und bey seiner Zurückkunft läst er die Freunde des Verstorbenen zusammen rufen, und meldet ihnen die glückliche Ankunft ihres Freundes im Himmel. Er erzählt ihnen mit vielen Umständen, was es ihm für Mühe gekostet habe, mit der Seele über die Berge, Flüsse und Wälder bis an den grossen Fluß zu kommen, über welchen eine Brücke geschlagen wäre, über welche der Gott Tatuseo die Aufsicht habe. Von ihrem Paradies machen sie eben keine vortheilhafte Beschreibung. Sie glauben, daß solches ein Ort sey, der mit grossen Bäumen besetzt wäre, von welchen ein Gummi herabtreufelte, das den Seelen zur Nahrung diente. Es sind viele grosse schwarze Affen daselbst, aber wenig Honig und Fische.

Die

Die Götter haben alle ihre Wohnungen in dem Paradies. Die Seelen, die sich daselbst befinden, sind in drey Classen getheilt; in der ersten sind die Ertrunkenen, in der zweyten diejenigen, die in Wäldern umgekommen, und in der dritten, die in ihren Cabanen gestorben sind. Es ist zu verwundern, daß unter einem Volk, das ganz Dummheit ist, Leute gefunden werden, die den Betrug auf einen so hohen Grad treiben können. Der Aberglaube ist bey allen Indianischen Nationen ein herrschendes Laster, nur zeigt er sich immer bey einem Volk in einer andern Gestalt, als beym andern. Wenn zum Exempel die Guaycuruer ein starkes Ungewitter befürchten; so gehen sie alle aus ihren Hütten heraus. Die Männer sind alsdenn bewaffnet, die Weiber aber schreyen aus vollem Hals, in der Meinung, dadurch den bösen Geist zu verjagen, der das Gewitter über sie bringen will. Die Erfahrung überzeugt sie zwar, daß dieses nichts hilft; indessen thun sie es doch allemahl, weil sie glauben der böse Geist würde es noch ärger machen, wenn sie ihm nicht durch ihr Geschrey und Drohungen eine Furcht einjagten. Besonders halten die Guaraniten viel auf Wahrsagungen, und nichts hat den Miß-

sionarien mehr Mühe gemacht, als ihnen diese Chimäre aus dem Kopf zu jagen. An dieser grossen Anhänglichkeit an Wahrsagungen sind hauptsächlich ihre Gauckler schuld, die zugleich ihre Aerzte sind. Diese haben sich bey ihnen in das gröste Ansehen gesetzt, indem sie sie durch allerhand Ränke überreden, daß sie aus dem Gesang der Vögel künftige Begebenheiten erkennen könnten, und von dem Himmel die Macht bekommen hätten, alle Arten der Krankheiten zu heilen. Indessen besteht ihre ganze Art zu heilen darinnen, daß sie an dem kranken Theile saugen, und sich stellen, als wenn sie hiedurch die Krankheit nebst ihrer Ursache herauszögen; sie nehmen aber vorher etwas heimlich in den Mund, und sagen hernach, dieses wäre das Uebel, das die Krankheit verursacht hätte. Dieses Mittel hat eine starke Würkung auf ihre ohnedies überspannte Einbildungskrafft, und sie glauben alsdenn steif und fest, daß ihnen dieses Saugen geholfen habe. Weiter machen sie nichts an den Kranken, und hieran thun sie sehr wohl; denn wenn sie auch gleich der Natur nicht zu Hülfe kommen, so stören sie sie doch auch nicht, und da sie die Kranken nicht gesund machen, so töden sie sie doch auch nicht.

Allein, dieses Volk läst sich noch durch eine andere Art Quacksalber herumführen, die noch weit gefährlicher sind, als die vorhergehende. Dieses sind Leute, die sich für Zauberer ausgeben, und sich rühmen, es stehe in ihrer Gewalt, jedermann, dem sie nur wollten, vermöge ihres Umgangs mit höhern Mächten, das Leben zu nehmen. Sie haben es würklich so weit gebracht, daß die Leute glauben, sie hätten schon viele Personen durch ihre Zauberkünste ums Leben gebracht. Wenn daher jemand einen Feind hat, von dem er glaubt, daß er ihn durch die Zauberer in die andere Welt befördern könnte, aber doch nicht so viel in Vermögen hat, daß er die Zauberer abkaufen kan; so ist es gar nichts seltenes, daß Leute vor Furcht sterben, und die andern glauben alsdenn, es sey durch die Macht der Zauberer geschehen. Einer von diesen Zauberern rühmte sich einstens, daß er so gar einen Mißionar durch seine Zauberkünste tödten wollte. Da er aber merkte, daß der Geistliche nur über seine Drohungen lachte, so war er doch so listig, um sich bey seiner Nation in Respect zu erhalten, und gab vor, daß ihm

sein Geist gesagt habe, seine Macht erstrecke sich nicht über die Priester der Christen.

Einen ähnlichen Aberglauben fand man bey den Lullern. Sie hatten von den Gestirnen und andern natürlichen Erscheinungen die wunderlichsten Träume. Unter allen Krankheiten hielten sie keine vor natürlich, als die Blattern; von den übrigen allen mit einander lassen sie sich nicht ausreden, daß sie Würkungen von der Bosheit eines unsichtbaren Thieres wären, das sie in ihrer Sprache Ayaqua nennten. Dieses Thier, sagen sie, schießt mit seinen Pfeilen auf sie, und trifft sie, wo es will. Ihre Aerzte haben ihnen weis gemacht, sie stünden mit diesem Thiere in einem vertrauten Umgang, und das Volk überläßt sich diesen Betrügern mit dem einfältigsten Zutrauen. Ein Mißionar fragte einstens einen Mann, dessen Sohn große Ohrenschmerzen hatte, wie sich sein Sohn befände, und bekam zur Antwort, daß er die ganze Nacht geschrieen hätte; allein, setzte er hinzu, es konnte auch nicht anders seyn, denn es ist zu erbarmen, wie sein Ohr von den Pfeilen zerrissen ist, mit welchen ihn der Ayaqua getroffen hat. Der Mißionar gab sich alle

Mü-

Mühe, ihm diese lächerliche Meinung auszureden, aber es half nichts. Ein alter Indianer, der dabey stund, sagte, es sey vergeblich, dieses solchen Leuten zu beweisen, die nichts von der Macht des Ayaqua verstünden.

Auch die Brasilianer haben eine Art von Wahrsagern, die sie Caraiben nennen. Diese gehen von einem Dorf zum andern, und suchen den Leuten glaubend zu machen, daß sie vermittelst der Gemeinschaft mit dem bösen Geiste, den sie Aygnan, auch Kaagerre nennen, ihnen in allem ihrem Vorhaben beförderlich seyn könnten; durch ihre Hülfe könnten sie nicht nur ihre Feinde besiegen, sondern sie wären auch diejenigen, welche die Kräuter, Früchte und Wurzeln wachsen liessen. Es versammeln sich deswegen die Brasilianer ohngefähr alle drey oder vier Jahre, mit einer großen Feyerlichkeit auf einem großen Platz. Sie theilen sich da in drey große Haufen, und die Männer, Weiber und Kinder begeben sich in drey besondere Hütten. Dabey finden sich zehen bis zwölf Caraiben ein, und diese befehlen den Manns- und Weibspersonen ernstlich an, in ihren Hütten zu blei-

ben, und den Kindern wird ein Aufseher gegeben. Es ist dieses vielleicht die einzige Versammlung bey den Brasilianern, die den Schein einer Religions-Zusammenkunft hat, deswegen wollen wir es etwas umständlicher beschreiben.

Die Wahrsager, welche hiebey das Amt der Vorsteher bekleiden, stimmen zuerst gewisse barbarische Lieder an, und fangen einen sehr lebhaften Tanz an, wobey sie ihre Maraca, das ist, die mit hohlen Früchten und kleinen Steinen versehene Stäbe, die sie in der Hand tragen, schütteln. In dieser Bewegung, und ohne daß sie aufhören zu singen, ergreifen sie alle diejenigen, die dem Feste beywohnen, und diese fangen sogleich eben so zu singen und zu tanzen an, und machen alle Stellungen und Geberden der Wahrsager nach. Die Weiber bewegen sich mit solcher Heftigkeit, daß ihnen der Schaum vor dem Mund steht; die Männer und Kinder schlagen sich auf die Brust, und machen einen unglaublichen Lermen. Nach diesem ersten Auftritt ruht man ein wenig aus, der Ton des Liedes wird sanfter, und man nimmt überhaupt ein stilleres Wesen an, um die Kräfte

zu

zu neuen Bewegungen zu sammeln. Diese Ruhe aber dauert nicht lang, man fängt wieder an zu tanzen, nur mit dem Unterschied, daß man sich in die Runde stellt, einander bey der Hand nimmt, und den Leib etwas vorwärts beugt. Der Tanz hält in dieser Stellung und Ordnung länger an. Wenn jedermann von der starken Bewegung müde ist, so theilet man sich in' drey Kreise, deren jedem der Wahrsager seine Maraca reicht, von welcher er versichert, daß der Geist mit ihnen rede. Er nimmt darauf lange Schilfröhre, die er mit angezündetem Taback anfüllt, und indem er sich rund herum drehet, um den Rauch davon auf die Tänzer zu blasen, so meldet er ihnen zugleich, daß der Geist ihnen Muth und Stärke eingebe. Diese Ceremonie dauert wenigstens sechs bis sieben Stunden. Correal, aus dessen Reisen diese Beschreibung genommen ist, hält diesen Tanz für einen würklichen Religionstanz. So viel ist gewiß, daß der Taback nicht nur hier, sondern auch bey andern indianischen Völkern, zu ihren magischen Unternehmungen gebraucht wird. Sie essen nicht nur das Kraut, sondern zerreiben es auch, oder ziehen den Rauch davon in die Nase. Die narcotische Kraft

die-

ses Krauts kommt ihnen trefflich zu statten, indem es die Sinnen betäubt, und der Einbildungskraft freyen Lauf läßt, daß sie sich tausend abentheuerliche Bilder vorstellen kann.

Lery macht von eben dieser Ceremonie eine weit merkwürdigere Abschilderung. Da er sich für einen Augenzeugen davon ausgiebt, so verdient sie allerdings vorzüglich angeführt zu werden. Er wanderte einstens mit noch einem Franzosen, Jacob Rousseau, und einem Dollmetscher durch das Land, und übernachtete in einem Dorf, welches Cotiva hieß. Den andern Morgen sehr früh, da sie sich zu ihrer weitern Reise anschickten, sahen sie die Wilden von allen Seiten her aus den benachbarten Orten ankommen; es mochten ihrer bey sechs hundert seyn. Sie theilten sich in drey Haufen, wie wir oben schon gemeldet haben. Unsre Reisende kamen unter den Trupp der Weiber, die ihnen nicht das geringste zu leide thaten, sondern ihnen Muth zusprachen, sich still und ruhig zu halten. Das Hauß wo die Männer waren, stund nicht weiter als dreyßig Schritte davon. Hier fieng man an, und hörte ein dumpfes Geräusch von der Seite, wo die Männer waren, und sogleich wurden die Weiber aufmerksam, hielten die Ohren gegen den

Ort

Ort hin, und rückten nahe zusammen. Die Stimme der Männer wurde stärker, und man hörte gar deutlich, daß sie nach zwey einfachen Noten die Sylbe, he, he, he, sungen, und sie beständig wiederholten. Die Weiber antworteten ihnen anfänglich mit einer zitternden Stimme, und wiederholten eben diese Sylbe; sie fiengen darauf so erbärmlich an zu schreyen, daß unsern Reisenden angst und bange dabey wurde. Sie heulten nicht allein aus allen Leibeskräften, sondern sprungen auch mit der grösten Heftigkeit, ließen ihre Brüste herunter baumeln, schäumten mit dem Maul, ja einige fielen gar ohnmächtig nieder. Man konnte nicht anders glauben, als daß sie leibhaftig vom Teufel besessen wären. Auf die nemliche Art fiengen nunmehr auch die Kinder in ihrer Cabana an zu lermen, und zu schreyen. Endlich machten die Männer und nach diesem die Weiber und Kinder, nach diesem verwirrten Geheule eine Pause. Nicht lange hernach fiengen die Männer aufs neue an zu singen, aber nicht in einem so wilden Tone, wie das erstemal, sondern mit so vieler Lieblichkeit und Harmonie, daß es mit dem vorigen Geräusch, auf eine merkliche Art abstach. Die Reisende bekamen Lust, diesen

Ge=

Gesang in der Nähe anzuhören; allein die Weiber wollten sie zurück halten, und der Dollmetscher sagte zu ihnen, er habe sich seit der Zeit, als er in dem Lande sey, noch niemals unterstanden, diesem Feste beyzuwohnen. Dennoch aber siegte die Neugierde, und Lery näherte sich dem Hauße der Männer. Es war dieses sehr lang, wie unsre Alleen, mit Gitterwerk gedeckt, und bis auf die Erde mit Gras überkleidet. Noch immer hörte man in dem Hause singen, und unser Franzos war so kühn, und machte mit der Hand ein Loch in die Graswand, um zu sehen, was inwendig vorgieng. Die Indianer liessen es geschehen, ohne sich darüber zu beschweren. Hiedurch wuchs diesen Europäern der Muth, daß sie endlich das Herz faßten in das Hauß hinein zu gehen, um den Tanz recht in der Nähe sehen zu können. Sie beschreiben uns die Geberden und Wendungen, die sie machten, auf folgende Art. Sie stunden alle zusammen dicht an einander, ohne daß sie sich bey den Händen hielten, und ohne daß sie von der Stelle rückten. So in die Runde gestellt, und vorwärts gekrümt, hoben und wogen sie den Leib ein wenig, und bewegten nur das rechte Bein. Ein jeder hatte auch die rechte Hand

auf

auf dem Hinterbacken liegen, und den linken Arm, und die Hand hinunter hängen, und auf diese Art sungen und tanzten sie. Ueber dieses waren wegen der Menge der Tänzer drey Creise, und mitten in jedem derselben drey oder vier von den Wahrsagern, welche mit Röcken, Mützen, Armbändern von schönen natürlichen und bunden Federn, reich geputzt waren, und übrigens in jeder Hand eine Maraca, oder Klapper hatten, von einer Frucht, die grösser ist, als ein Strauseney, woraus, wie sie sagten, der Geist redete. Das Anblasen der Wahrsager mit Petun = oder Tobackrauch, wird von Lery eben so erzählt, wie wir es bereits angeführt haben. Uebrigens kann er sich nicht genug über die Melodie wundern, da die vielen Stimmen so wohl zusammen harmonirten, und in der Cadenz sich so unmerklich einander näherten. Die Worte, die dabey gesungen worden, beschreibt Lery ohngefähr auf diese Weise: heu, huraure, heura, heurare, heura, heure, uch.

Beyde Erzählungen setzen allerdings voraus, daß die Brasilianer die Macht eines unsichtbaren Geistes geglaubt haben. Zum Beschluß der ganzen Ceremonie stampfen sie mit

dem

dem rechten Fuß viel stärker, als vorher. Sie spukten ein jeder vor sich aus, und sangen aufs neue alle zusammen, drey oder viermal chorweis, ohne Veränderung des Tons, he, che, chua, che, chua, huc. Der Dollmetscher erklärte ihnen den Inhalt dieses Gesangs auf diese Art, sie hätten in dem grossen Tanzlied zu erst ihre tapfern Vorfahren bedauert, darauf hätten sie sich durch die Versicherung getröstet, sie würden nach dem Tode wieder zu ihnen kommen, und sich hinter den grossen Bergen lustig mit ihnen machen; sie hätten ihren Feinden gedrohet, sie wollten sie fangen und fressen, endlich hätten sie von einer alten Ueberschwemmung des Wassers gesungen, welche alle Menschen ersäuft hätte, ausser den Urheber ihres Geschlechts.

Noch einen Umstand müssen wir anführen, der noch mit zu der Religionsgeschichte der Brasilianer gehört. Sie sahen einstens Europäer ihr Tischgebet verrichten, und wusten nicht, was sie daraus machen sollten. Ein alter Mann trat zu ihnen, und sagte in einem bescheidenen Ton: was bedeutet das, was ich euch habe thun sehen, daß ihr eure Hüte abgenommen, ohne den Mund zu eröffnen,

unter-

unterdessen da einer von euch allein redete? Mit wem sprach er? mit euch selbst, die ihr gegenwärtig waret, oder mit einem andern, dessen Abwesenheit ihr bedauertet? Man ergriff diese Gelegenheit, und sagte ihnen etwas vom Christenthum; man erklärte ihm diese Sache ohngefähr auf diese Weise: der Mann sprach mit GOtt, an welchen wir unser Gebet richten, und obgleich der grosse GOtt nicht sichtbar ist, so hat er uns doch gehört, und weiß, was wir im Grund unsres Herzens denken. Die Brasilianer hörten diesen Vorstellungen mit Vergnügen zu. Endlich sagten sie: ihr lehret uns viel hübsche Sachen, wovon wir niemals etwas gehört haben; indessen erinnern uns doch eure Reden an das, was uns unsre Väter oftmals erzählt haben. Lange Zeit vor ihnen, und schon so lange, daß sie es nicht mehr an Monden herrechnen konnten, kam ein alter und eben so bärtiger Fremdling, wie ihr, in dieses Land, welcher eben das sagte, was ihr da saget, aber er überredete keinen Menschen. Darauf kam ein anderer, der uns seinen Fluch nebst einer Keule gab, deren wir uns jederzeit bedient haben, einander nieder zu machen; gegenwärtig ist es eine unter uns eingeführte Gewohnheit, wollten wir

sie verlassen, so würden wir allen unsern Nachbarn zum Gelächter werden. Man that ihnen Vorstellungen, sie wurden darüber bewegt, und giengen hin, und sungen ihr Tanzlied, wie zuvor. So unbeständig und leichtsinnig sind sie.

Dritter Abschnitt.

Privatleben der Brasilianer und übrigen Süd-Americaner.

So unterschieden die Süd-Americaner in ihren Religionsbegriffen sind, eben so unterschieden sind sie in ihrer häußlichen Lebensart. Hier sehen wir den Wilden, wie er, ohne sich nach andern zu richten, sich selbst überlassen, sein Leben einrichtet, und sich dem natürlichen Zustand bald nähert, bald sich unter denselben erniedrigt. Wir wollen also diese Völker durch die verschiedenen Scenen des menschlichen Lebens begleiten. Hier sehen wir sie blos nach eingeführten Gewohnheiten handeln, die bald den Grundsätzen der Vernunft gemäß, bald denselben entgegen sind.

Wir machen mit den Heyrathen der Brasilianer den Anfang. Aus der wilden Gemüthsart dieser Völker wird man von selbst auf den Gedanken kommen, daß sie sich aus dem Ehestand eben nicht sonderlich viel machen werden. Und so ist es auch in Ansehung der Ceremonien die dabey vorfallen; mit desto mehr Genauigkeit aber halten sie das einmal geknüpfte Band unversehrt. Sie sind gerade das Widerspiel der alten Römer, die bey ihren Heyrathen ausserordentlich viele feyerliche Ceremonien beobachteten, aber sich eben kein grosses Gewissen daraus machten, die eheliche Treue ohne viele Umstände zu brechen. Die Brasilianer sehen bey ihren Heyrathen nur auf die drey nächsten Grade der Blutsfreundschaft, so, daß niemand seine Mutter, Schwester und Tochter heyrathet, alle übrige Grade der Verwandschaft kommen in keine Betrachtung. Wenn sich jemand entschließet eine Person zu heyrathen, so wendet er sich zuvörderst an sie, und macht ihr sein Vorhaben bekannt, alsdenn sucht er die Einwilligung ihres Vaters, oder wenn dieser gestorben ist, des nächsten Anverwandten. So bald von allen Seiten das Jawort gegeben ist, so nimmt er sogleich die verlangte Person zu sich in sein

Haus, und so ist sie ohne weitere Umstände seine Frau: wird sie ihm aber verweigert, so steht er augenblicklich davon ab, und niemand macht ihm den Vorwurf, daß er einen Korb bekommen habe. Die Vielweiberey wird unter ihnen für eine Tugend gehalten, und es darf einer nicht nur so viel Weiber nehmen, als er ernähren kann, sondern derjenige, der die meisten hat, wird als ein tapferer und munterer Mann angesehen, und es werden oftmals so gar Loblieder auf ihn gesungen. Wir Europäer können uns nicht vorstellen, wie bey solchen Umständen Ordnung und Einigkeit in Familien erhalten werden könne, da es fast unvermeidlich scheint, daß sich die Eifersucht mit allen ihren schädlichen und unangenehmen Folgen nicht einschleichen sollte: allein bey den Brasilianern ist just das Widerspiel. Ein Mädchen trägt gar kein Bedenken, einen Mann, der ein ganzes Heer Weiber um sich hat, zu heyrathen; allein, auf der andern Seite nimmt es der Mann auch nicht so genau, was seine Frau vor ihrer Verheyrathung für ein Leben getrieben hat. Denn es ist Sitte im Lande, daß sich die Mädchen nicht allein ohne den Vorwurf der Schande zu befürchten, den ledigen Mannspersonen

über-

überlassen, sondern ihre Anverwandten bieten sie auch dem nächsten dem besten an, und liebkosen noch dazu ihre Liebhaber. Daher kommt es, daß selten eine Weibsperson als Jungfer in die Ehe tritt. Ohngeachtet sie sich nun vor ihrer Verheyrathung alle Arten der Ausschweifungen erlauben; so beobachten sie dennoch die gelobte eheliche Treue mit aller Pünktlichkeit, und es findet sich auch niemand, der sie in den Stand der Versuchung führte: denn der Ehebruch ist bey ihnen ein Greuel, und wird an dem Leben bestraft. Ohngeachtet der Mann die Freyheit hat, so viel Weiber zu nehmen, als er will, und sie auch wieder zu verstossen, wenn er will; so darf er sich doch zu keiner nahen, als derjenigen, die er unter dem Titel, als seine Frau, angenommen hat. Uebrigens schlafen die Männer nicht in den Cabanen der Weiber, sondern jeder hat seine besondere Wohnung. Bey einigen ist das Ceremoniel so streng, daß die Männer nur gleichsam verstolen zu ihren Weibern gehen, und es würde etwas unerhörtes seyn, wenn sie selbige bey Tage besuchen wollten.

Was die andern Völker in dem untersten Theil von America anlangt, so haben sie hier-

innen mit den Brasilianern eines und das andere gemein, in andern Stücken sind sie unterschieden. Bey den Guaycuruern ist die Vielweiberey etwas ganz unbekanntes, aber dennoch machen sie sich aus den Ehen gar nichts. Man trennt sich ohne viel Umstände zu machen von einander, so bald man einander nicht mehr gefällt. Was bey andern Völkern im Verborgenen geschieht, das thun diese Indianer ohne alle Scham öffentlich. Ihre Weiber haben es sehr hart; sie werden wie Sclavinnen behandelt. Die ledigen Weibspersonen ziehen mit den Soldaten in das Feld, um ihnen zu dienen, und man schont ihrer auch auf keine Weise. Die einzige Gelegenheit, wo die Männer einige Achtung gegen ihre Weiber an den Tag zu legen scheinen, ist, wenn sie aus dem Felde zurück kommen. Da sie keine andere Siegeszeichen als die Haare ihrer getödeten Feinde mit sich zurück bringen, so machen sie ihren Weibern ein Geschenke damit, und diese brauchen sie ihren Männern zu Ehren als einen Putz. Ob sie gleich ordentlicher Weise nur eine Frau haben, so wird doch den Tapfersten unter ihnen, gleichsam zur Belohnung ihrer Verdienste, erlaubt, sich unter den Gefange-

fangenen die jüngsten auszusuchen, und sie zur Beyschläferin zu haben.

Bey den Guayraniten ist noch ein besonderer Gebrauch in Ansehung der Heyrathen üblich. Wenn eine Jungfer im Stand ist zu heyrathen, so wird sie von ihren Eltern einem Weibe übergeben, bey der sie die härtesten Arbeiten verrichten muß, dabey schlechte Kost bekommt, und Tag und Nacht keine Ruhe hat. Es ist dieses die Probezeit, und aus ihrer Aufführung schließt man alsdenn, ob sie zur Sparsamkeit und Arbeitsamkeit geschickt sey, oder nicht. In diesem Prüfungszustand muß sie eine Zeitlang aushalten. Ist sie nun durch alle Proben hindurch tüchtig erfunden worden, eine gute Hausmutter zu werden, so werden ihr die Haare abgeschnitten, und prächtige Kleider angezogen. In diesem Aufzug wird sie gleichsam zur Schau aufgestellt, und für mannbar erklärt. Wenn ein Mädchen vor Verlauf dieser Probezeit den geringsten Umgang mit einer Mannsperson hat, so wird es ihr für ein grosses Verbrechen gehalten. Verdienen sie hierinnen unsere Verachtung oder Bewunderung?

Die gewöhnliche Beschäfftigung der Weiber unter den Brasilianern ist, daß sie Baumwolle spinnen, um Hamacken und Seile daraus zu verfertigen. Diese Arbeit verrichten sie auf folgende Art. Aus den Büschen, woran die Baumwolle wächst, zupfen sie solche heraus, und breiten sie mit den Fingern auseinander, ohne sie weiter zu kämmen. Ihre Spindel ist ein runder Stock eines Fingers dick, und einen Schuh lang, welcher gerade mitten durch ein rundes Bret geht. Sie heften die Baumwolle an das längste Ende dieses Stocks, drehen sie auf ihren Hüfften, und ziehen sie mit der Hand, so daß die Rolle an der Seite herunter lauft. Sie haben hölzerne Weberstühle, die vor ihnen stehen, so wie unserer Tapetenwirker ihre; auf diesen zetteln sie an, und fangen das Gewebe von unten an; sie machen es bald wie Fischernetze, bald wie groben dichten Canevas. Die Hamacken, welche bey den Brasilianern Inis heissen, sind meistentheils fünf bis sechs Schuh lang, und eine Klaffter, mehr oder weniger, breit. Sie haben alle an den beiden Enden zwey Oehre, die auch von Baumwolle gemacht sind, woran man zwey Stricke bindet, damit man sie an ein Stück Holz aufhängen könne, welches

queer

queer durch ihre Hütten geht. Sind sie auf Streifereyen, so hängen sie solche zwischen zwey Bäume. Wenn sie schmutzig sind, so säubern sie sie mit einem Schaum, den sie aus einer Art von Kürbissen bereiten. Sie bereiten auch die irrdenen Gefäse, die zu ihren Speisen und Getränken dienen. Sie sind zwar von aussen rau und grob, inwendig aber glatt.

Alle Frauenzimmer, so wohl wilde als gesittete, haben eine Neigung zum Putz, und erstere um so viel mehr, je näher sie in ihrer Gedenkungsart an die Kindheit gränzen. Manns- und Weibspersonen haben bey den Brasilianern dieses mit einander gemein, daß sie nackend gehen, und alle Haare auf dem Kopf, Augenbraunen und Augenliedern, mit Scheeren und Zangen ausreissen. Die Haare auf dem Kopf scheeren die Mannspersonen vorn ganz ab, und hinten spitzen sie sie zu; die Weiber aber lassen solches lang wachsen, und kämmen und waschen es sehr sorgfältig. Zuweilen binden sie es mit einem rothgefärbten baumwollenen Band auf, und lassen es über die Schuldern hängen; gemeiniglich aber geben sie mit fliegenden Haaren. Die Haut im Gesicht durchstechen sie nicht, aber ihre Ohren

durchstechen sie, und die Ohrringe die sie hinein machen, sind von grossen Seemuscheln gemacht. Diese Ohrgehänge sind weiß, rund und lang, hängen ihnen über die Schultern, ja manchmal über die Brüste herunter, so daß sie, wenn man sie von ferne ansieht, nicht anders aussehen, als wie die Ohrlappen eines Spürhundes. Der Hauptschmuck des Brasilianischen Frauenzimmers aber ist im Gesicht, welches sie auf die wunderbarste Art bemahlen. Sie lassen sich mit einem kleinen Pinsel mitten auf dem Backen einen kleinen Creis malen, und fahren alsdenn mit demselben schneckenweis herum, und zeichnen eine Rolle darauf; diese wird alsdenn mit gelber, rother, blauer Farbe ausgefüllt, so daß das ganze Gesicht verstellt wird. Ueber den Augen, wo die Augenbraunen sind, wird mit dem Pinsel ein Hauptstrich gemacht; und dieses halten sie für eine der gröSten Schönheiten. Sie machen sich ausserdem grosse Armbänder von vielen Stücken weisser Knochen, die wie grosse Fischschuppen zerschnitten sind, welche sie so wohl zusammen zu passen, und mit untergemischten Wachs und Gummi zusammen zu fügen wissen, daß man sich darüber verwundern muß. Sie sind ohngefähr anderthalb

Schuhe

Schuhe lang, und konnen füglich mit den Armschienen verglichen werden, die man bey dem Ballenschlagen anlegt. Sie tragen auch weisse Bänder um die Aerme gewunden, und diese zieren sie mit den kleinen Glasknöpfen, die ihnen von den Europäern zugebracht werden, aus. Bey aller ihrer Neigung zum Putz aber können sie doch nicht dazu gebracht werden, Hemden oder Röcke anzuziehen. Zur Ursache dieser Abneigung gegen diese Kleidungsstücke führen sie an, weil sie gewohnt wären, bey allen klaren Brunnen und Flüssen, die sie anträfen, nieder zu kauern, oder hinein zu steigen, und sich mit beiden Händen Wasser über den Kopf zu giessen, so würde es ihnen zu beschwerlich seyn, sich allemal auszukleiden. Ja so gar, die Gefangene, die in die Gewalt der Europäer gekommen sind, lassen sich kaum durch Schläge zwingen, Kleider auf dem Leibe zu leiden. Sie stehen lieber die brennende Sonnenhitze aus, als daß sie etwas auf dem Leibe trügen. So unüberwindlich ist die Tyranney der Gewohnheit.

Wenn man einige Völkerschaften in Brasilien ausnimmt, deren Wildheit vollkommen thierisch ist, so trifft man doch in den Hütten

der

der andern eine Art von Wirthschaft an. Sie bereiten sich ihre Speisen mit einer gewissen Kunst, und begnügen sich nicht, sie so zu essen, wie sie roh aus den Händen der Natur kommen. Der Maiz ist von den innersten Theilen von Brasilien bis an das äusserste Ende von Canada die gemeinste Nahrung aller derjenigen Wilden, die keine herumschweifende Lebensart haben. Wenn diese Frucht noch zart und milchigt ist, so wird sie ein wenig geröstet, jedoch ohne daß die Hülsen abgehen, und wird gegessen. Man bereitet ihn aber auch noch auf eine andere Art. Nachdem er in den Hülsen gekocht worden, thut man die Blätter davon, und läst ihn ein wenig dürren; hernach wird er ausgekörnert, auf Baumrinden an der Sonne getrocknet, und bis zum nöthigen Gebrauch aufgehoben. Wenn man ihn zur Speise bereiten will, so wird er in hölzernen Mörsern mit Keulen gestampft, und durch ein gröblich geflochtenes Sieb gestäubt. Hierauf wird Wasser hinzugegossen, und dieser Brey wird alsdenn gekocht und gegessen. Ehe ihnen von den Europäern Kessel zugebracht wurden, so bedienten sie sich gewisser von Thonerde verfertigter Gefäse dazu, die unten her rund, oben aber sehr geräumig waren.

Die

Die herumschweifende Nationen aber haben nichts als hölzerne Kessel; darinnen kochen sie ihr Essen, indem sie verschiedene heiße Kiesselsteine in das Wasser werfen, wodurch es nach und nach erwärmet, und für sie heiß genug wird, da sie gewohnt sind, die Speisen halb roh zu essen. Wenn dieser Brey fertig ist, so wird er in so viel kleine Kessel, oder kleine aus Baumrinden, oder Wurzeln gemachte Schüssel gethan, als Personen in der Cabane sind, aus diesen essen sie, wenn es ihnen beliebt; denn sie halten sich an keine gewisse Stunden, sondern wenn sie der Hunger antreibt, so greifen sie zu.

Ausser den Maiz nähren sich die Brasilianer noch mit zweyerley Arten von Wurzeln, der Aipy, und Manioc. Die Pflanzen davon brauchen nicht über drey Monathe in der Erde zu seyn, so werden sie schon einen halben Fuß hoch und so dick, wie ein Arm. Man trocknet sie am Feuer auf Hurden, nachdem vorher der Saft heraus gepreßt ist. Die getrockneten Wurzeln werden hernach mit zwey scharfen Steinen geschabt, und ein Mehl daraus gemacht, dessen Geruch, wie das Stärkmehl ist. Dieses wird hernach in großen Töpfen

pfen gekocht, und umgerührt, bis es dick wird. Wenn es verkältet ist, so bekommt es eine gewisse Festigkeit, und hat einen Geschmack, wie weis Brod. Wenn sie auf Streifereyen ausgehen wollen, so nehmen sie einen Vorrath davon mit sich auf den Weg, und damit er desto dauerhafter seyn möge, so wird er so lang gekocht, bis er hart ist. Dieses ist eine sehr nahrhafte Speise, und wenn sie mit Fleischbrühe zugerichtet wird, so kommt sie dem gekochten Reis nahe. Diese Wurzeln sind nicht von einerley Güte, sondern es giebt verschiedene Gattungen davon, und es giebt immer eine bessere Nahrung als die andere. Das wunderbarste dabey ist, daß in einer so vortreflichen Wurzel ein so schädlicher Gift befindlich ist; denn es ist gewiß, daß der vierte Theil eines mit diesem Saft angefüllten Glases einen Menschen in einer Viertelstunde töden kan, wenn nicht ein schleuniges Hülfsmittel zur Hand genommen wird. Die Indianer wissen auch die Würkung dieses Safts. Im Anfang, da die Europäer in das Land kamen, haben die Indianer aus Verzweifelung über das unerträgliche Joch derselben einander häufig zu Gast geladen, und von diesem Saft genommen, um mit einander in Gesellschaft

schaft zu sterben. Die Meinungen der Naturkündiger über diese verschiedene Würkung dieser Wurzel sind sehr getheilt. Einige glauben, daß dasjenige, was in dem Saft dieser Wurzel schädlich sey, blos von einer allzustarken Nahrung, die der Magen nicht ertragen könne, herkomme; denn ob er gleich wahrhaftig tödlich sey, so würke er doch auf eine Art, die den andern Giften ganz entgegen sey: man bemerke bey denen, die daran gestorben wären, weiter nichts, als eine Aufschwellung des Magens, welche der Grund der Erstickung sey. Andere glauben, daß das Schädliche dieser Wurzel in der Feuchtigkeit bestehe; wenn das Feuer dessen Unverdaulichkeit verbessert hätte, und das Wässerichte ausgedünstet wäre, so verliere sie alle Schädlichkeit. So viel ist gewiß, daß die Indianer aus diesem Saft, wenn sie ihn an die Sonne oder bey das Feuer setzen, einen herrlichen Trank machen, der insonderheit bey Krankheiten eine kräftige Herzstärkung ist.

Wenn sie sich zu einem Schmauß versammeln, wozu meistentheils die Hinrichtung eines Gefangenen die Gelegenheit giebt, davon wir in dem folgenden Abschnitt umständlicher

reden

reden werden, so ist alsdenn das Fleisch desselben das vornehmste Gericht. Die Weiber müssen dazu nicht nur die Speisen, sondern auch das Getränke zu bereiten. Die Verfertigung des letzten ist sehr eckelhaft; dennoch müssen wir sie anführen. Die Weiber schneiden die vorhingenannten Wurzeln ab, und lassen sie in Wasser kochen. Wenn sie weich sind, so nehmen sie sie vom Feuer weg, und lassen sie verkälten. Alsdenn kauern sie sich um den Topf herum, nehmen die Wurzeln heraus und kauen sie. Keine Jungfer darf dabey Hand anlegen; denn sie glauben, das Getränke würde sonst nicht so gut; auch keine Mannsperson, denn sie halten es für eine Unanständigkeit ihres Geschlechts. Blos die geheyratheten Weiber haben die Ehre, ihren Männern die Materialien ihres Getränks vor zu kauen. Die gekaueten Wurzel thun sie wieder in einen Topf und lassen sie zum zweytenmal kochen, und rühren sie während dem Kochen sehr wohl um. Alsdenn gießen sie den Trank in kleinere Gefäse, schaumen ihn ab, lassen ihn verkühlen, und tragen ihn ihren Männern auf, die sich damit bis zur Ausschweifung ergötzen. Die gröste Lust aber, die sie dabey genießen, ist das Tanzen. Sie

mögen

mögen viel oder wenig getrunken haben, so ist dieses ihr bester Zeitvertreib, denn sie nicht entbehren können. Sie besetzen alsdenn ihren Schild mit Federn, und lassen ihn auf den Rücken herab hängen. An ihre Beine hängen sie Klappern von getrockneten hohlen Früchten; und so springen sie die ganze Nacht hindurch von einer Hütte in die andere. Beide Geschlechter sind im Tanzen niemals beysammen, sondern jedesmal tanzen sie von einander abgesondert. Noch eine besondere Gewohnheit haben die Brasilianer, daß sie nicht zu gleicher Zeit essen und trinken, sondern jedes hat seine besonders ausgesetzte Zeit. So mäßig sie im Essen sind, so unmäßig sind sie im Trinken. Unter dem Essen reden sie nichts mit einander, sondern warten, bis sie satt sind. Alsdenn aber, und unter dem Trinken stehet ihnen der Mund nicht stille; besonders reden sie sehr stark von ihren Feinden, wie sie sie fangen, mästen und fressen wollen.

Dieses Volk, welches in allem Betracht beynahe unter die niedrigste Classe der Wilden gehört, wenigstens nicht viel Gefühl von Menschlichkeit und moralischer Güte hat, beweist doch gegen Fremde, besonders wenn sie

Bundsgenossen sind, eine grosse Leutseligkeit. Man erstaunet so gar, daß man bey ihrer Bewirthung in einem jeden Dorf eine gewisse Aenlichkeit antrift, wie sie ihre Fremden aufnehmen. Wenn man sie weiter auf keiner andern, als auf dieser Seite ansähe, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, es müsse wirklich ein gesellschaftlicher Umgang unter ihnen angetroffen werden. Lery, der dieses Volk durch einen Aufenthalt von etlichen Jahren hat kennen gelernt, bemerkt, daß wenn man mehr als einmal in ein Dorf käme, so müsse man sich gleich das erstemal den Mussacat, das ist, denjenigen Hausvater aussuchen, bey welchen man in Zukunft einkehren wolle; denn, wenn man zuvor bey jemanden gewesen ist, und wählt sich hernach einen andern Wirth, so hält sich der erste für sehr beleidigt. Wenn nun ein Fremder in ein Dorf kommt, und es sieht ihn einer vor der Thür seiner Hütte, so kommt er ihm sogleich entgegen, und nöthigt ihn, bey ihm einzusprechen; er läßt ihn in ein baumwollenes Hängebett, das quer durch die Hütte hängt, sitzen, und läßt ihm einige Zeit, ohne ein Wort zu reden. Mittlerweile versammlet er seine Weiber, die sich auf die Er-

de um sein Bett niederkauern, und beide Hän= vor ihr Gesicht halten. Bald darauf fangen sie an Freudenthränen zu vergiessen, und sagen ihrem Gast unter dem Weinen tausend Schmei=cheleyen, z. E. du bist doch recht gut! du hast dir Mühe gegeben, und bist hieher gekom=men! du bist recht hübsch! du bist taxfer! was für Verbindlichkeit haben wir dir nicht! welches Vergnügen machst du uns! Mit ei=nem Wort, sie freuen sich im eigentlichen Ver=stand, wie die Kinder. Will der Fremde eine gute Meinung von sich geben, so muß er sich dadurch gerührt zeigen, und wenigstens einige Seufzer ausstossen. Lery sagt, er habe Fran=zosen angetroffen, die geweint hätten, wie die Kälber. Wenn dieser erste Auftritt vorbey ist; so kommt der Hausvater, der während dieser Zeit in einer Ecke der Cabane gesessen, und sich etwas zu thun gemacht hat, zum Vor=schein, und stellt sich, als wenn er nichts von dem, was während der Zeit vorgegangen ist, wüste. Er geht an das Bett, und fragt den Fremden, wie er sich befände; ferner was sei=ne Geschäfte wären, die ihn hieher gebracht hätten? Alle diese und noch andere Fragen muß er beantworten. Endlich fragt er ihn

auch, ob er etwas zu essen verlange? wird nun die Frage bejahet, so müssen seine Weiber dem Fremden zu erst die Füsse waschen, und alsdenn trägt man in irrdenen Gefäsen, sowohl Mehl, welches sie anstatt des Brods gebrauchen, als auch Fleischwerk von Fischen und Vögeln, auf, ja sie tragen auch manchmal ein Gericht von Menschenfleisch auf, und werden böse, wenn der Fremde nichts davon essen will. Weil sie nichts von Tischen wissen, so wird alles dieses auf die Erde gesetzt, und der Frende kan davon essen, so viel als er will. Nach dem Essen wird ihm nach Landesgebrauch auch zu trinken gereicht. Will der Gast die Nacht über da bleiben, so wird eine saubere Schlafdecke, Inis, aufgehängt, und ob es gleich in Brasilien nicht kalt ist, so werden doch wegen der in der Hütte befindlichen Feuchtigkeit etliche kleine Feuer um das Bett herum gemacht, welche die ganze Nacht hindurch mit kleinen Fächern unterhalten werden. Sie sind überhaupt sehr freundlich gegen Fremde, die nicht ihre Feinde sind; denn es würde sich es jedermann für eine Schande halten, wenn er jemanden woran Mangel leiden sähe, und ihn nicht mit seiner Nothdurft zu statten kommen

sollte.

sollte. Die Ursache, warum sie so wohl bey Bewirthung eines Fremden, als auch sonsten in ihren Cabanen das Feuer nicht verlöschen lassen, ist diese, weil sie glauben, der Teufel, für den sie sich sehr fürchten, nähere sich keinem Ort, wo Feuer wäre. Des Morgens, wenn der Fremde weggehet, so ist es gewöhnlich, daß er seinem Wirth ein klein Geschenke macht. Der vorhin gemeldte Lery sagt, daß er oft bey den Brasilianern übernachtet habe, aber niemals seines Lebens wegen besorgt gewesen sey; sie verabscheueten zwar ihre Feinde und fräsen sie, aber gegen Fremde und Freunde hätten sie eine solche Neigung, daß sie sich lieber würden in Stücken zerhauen lassen, als zugeben, daß ihr Gast beleidigt würde.

Der entscheidende Character eines Wilden ist, daß er seine Nahrungsmittel, wodurch er so wohl sich selbst unterhält, als auch seine Gäste bewirthet, von der Jagd und Fischerey hernimmt. Auch von diesem Punct müssen wir noch reden. Die Fischerey treiben die Brasilianer mit besonderer Geschicklichkeit. Die grossen Fische schiessen sie mit Pfeilen, wie das Wild, und wenn sie einen getroffen ha-

ben, so springen sie gleich den Wasserhunden in das Wasser, und bringen ihn an das Land; denn Männer, Weiber und Kinder sind im Schwimmen ausserordentlich geschickt. Die kleinen Fische fangen sie mit Angeln, die sie aus Dornen zu verfertigen wissen. Die Angelschnüre machen sie aus einem gewissen Kraut, Tucon, welches sich wie Hanf bearbeiten läst, aber noch weit stärker ist. Sie fischen damit nicht allein am Ufer, sondern sie begeben sich mit ihren baumrindenen Fahrzeugen, die aus fünf bis sechs rund zusammen gefügten Balken bestehen, auf die Seen und Flüsse, darinnen süsses Wasser anzutreffen ist.

Was die Jagd der Brasilianer anbelangt, so hat sie viel besonderes. In den grossen ungeheuern Ebenen, die sich von Buenos Ayros bis Chili, und noch weiter gegen Mittag erstrecken, haben sich einige Ochsen und Pferde, welche die Spanier auf freyen Feld verlassen haben, dergestalt vermehrt, daß man um das Jahr 1628. ein sehr gutes Pferd um zwey Nadeln, und so nach Proportion eintauschen konnte. Heut zu Tage aber muß man schon weiter gehen, wenn man sie antreffen will; unterdessen ist aus der ungeheuren Zahl

Ochsen=

Ochsenhäute, welche aus Brasilien herausgebracht werden, schon ein Schluß auf die grosse Anzahl dieser Thiere zu machen; denn wenn z. E. funfzig tausend Ochsenhäute nach Europa gebracht werden, so müssen wenigstens achtzig tausend solcher Thiere getödet werden, indem nur diejenigen Häute, die von Stieren sind, und eine gewisse Länge haben, zur Handlung tauglich sind. Doch alles ist noch nicht hinreichend, uns einen deutlichen Begriff von der Menge dieser Thiere zu geben; man muß noch dazu rechnen, wie viel dieser wilden Ochsen von Löwen und Tigern zerrissen werden; ingleichen was für eine Menge durch die wilden Hunde zu Grund gerichtet werden. Kurz die Menge dieser Thiere ist sehr beträchtlich. Die Art, wie die Brasilianer und die ihnen benachbarte Völker diese Ochsenjagd anstellen, ist sehr besonders. Eine Gesellschaft von Jägern versammelt sich, und begiebt sich zu Pferd auf eine grosse Ebene, die völlig mit diesen Thieren bedeckt ist. Alsdenn theilen sie sich von einander, worauf ein jeder mit einer besondern Axt, deren Schneide die Gestalt eines halben Mondes hat, zur Rechten und Linken um sich hauet, den hintern Füssen der Ochsen einen Hieb beybringt, und

ihnen die Gelenke abschneidet. Sodann fällt das Thier nieder, und kann sich nicht wieder aufhelfen. Unterdessen lassen es die Jäger liegen, nnd fahren immer fort, rechts und links um sich zu hauen, so lang sie Ochsen antreffen. Wenn diese Thiere dadurch in Schrecken gerathen, so laufen sie einander in den Weg, indem sie die Flucht nehmen wollen. Dadurch bekommen die Jäger Zeit, wieder auszuruhen. Nachdem sie nun eine so gewaltsame Uebung einige Tage fortgesetzt haben, so kehren sie auf den Weg, auf welchen sie gekommen sind, wieder zurück, bringen die Ochsen, die sie da haben liegen lassen, vollends um, und nehmen so viel davon, als sie können mit, die übrigen lassen sie liegen. Es ist leicht zu vermuthen, daß eine so grosse Menge Aeser die Luft anstecken müste, wenn sie lange daselbst liegen blieben. Aber ganze Wolken von Geyern, die so groß sind, wie die Adler, und noch andere Raubvögel, fallen auf sie herab, und in kurzer Zeit siehet man nichts mehr da liegen, als die Gebeine, von denen das Fleisch abgefressen ist. Die wilden Pferde fangen sie mit Schlingen. Die Indianer, die auf diesen Fang sehr listig sind, treiben sie

an

an solche Orte, wo sie wissen, daß sie nicht leicht entwischen können. Sobald sie ihnen nahe genug sind, so werfen sie ihnen Schlingen an die Füsse, springen hernach auf sie, und in kurzer Zeit sind sie gebändigt. So gar grosse Schlangen fangen sie mit blossen Händen, ohne daß ihnen ein Schade geschieht, und machen sich aus ihren Häuten Gürtel. Gegen die Tiger haben diese Indianer ein sehr gutes Mittel, wenn sie dieselbe nicht erlegen können. Sie sind sehr geschwind, und so bald sie einen Tiger auf sich zukommen sehen, so klettern sie auf einen hohen Baum. Die Bestie, die ihnen nicht nachsteigen kann, hält sich unten am Fuß des Baums auf, und würde sich so lang daselbst verweilen, bis ihr ihr Raub von selbsten in den Rachen käme. Allein, da man bemerkt hat, daß die Tiger den Geruch von Menschen-Urin nicht vertragen können, so macht sich der Indianer dieser Erfahrung zu nutz, der Tiger entfernt sich, und der Mensch hat Zeit sich in Sicherheit zu setzen. Es ist dieses nicht das einzige Mittel, wodurch sich diese Indianer gegen die Tiger vertheidigen. An einigen Orten, wo diese Thiere sehr zahlreich sind, sind sie beständig unter dem Gewehr.

Sie suchen sie hauptsächlich in der Gegend der Lenden zu verwunden, weil sie bemerkt haben, daß das Thier hier am schwächsten ist. Von der Jagd auf die übrigen Thiere wollen wir nichts sagen, weil sie nichts besonders hat.

Nun ist von den Privatumständen der Südlich = Americanischen Völker nichts mehr übrig, als die beiden allgemeinen Schicksale des menschlichen Geschlechts, Gebohrenwerden, und Sterben, und wir wollen mit den Gebräuchen, die uns davon bekannt worden sind, diesen Abschnitt schliessen. Wenn sich eine Brasiliane= rin in gesegneten Umständen befindet; so hü= tet sie sich sorgfältig keine schwere Last zu tra= gen; im übrigen aber verrichtet sie ihre Ar= beit, wie sie sonst gewohnt ist. Bey der Nie= derkunft stehet ihr niemand bey, als ihr Mann, welcher die Stelle einer Hebamme vertritt. Sobald das Kind zur Welt gebracht ist, so ist das erste, was der Vater thut, daß er es in seine Arme nimmt, ihm die Nabelschnur bindet, und mit seinen Zähnen abbeißt. Dar= auf beugt er ihm die Nase zurück, denn die Stumpfnasen werden für eine grosse Schön= heit gehalten; er durchbohrt ihm auch die Unterlefze, und steckt einen kleinen Knochen hinein.

hinein. Nach diesem reinigt er es, und bemahlt es mit rother und schwarzer Farbe; hierauf legt er es ohne Windeln, in eine baumwollene Hangmatte, die in der Lufft hängt. Ist es ein Knabe, so macht er ihm einen kleinen Bogen, und einige kleine Pfeile, die mit Papagayenfedern befiedert sind, er legt solche zu dem Kind, küsset es, und sagt: mein Sohn, wenn du deine Jahre erreichst, so sey beflissen, die Waffen zu führen, und unsern Feinden Schaden zu thun. Den Namen, der ihnen beygelegt wird, empfangen sie entweder von den Waffen, oder von einigen wilden Thieren. Lery war einstens bey der Niederkunft eines Brasilianischen Weibes, wo der neugebohrne Sohn den Namen Drapacam, das ist, Bogen und Sehne, bekam. Die Nahrung des Kindes besteht nebst der Muttermilch in gekaueten Mehl, und andern weichen Speisen. Die Mutter hält sich nicht länger, als zwey Tage in ihrer Cabane innen; nach dieser Zeit hängt sie ihr Kind in einer baumwollenen Binde um den Hals, und geht ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach. Der Mann aber legt sich ins Bett, und empfängt in dieser Positur die Glückwünsche von seinen Freun-

den.

den über die Vermehrung der Familie. Keine Mutter leidet, auffer im höchsten Nothfall, daß ihr Kind von einer andern Frau gesäuget werde. Ohngeachtet die Kinder niemals in Windeln gewickelt werden, so siehet man doch nicht leicht geradere und wohlgestaltere Gliedmasen als die ihrigen; auch befleißigen sie sich der Reinlichkeit mehr, als man vermuthen sollte; denn ob sie schon kein Leinengeräthe haben, so gebrauchen die Mütter dennoch grosse Baumblätter, oder Laubwerk von Kräutern dazu, sie beständig damit abzutrocknen.

Noch eine Anmerkung macht Lery, über das Brasilianische Frauenzimmer. Er war ein ganzes Jahr im Land und gieng beständig unter diesen nackenden Personen herum, und gleichwohl bemerkte er niemals, daß die Brasilianerinnen ihre monathliche Reinigung hatten. Er vermuthet, daß sie eine andere Art haben müsten, die Natur zu reinigen. Er sahe, daß die Mütter ihre Töchter, wenn sie zwölf bis vierzehen Jahre alt waren, gerade aufgerichtet mit zusammen gehaltenen Beinen auf einen Sandstein stehen liessen, und ihnen alsdenn mit einem Thierzahn, der scharf war, wie ein Messer, unten von den Achseln an die

ganze

ganze eine Seite lang hinunter, und die Schenkel bis an das Knie, bis auf das Blut aufritzten, so daß diese Mädchen, die vor Schmerzen die Zähne zusammen bissen, eine Zeitlang bluteten. Er glaubt, daß sie dadurch gleich im Anfang der Natur einen andern Weg zeigten. Wir wollen nicht darüber urtheilen, sondern es den Aerzten überlassen.

Die Niederkunft der Weiber in Guayra hat gleichfalls viel besonders. Wenn eine Frau nieder gekommen ist, so beobachtet ihr Mann ein strenges funfzehentägiges Fasten, er geht während der Zeit nicht auf die Jagd, und hat mit niemand einen Umgang. Diese Indianer glauben, daß das Leben des Kindes von der strengen Beobachtung dieses Gebrauchs abhänge. Sie sollen auch eine Art von Taufe haben, davon man aber noch nichts zuverläßiges erfahren hat. Was die Beylegung des Namens anbelangt, so geschieht sie auf eine Art, die der Wildigkeit dieser Nation vollkommen angemessen ist. Wenn ein Kind gebohren ist, so wartet man mit dieser Ceremonie so lang, bis man einen Kriegsgefangenen gemacht hat. Dieser wird alsdenn zum Tode bestimmt, nachdem er einige Zeit vorher wohl

gemä-

gemästet worden. Man giebt ihm auch Mädchen und Weiber, so viel er will. Wenn nun der angesetzte Tag erscheint, so würgt man ihn unter vielen Feyerlichkeiten. So bald er todt ist, so geht jederman herbey, rührt den Cörper mit der Hand an, und schlägt ihn mit einem Stecken. Bey dieser Gelegenheit bekommen alle diejenige einen Namen, die bisher noch keinen gehabt haben. Hierauf wird der todte Leichnam in Stücke zerschnitten, und eine jede Familie trägt ihren Antheil Fleisch nach Hauß. Hier wird es so lang gekocht, bis es sich in einem Brey verwandelt, und alsdann nimmt ein jeder von der Familie einen Löffel voll; so gar die Mütter pflegen ihren Kindern, die noch an ihren Brüsten liegen, ein wenig davon in den Mund zu geben. Schaudernde Scene des wilden Menschen!

So wie der Character der Nation ist, so ist auch ihre Erziehungsart. So bald die Knaben heranwachsen, so nimmt sie der Vater mit auf die Jagd, und hält sie zu andern Verrichtungen, womit sich die Männer zu beschäftigen pflegen, an; die Töchter aber werden zur Haus- und Feldarbeit angehalten, so bald es

ihre

ihre Kräfte erlauben. Diejenigen Nationen, die beständig Krieg führen, erziehen auch ihre Kinder auf diesen Fuß. Die Guaycuruer zeichnen sich auch hierinnen vor andern aus. So bald einem Kind die Haare anfangen zu wachsen, so werden sie ihm so gleich ausgerissen, bis auf diejenigen, die einen Haarschopf mitten auf dem Kopf bilden können. Die Knaben werden bis in ihr vierzehendes Jahr schwarz, und bis in das sechzehende roth gemahlt. Man giebt ihnen so dann ein Armband, einen Gürtel, der ihnen bis über den Nabel geht, und eine Mütze, wie ein Jägergarn. Bis auf diese Zeit werden die Knaben streng gehalten, und es kann ihnen jederman befehlen, wer nur will. Man sticht sie beyzeiten an verschiedene Orte des Leibes, und obgleich diese Operation sehr schmerzhaft ist, so sieht man doch Knaben von vier bis fünf Jahren, die solche mit der grösten Begierde verlangen. Auf diese Art werden sie frühzeitig zum Krieg angezogen, aber kein Mensch denkt daran, ihren Verstand aufzuklären. Man bringt ihnen weder Achtung noch Liebe für ihre Eltern bey. Die Mütter dürfen sich gar nicht unterstehen, sie zu bestrafen, und wenn sie die Grobheit noch so weit treiben.

Sollte es geschehen, daß ein Vater im Zorn seinen Sohn schlüge, so ist es ihm so gleich wieder leid, er stellt Gastereyen an, um sich wieder mit ihm auszusöhnen. Die einzige Züchtigung bestehet darinnen, daß sie ihnen Wasser ins Gesicht giessen. Bey diesen Umständen ist es gar nicht zu verwundern, daß die Knaben die Frechheit auf das höchste treiben, und wohl gar ihre Eltern schlagen, wenn es ihre Kräffte erlauben.

Wenn ein Knabe sechzehen Jahr alt ist, so wird er zu einem Soldaten angenommen, und dieser erste Schritt, den er in seine grosse Welt thut, kommt ihm theuer zu stehen. Die Aufnahme verrichtet allemal ein alter Soldat, der einiges Ansehen unter ihnen hat. Den Anfang macht er damit, daß er seinen Candidaten neben sich sitzen läst, und ihm einen grossen Theil Haare ausreißt. Dieses muß er leiden, ohne sich zu bewegen, oder zu klagen. Er sticht ihm sodann mit einem spitzigen Knochen in alle Theile des Leibes, und selbst an die heimlichen und höchst empfindlichen Orte. Mit dem Blut, das er auf diese Art bekommt, reibt er ihm den Kopf. Alsdenn packt er ihn bey dem Haarschopf an, reißt mit aller Ge-

walt

walt daran, bindet und ziehet ihn so fest zusammen, als er kann, und wickelt ihn in ein Jägernetz ein. Alsdenn reibt er ihn über den ganzen Leib mit rother Erde, und erklärt ihn auf diese Weise zum Soldaten. Nunmehr ist er von aller Abhängigkeit frey; er kann thun, was er will, und kein Mensch hat ihm mehr etwas zu befehlen.

Wir eilen nunmehr zum Beschluß dieses Abschnitts, und wollen noch etwas weniges von den letzten Auftritten des menschlichen Lebens reden. Wenn ein Brasilianer krank wird, so ist das erste, was man thut, daß entweder einer seiner Freunde, oder einer von ihren Quacksalbern, die sie Pagen nennen, an dem schmerzhaften Ort saugt; denn sie glauben, daß dadurch der Schmerz herausgetrieben werden könnte. Der Kranke muß einen ganzen Monath lang in seiner Hangmatte bleiben, und bekommt höchstens nur so viel zu essen, daß er nicht Hungers stirbt; seine Verwandten verlassen ihn die ganze Zeit über nicht, und machen sich an seiner statt mit Fressen, Saufen, Tanzen und Springen lustig, und erregen ihm so viel Getöse, daß er schon davon den Geist aufgeben möchte. Stirbt er, so ver-

wandelt sich das Jauchzen augenblicklich in ein Klagen, und das Geheul wird dergestalt allgemein, daß fast kein einziger im Dorfe ist, der seine Klagen nicht mit den Leidtragenden vereinigen sollte. Die Weiber thun sich hierinnen besonders hervor, und machen ein so entsetzliches Geheul, daß es von dem Geheule der Hunde und Wölfe wenig unterschieden ist. Sie hucken sich auf die Erde, umfassen sich einander, schlagen die Augen nieder, und fahren mit ihren Klagen so lang fort, als der Tode in der Hütte ist. Hierauf fangen sie an, seine Thaten zu besingen; und dieses dauert einen halben Tag, denn länger leiden sie keinen Todten im Hauß. Sie machen alsdenn eine Grube, nicht der Länge nach, sondern in die Runde, und der Verstorbene wird mit umwundenen Armen und Beinen, gleichsam sitzend hinunter gelassen. Mit ihm werden zugleich einige Federsträusse und andere Nothwendigkeiten, die er in seinem Leben gebraucht hat, eingescharrt; nicht weniger werden Lebensmittel auf sein Grab gesetzt: denn sie glauben, wenn sich der böse Geist, Aynan, bey dem Grabe einfände, und nichts zu essen anträfe, so grübe er den Toden heraus, und verzehrte ihn. Die Gräber beschütten sie mit dem grossen

sen Kraute Pindo, damit die Vorübergehenden abnehmen könnten, daß es eine Grabstätte sey, und sich die Angehörigen dabey noch einmal an den Verstorbenen erinnern möchten.

Wenn bey den Guaycuruern ein Cacike, oder einer seiner Anverwandten stirbt, so kommt das ganze Dorf darüber in Trauer. Sie enthalten sich während der Trauerzeit ihrer Weiber, und essen keine Fische, welches sonst ihr gröster Leckerbissen ist. Die Trauer währt lang oder kurz, nachdem der Verstorbene vornehm, oder gering war. Sie gehen alsdenn in trauriger Gestalt einher, und bemahlen weder das Gesicht, noch den Leib. So bald eine Person von Ansehen gestorben ist, so erwürgt man eine Anzahl Weiber und Männer, die ihr in der andern Welt zur Gesellschaft dienen sollen. Man darf sich nicht viele Mühe geben, sie zu bekommen; es finden sich allemahl Leute genug ein, denen das Leben eine Last ist. Bey den Leichenbegängnissen werden viele Umstände gemacht. Der todte Leichnam wird mit allem, was man schönes hat, ausgeschmückt, und dieses geschieht alles mit guten Willen. So viele Umstände aber man hier bey einem Toden macht, so wenige machen die Chacoer.

Diese scharren den Todten an den Ort ein, wo er gestorben ist; sie stecken einen Wurfspieß auf das Grab, und hängen den Hirnschädel eines seiner erschlagenen Feinde daran. Darauf verläßt man den Ort, und vermeidet ihn so lang, bis man den Verstorbenen gänzlich vergessen hat. Wenn bey den Guayruern ein Mann stirbt, so stürzen sich seine Weiber von einem hohen Ort herab, und verstümmeln sich dadurch manchmal auf ihre ganze Lebenszeit. Sie glauben, daß sich die Seele, wenn sie aus dem Leibe scheide, nicht weit von dem Cörper entferne, und wohl gar bey demselben im Grabe bleibe; sie lassen deswegen einen Platz neben ihm leer, damit der Geist Raum haben möge. Diese Gewohnheit ist so eingewurzelt bey ihnen, daß sie auch durch das Christenthum nicht ausgerottet werden kann. Man erwischte so gar einige christliche Weiber, welche heimlich an den Ort, wo ihre Männer oder Kinder begraben waren, giengen, und die Erde, womit das Grab bedecket war, durch ein kleines Sieb laufen liessen, um ihrer Seele eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie sagten, ohne diese gebrauchte Vorsicht, allzu sehr gedrückt werden würde. Die Mataranen begehen alle Jahre den Gedächt-

nistag

nistag ihrer Verstorbenen auf die lächerlichste Weise. Sie laden alle ihre Freunde ein, und jeder ist verbunden, einen todten Strauß mit zu bringen. Wenn der Gedächtnistag von mehrern Verstorbenen zugleich gefeyert wird; so muß man so viele Sträusse haben, als Verstorbene zu betrauern sind, als welche dadurch gleichsam als Sinnbilder vorgestellt werden. Alle Gäste bekommen ein Geschenk, und jeder muß sich anheischig machen, bey Trauerfällen in seiner Familie ein gleiches zu thun; und dieses Versprechen verbindet auch seine Erben, wenn er in der Zeit sterben sollte. Hält jemand sein Wort nicht, so ist dieses Ursache genug, das ganze Dorf mit Krieg zu überziehen. Diese Feste dauern vier Tage; man beweint aber die Todten nur eine Stunde lang, alsdenn erfolgt auf die Thränen ein unmäßiges Gelächter, Tänze, und Schmauß, wobey es Pflicht ist, sich zu berauschen. Den Beschluß macht eine Art von Bacchanalien, wobey alle diejenigen Unordnungen begangen werden, die man von Wilden in einem solchen Zustand erwarten kann. Einige Völker in diesem Weltstrich sollen noch jetzo die Gewohnheit haben, ihre verstorbene Freunde aus Mitleiden zu fressen, denn sie glauben ihnen ein weit ehrliche-

res Begräbnis dadurch zu verschaffen, als wenn sie sie der Verwesung überlieferten; andere sollen die Cörper ihrer Kriegsmänner zerfleischen, das Fleisch verzehren, die Gerippe eine Zeitlang mit vieler Ehrfurcht aufheben, und hernach im Krieg anstatt der Fahnen brauchen. Bey so verschiedenen Begräbnis-Ceremonien finden wir doch kein einziges Volk, welches wie die Asiaten seine Toden verbrennt. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Sollte sie nicht in der Hochachtung, die die Süd-Americaner gegen das Feuer haben, zu suchen seyn?

Vierter Abschnitt.

Kriegswesen der Brasilianer, und der übrigen Südlichen Völker in America.

Daß Krieg in der Welt gewesen ist, so lang es Menschen gegeben hat, ist eine Wahrheit, die durch die Geschichte aller Zeiten bestättigt wird. Doch sind die Ursachen, wodurch die Völker gegen einander die Waffen zu ergreifen angereizt werden, nicht bey allen Völkern einerley. Einige werden durch Ehrsucht

sucht angetrieben, und suchen sich durch ihre Eroberungen einen ewigen Namen zu machen; andere treibt der Eigennutz an, sich der Güter der andern zu bemächtigen; noch andere die Herrschsucht, ihre Macht durch Unterjochung der andern zu befestigen. Alle diese und noch andere Ursachen, wodurch Krieg in der Welt entstehen kann, treffen bey den Brasilianern nicht ein; sondern die einzige Triebfeder, wodurch sie zum Krieg angereizt werden, ist, ihrer Rachbegierde Genüge zu leisten, Gefangene zu machen, und Waffen zu erbeuten. Wenn also einmal ein Krieg unter diesen Völkern angegangen ist, so ist an keine Wiederherstellung des Friedens zu gedenken; denn es mag der Ausgang eines Feldzugs seyn, wie er will, so haben beide streitende Partheyen das Schicksal, daß einige von ihnen getödet, oder gefangen worden, und dieses ist Ursache genug, so bald sie können, den Krieg wieder aufs neue anzufangen. Die Beleidigungen, die einer einzeln Privatperson angethan werden, bringen gemeiniglich einen Krieg auf die ganze Nation. Die Brasilianer erkennen keine Könige und Fürsten, sondern jeder hat mit dem andern gleiches Recht; daher sind sie

so leicht gegen jedes andere Volk in Harnisch zu bringen.

Wenn nun einer aus ihnen beleidigt worden ist, so bringt er seine Beschwerden bey ihren Aeltesten an. Diese haben zwar im eigentlichen Verstand nichts zu befehlen; aber sie stehen doch wegen ihrer Erfahrung in grossem Ansehen unter ihnen. Ein jedes Dorf hat seine Prorerupicheh, dies ist ihr Name, und jedermann bedient sich ihres Raths. Sie liegen in ihren baumwollenen Matten, und geben darinnen Audienz. Zu ihnen versammeln sich die Brasilianer, wenn sie Krieg anfangen wollen. Hier werden die Berathschlagungen angestellt, und diese Alten ermangeln niemals, sie zur Rache gegen ihre Feinde anzufeuern, wenn sie einen glücklichen Erfolg vermuthen, ausserdem aber thun sie ihnen Vorstellungen, ihre Rache bis auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben. Sie verfahren aber gar nicht dictatorisch, sondern ein jeder der Anwesenden kann seine Meynung frey sagen, ohne daß ihm ein anderer in die Rede fällt. Kommt diese mit der Meinung des Alten nicht überein, so klopft dieser mit seinen Händen auf seine Schultern und Lenden, und sagt:

sagt: nicht also, meine Landsleute, so müßt ihr es nicht anfangen, und dergl. Eine solche Versammlung dauret oft sechs Stunden, bis es zu einen Entschluß kommt; alsdenn geht ein jeder nach Haus, und macht den Seinigen das Resultat von der Berathschlagung bekannt. Und hierauf rüstet sich ein jeder zum bevorstehenden Feldzug.

Die Waffen, die sie führen, sind von verschiedener Art. Ihr gewöhnliches Gewehr ist der Tacape, eine Art von einer Keule aus Brasilien- oder andern harten Ebenholz, welche fünf bis sechs Schuhe lang ist. Ihre Gestalt ist am Ende rund, oder auch länglicht, ohngefähr zwey Hand breit, mitten eines Daumens dick, an beyden Seiten aber geschärft. Sie können sie sowohl zum Zuschlagen, als zum Hauen gebrauchen. Ferner führen sie einen Bogen, den sie in ihrer Sprache Orapat nennen. Er ist aus eben dem Holz, aus welchem die Keule ist, gemacht. Die Sehne dieser Bogen ist von dem Kraute Tocon gemacht, sehr dünne, aber so stark, daß ein Pferd daran ziehen könnte, ehe sie zerreißt. Ihre Pfeile sind ohngefähr einer Klaffter lang, und bestehen aus drey Stücken; das mittelste ist von Schilf, die beyden äussersten En-

den aber von schwarzen Holz gemacht, und diese Theile sind durch Baumbast so künstlich mit einander verbunden, daß sie nur ein Stück auszumachen scheinen. Sie haben nur zwey Federn, die mit baumwollenen Fäden sehr sauber angebunden sind. An die Spitze des Pfeils machen einige zugespitzte Knochen, andere ein Holz von trocknen und harten Rohr, eines Schuhes lang, das forne her wie eine Lanzette zugespitzt ist; noch andere die Spitze eines Rochenschwanzes, der sehr giftig ist. Seitdem die Portugiesen und Franzosen dieses Land besucht, und Eisen eingeführt haben, machen sie auch Pfeileisen, oder wenigstens eine Nagelspitze daran. Endlich führen sie auch einen Schild, welcher aus dem Rücken, als der dicksten Haut, des Thieres Tapirussu, gemacht wird; er ist breit, platt und rund, und wird blos zur Abhaltung der Pfeile gebraucht; wenn es aber zum Handgemenge kommt, so lassen sie ihn über den Rücken herabhängen. Wenn es zum Treffen geht, so haben sie nichts als ihre Federmützen, Armbänder und kurze Federdecken an sich; alles übrige halten sie für überflüßig und zum Fechten hinderlich. Mit dieser Rüstung versammeln sie sich, manchmal hundert, manchmal etliche tausend Mann

stark,

stark, nachdem die Unternehmung wichtig ist, oder nicht. Zu Heerführern werden diejenigen gewählt, die in den vorigen Feldzügen die meisten Feinde getödet haben. Bey ihrem Zug finden sich auch ihre Weiber ein, die die Lebensmittel fortbringen müssen; ingleichen auch ihre Aeltesten, die sie zur Tapferkeit ermuntern. Bey ihrem Zug halten sie keine gewisse Ordnung, indessen geht doch alles ohne Verwirrung vor sich. Ihr Losungszeichen geben sie mit einem Horn, das sie Inubia nennen, und mit kleinen Pfeifen, die aus den Knochen der Gefangenen gemacht worden, die ihnen bey ihren vorigen Unternehmungen in die Hände gerathen sind. Wenn sie zur See einen Zug thun, so besteigen sie ihre Canots aus Baumrinden die sie Ygat nennen; doch wagen sie sich nicht weit vom Ufer.

Die Art, wie sie Krieg führen ist ganz besonders. Sie greifen ihren Feind niemals in einer Schlachtordnung und sehr selten in freyen Felde an, sondern sie suchen sie meistentheils hinterlistig zu überraschen. Wenn sie auf eine Streiferey ausgehen, so thun sie oftmals eine Reise von dreyßig bis vierzig Meilen weit, ehe sie an das Dorf kommen, an dessen Einwoh-

nern

nern sie ihre Rache ausüben wollen. Sie rücken aber nicht mit ihrer ganzen Macht an, sondern die tapfersten unter ihnen gehen einige Tagreisen ganz still voran, und lassen die andere nebst den Weibern zurück. Sie nehmen ihren Weg durch die Gebüsche, und nähern sich dem Dorf ganz unvermerkt. Sie überfallen sie plötzlich, und nehmen Männer, Weiber und Kinder, so viel sie können, mit sich fort; wenn sie nach Hause kommen, so schlagen sie sie todt, rösten und verzehren sie. Diese Ueberraschung ist um so viel leichter, weil die Hütten der Indianer mit keinen Thüren und Schlössern versehen sind. Die Gränzdörfer sind zwar mit Pfählen bevestigt, aber auch da kostet es nicht viele Mühe sie zu übersteigen. Sind sie vorher von der Ankunft einer feindlichen Macht benachrichtigt, so wenden sie alle mögliche List an, den Angriff zu vereiteln; allein die Belagerung ist dem ohngeachtet nicht von langer Dauer. Die hölzerne Pfähle werden entweder in Brand gesteckt, oder untergraben, oder auf andere Weise unbrauchbar gemacht. Und dann ist nichts der Wuth zu vergleichen, mit welcher sie über ihre Feinde herfallen. Haben sie aber Zeit, sich in offenen Feld in Vertheidigungsstand zu

setzen;

fetzen ; so ist die Hitze, mit welcher sie einander anfallen, nicht auszusprechen. Der Anfang wird mit einem fürchterlichen Geschrey gemacht, und bey näherer Zusammenstossung läßt sich ihre Feldmusic hören. Sie fangen darauf an, einander mit den fürchterlichsten Geberden zu drohen; sie zeigen einander die Zähne ihrer vorigen gefressenen Gefangenen, die sie an einer Schnur am Halse hängen haben. So wie sie schußrecht sind, so drücken sie ihre Pfeile gegen einander los. Diejenigen, die dadurch verwundet werden, reissen sie mit gröster Bitterkeit aus der Wunde, zerbrechen sie, und zerbeissen wie die Hunde die Stiele in kleine Stücke; und gehen alsdenn aufs neue in den Streit. Sie sind so erbittert, daß sie, so lange sie noch Aerme und Beine regen können, stehen bleiben, und unaufhörlich streiten. Wenn sie nun endlich handgemein werden, und ein jeder seinen Mann vor sich sieht ; so richten sie ein erbärmliches Metzeln an. Einige Franzosen hatten einstens die Neugierde, einen solchen Scharmützel in der Nähe mit anzusehen, und wir wollen unsern Lesern die Erzählung von diesem Vorfall um so viel lieber mittheilen, da sie von Augenzeugen geliefert wird.

Da die beiden streitenden Partheyen noch ohngefähr eine Viertheilstunde von einander waren; so fiengen sie dergestalt an zu heulen, daß, wenn es gedonnert hätte, man es nicht würde haben hören können. So wie sie sich näherten, verdoppelten sie ihr Geschrey, bliesen ihre Hörner, streckten die Aerme aus, drocheten einander, und zeigten einander die Knochen von den Gefangenen, die sie gefressen hatten, und so gar die angereiheten Zähne, wovon sie über zwey Klaffter am Halse hängen hatten. Dieser Anblick war entsetzlich; aber er wurde noch fürchterlicher, da sie sich einander näherten. Denn da sie zwey oder dreyhundert Schritte von einander waren, so begrüsseten sie einander mit vielen abgeschossenen Pfeilen, daß die ganze Luft damit angefüllet war. Diejenigen, die davon getroffen wurden, rissen sie mit einer unglaublichen Herzhaftigkeit aus ihrem Leibe, zerbrachen und zerbissen sie, und unterliessen nicht, ihnen, ohngeachtet ihrer Wunden, die Spitze zu bieten. Als sie zum Handgemeng gekommen waren, so liessen sie die hölzernen Keulen mit beiden Händen spielen, und schlugen einander grimmig, so daß derjenige, der

seinen Mann an den Kopf traf, ihn augenblicklich zu Boden stürzte und todtschlug. Es war ein wahres Schauspiel diese Wilden fechten zu sehen. Ihre Sprünge und hurtigen Wendungen, so viele Pfeile mit ihren grossen Befiederungen von rothen, blauen, grünen und fleischfarbenen Federn, unter den Stralen der Sonne funkeln und fliegen, so viele Mützen und Armbänder von eben diesen natürlichen Federn schimmern zu sehen, war ein angenehmer Anblick für ein Auge, das ausser Gefahr ist. Nachdem der Streit ohngefähr drey Stunden gedauert hatte, und auf beyden Seiten eine gute Anzahl Todter und Verwundeter war; so machten die Sieger ohngefähr dreyßig Mann zu Gefangenen, und führten sie mit sich fort. Da diese zu dem siegreichen Haufen gebracht, und gebunden worden waren; so entstund ein allgemeines Frolocken unter ihnen. Sie tanzten, sprungen, klopften in die Hände, und die armen Gefangenen musten mit singen.

Nichts ist abscheulicher, als die Art, wie die Brasilianer mit ihren Gefangenen umgehen. Das erste, das sie mit ihnen vornehmen, ist, daß sie sie zu den Gräbern derjenigen füh-

führen, an deren Stelle sie zum Todenopfer gebracht werden sollen. Alsdann werden sie in das Dorf gebracht. Sie werden aber gar nicht übel gehalten, oder in ein Gefängnis geworfen, ob man sich gleich ihrer Person versichert. Alles, was die Verstorbenen, deren Todenopfer sie jetzt werden sollen, in ihrem Leben gehabt haben, wird ihnen gebracht, und sie müssen solches erstlich waschen, alsdenn können sie es nach Gutbefinden gebrauchen. Haben die Verstorbenen Wittwen hinterlassen, so werden sie ihnen zu Weibern gegeben; sonsten aber überliefert man ihnen die Schwestern derjenigen, denen sie geopfert werden sollen. Ja sie haben sogar hierüber einige festgesetzte Regeln, und niemand wird sich ein Bedenken daraus machen, einen solchen Gefangenen seine Schwester zu geben. Diese Weiber leisten ihm alle Dienste an den Tag, an welchem er geschlachtet und gegessen werden soll. Inzwischen bringt er seine noch übrigen Tage mit Vergnügen zu, und wird gleichsam noch gemästet. Derjenige, der der Herr des Sclavens ist, wählt hierauf diejenige Person, die ihm den tödtlichen Streich beybringen soll; denn dieses wird für eine Ehre gehalten, und dieser

ser lädet hierauf die ganze Nation zu diesem Freudenfest ein. Nunmehr wird der Tag zur Execution festgesetzt, und von den eingeladenen Gästen bleibt nicht leicht einer aus. Der Gefangene siehet alle diese Zubereitungen an, ohne im geringsten darüber bewegt zu werden. Jeder von den Gästen wählet sich ein Glied zur Speise, und obgleich der Gefangene siehet, wie man sich noch bey seinem Leben in seinen Cörper theilt, so zeigt er doch nicht die geringste Unruhe dabey. Die Weiber bereiten indessen die Chica, und die Männer erlustigen sich etliche Stunden mit Trinken. Einige Tage vor der Execution wird er verschiedene mal an den Ort geführt, wo er hingerichtet werden soll. Hier muß er mit den Anwesenden tanzen und springen. Den nächsten Tag vor seinem Tod holen ihn die Weiber ab, und binden ihn einen Strick um den Hals. Eine von ihnen bemahlt ihm den ganzen Leib mit allerhand Farben, und streuet ein aschfarbiges Pulver von gebrannten Eyerschaalen darauf. Sie schmücken ihn auch mit allerhand Federn, als wenn er einen prächtigen Einzug halten sollte. Während der Zeit, als er auf diese Art geputzt wird, umgeben ihn die übrigen Weiber, und

lassen die Luft von dem Lermen ihrer Gesänge erschallen, und die Erde von dem Aufstampfen ihrer Füsse erschüttern. Unter gleichen Ceremonien wird auch die traurige Keule, die sie Butu nennen, und womit er den Todesstreich empfangen soll, gemahlt, und alsdenn in eine leere Cabane gebracht. Den übrigen Theil bringen sie mit Trinken zu.

So bald sich am folgenden Morgen die Sonne am Horizont blicken läst, so versammeln sich alle Gäste an dem Ort, wo das Fest gehalten werden soll, und stellen den Gefangenen mitten unter sich. Indessen zünden die Weiber ein kleines Feuer an, um das Getränk, welches sie einige Tage zuvor gekocht haben, zu wärmen. Sie präsentiren alsdenn solches den Männern, welche einen Topf nach dem andern ausleeren. Der Gefangene wird dabey nicht vergessen, er lässet keine Schale vorbey gehen, sondern schluckt das Getränk mit grosser Begierde hinunter. Ob er gleich weiß, daß sein Tod nahe ist, so ist er doch lustig und munter. Er singt und tanzt nach seinem besten Vermögen: und da ein jeder, von denen die ihn umgeben, entweder seine oder seiner Vorfahren Heldenthaten besingt, und sich

bemü-

bemühet, den Ruhm der feindlichen Nation zu verkleinern; so singt der Gefangene nicht weniger Triumphlieder von seinen grossen Unternehmungen, und schont dabey seiner Ueberwinder im geringsten nicht, sondern er belegt sie mit den empfindlichsten Schimpfreden. Nunmehr wird der Gefangene seiner Freyheit völlig beraubt. Zwey handveste Kriegsmänner bemächtigen sich seiner, ohne daß er Widerstand thut, und binden ihm den Strick, den er bisher um den Hals gehabt hat, um den Leib. Sie stellen sich auf beide Seiten, und ziehen den Strick an, so daß er nicht einen Schritt aus ihrer Mitte thun kann. Jedermann freuet sich schon im Voraus, wie er sein Fleisch kochen und verzehren helfen will. Hier muß er ihnen zum Schauspiel dienen. Man ermahnet ihn, seinen bevorstehenden Tod zu rächen, und legt ihm deswegen einen Haufen Steine, und zerbrochene Scherben vor die Füsse, mit denen er um sich werfen sollte; die Wächter aber bedecken sich mit ihren Schildern. Ergrimmt ergreift der Gefangene die Steine, und wirft sie auf diejenigen los, die um ihn stehen, und manchmal werden auch einige verwundet. Wenn diese übel angebrach-

te Ergötzlichkeit geendigt ist; so bringt eine Frau die Keule, womit der Gefangene tod geschlagen werden soll, mit grossem Pomp herbey, und fängt ein lautes Freudengeschrey an. Sie überliefert sie einem Kriegsmann, und dieser hält sie dem Gefangenen eine Zeitlang vor das Gesicht. Nun kommt derjenige, dem die Ehre zugedacht ist, daß er dem Gefangenen den Todesstreich versetzen soll, zum Vorschein, denn bis auf diesen Augenblick hat er sich verborgen gehalten, um sich desto besser zu dieser wichtigen Handlung anzuschicken. Er ist von funfzehen bis zwanzig Kriegsmännern begleitet, die ihm gleichsam Ehrenhalber zur Seite stehen. Alle diese sind gemahlt, und auf das herrlichste nach ihrer Art geputzt. Das Oberhaupt des Dorfs nimmt die Keule aus der Hand desjenigen, der sie bisher gehalten hat, bringt sie dem, der den Streich verrichten soll, und steckt sie aus Ehrerbietung durch die Beine durch. Dieser ergreift sie mit beiden Händen, macht eine Stellung, als wenn er zuschlagen wollte, und sagt zu dem Gefangenen: bist du nicht von der oder der Nation, die mit der unsrigen in Feindschaft lebt, und viele von unsern Vätern, Brüdern, Weibern

und

und Kindern umgebracht hat? Ja, ohnfehlbar, antwortet der Gefangene, bin ich einer davon, und ich mache mir eine Ehre daraus; ich habe auch selbst nicht unterlassen, euch Uebels zu thun; so und so viel Personen habe ich getödet, und ihr Fleisch gefressen; laß mich frey, so will ich dich und die Deinigen auch fressen. Nun wohl, antwortet der andere, wir wollen dir schon zuvor kommen; du sollst uns nicht entwischen, ich werde dich todschlagen, und wir wollen alle deine Glieder braten, und bis auf die Knochen fressen. Viel Glück dazu, antwortet der Sclave, aber wisset, daß meine Landsleute meinen Tod nicht ungerochen werden bleiben lassen. Kaum sind diese Worte ausgesprochen, so erfolgt auch so gleich der Schlag, daß er tod zur Erde niederstürzt.

So bald der Streich geschehen ist, so nähert sich diejenige Weibsperson, die diesem Unglücklichen wenig Tage vor seinem Tode zur Frau gegeben worden ist, seinem Leichnam, fällt über ihn her, und vergießt einige Thränen, um seinen Tod zu beweinen. Die Trauer aber währet nicht lang, und geht ohne Zweifel nicht von Herzen; denn sie ißt von dem

Leichnam ihres Geliebten mit eben solcher Begierde, als die andern. Nunmehr nehmen die Weiber den todten Leichnam, und rösten ihn auf einem gelinden Feuer, sie waschen ihn so lang mit heissen Wasser, bis er ganz weiß ist. Der Herr des Gefangenen stellt sich alsdenn mit seinen Gehülfen hin, und zerstückt den Cörper. Zuerst schneidet er die Aerme in den Gelenken der Achsel, und die Beine unter den Knien ab, welche die Weiber gleichsam als Triumphzeichen mit grossem Freudengeschrey durch das ganze Dorf tragen. Hernach zertheilt er den übrigen Cörper wie ein Fleischer in verschiedene Stücke. Die Mannspersonen behalten das derbe Fleisch für sich, der Kopf und das Eingeweide aber fällt den Weibern zu, jedoch so, daß sie blos das Gehirn und die Zunge verzehren. Das übrige Fleisch wird wie anderes Fleisch geröstet und gegessen. Mit dem herauslaufenden Blut reiben die Anwesende die Angesichter, Aerme, Hüfften und Beine ihrer Kinder, auf daß sie noch in ihren zarten Herzen einen desto unversöhnlichern Haß gegen ihre Feinde bekommen möchten. Der Henker, der diesen Menschen tod geschlagen hat, erwirbt sich durch diese That einen solchen

Ruhm,

Ruhm, daß er unter den Seinigen gleichsam verewiget wird, und er muß auch hernach die Ehrenzeichen davon in seinem ganzen Leben an sich tragen. Er bekommt einen neuen Namen, der ihm während dieser Handlung beygelegt wird; es werden ihm mit einem scharfen Zahn eines Thiers Striemen auf die Schultern, Brust, Aerme und Beine geritzt, welche mit Kohlen ausgerieben werden, und nimmermehr ausgelöschet werden können; und dieses sind unauslöschliche Zeichen seiner Tapferkeit. Die Hirnschale des Hingerichteten wird im Dorf als ein Denkmal des Sieges und der Tapferkeit aufgehängt.

Diese Begierde, die gefangenen Feinde zu fressen, ist fast allen Völkern, in dem südlichen America, gemein. Ihre Art Krieg zu führen, ist auch eben diejenige, die wir jetzo beschrieben haben. Selten kommen sie mit offenbarer Gewalt, sondern ihr Angriff ist allemal heimliche Ueberraschung. Wenn sie sich vorgenommen haben, einen Ort auszuplündern, so versuchen sie alle Mittel die Einwohner einzuschläfern. Sie lauern oft ein ganzes Jahr auf Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Sie haben unaufhörlich Kundschafter im Feld, die nur

bey Nacht ausgehen, ja wenn es nöthig ist, auf dem Leib kriechen. Bogen, Pfeile, Keulen und Wurfspiese, sind ihre Waffen. Wenn sie einen Gefangenen machen, so sägen sie ihm den Hals mit einem Fischkienbacken ab; darauf ziehen sie ihm die Haut vom Kopf, den Hirnschädel heben sie als ein Denkmal des Sieges auf, den Cörper aber fressen sie. Man kann nicht sagen, ob dieses Verfahren aus einer Begierde nach Menschenfleisch, oder aus toller Rachsucht herkomme. Auf der einen Seite ist bekannt, daß sie nur diejenigen von ihren Feinden fressen, die ihnen lebendig in die Hände gerathen, und die Leichname derer, die auf dem Schlachtfeld liegen, unangetastet lassen; auf der andern Seite aber werden uns so viele traurige Geschichte erzählt, von unglücklichen Europäern, die ihnen unschuldiger Weise in die Hände gerathen, und von ihnen verzehrt worden sind, daß man es fast nicht in Abrede seyn kann, sie müssen am Menschenfleisch einen besondern Geschmack finden. Je weiter man gegen Mittag kommt, desto rasender ist diese Begierde.

Sitten und Meinungen der Apalachiten in Florida.

Dieses war eine der merkwürdigsten und zahlreichsten Völkerschaften, die in dem Strich Landes, dem die Spanier bey seiner Entdeckung den Namen Florida beygelegt haben, wohnten. Sie bewohnten ein schönes grosses Land, das sich vom drey und dreyßigsten bis zum sieben und dreyßigsten Grad Norderbreite erstreckte. Von der Morgenseite waren sie durch ein langes und hohes Gebürge von Virginien getrennt, auf der andern aber gränzten sie an verschiedene kleine Völkerschaften, die gröstentheils ihre Bundsgenossen waren. Sie hatten ihre Colonien bis nach Mexico geschickt, wo sie sich aber mit den Landeseinwohnern dermassen vermischt haben, daß sie ganz naturalisirt wurden, und sich durch nichts anders, als durch einige Worte ihrer Muttersprache, die sie beybehalten haben, unterschieden. In ihrem ursprünglichen Vaterland sind sie auch, nachdem die Spanier festen Fuß darinnen gesetzt hatten, dermassen zusammen geschmolzen, daß man nur hier und

dar noch einige Ueberbleibsel von ihnen antrifft. Wir wollen sie näher kennen lernen.

Erster Abschnitt.

Schicksale und allgemeine Schilderung der Nation.

Die Apalachiten hielten sich für das älteste Volk in ganz America; und ob sie sich gleich nicht, wie ehemals die Arcadier rühmten, noch vor der Erschaffung des Mondes gegenwärtig gewesen, und unmittelbar aus der Erde hervor gewachsen zu seyn; so wollten sie doch behaupten, daß sie durch viele Geschlechter hindurch dieses Land bewohnt hätten. Allein die Ueberlieferung aller americanischen Völker ist allzu ungewiß, als daß man etwas zuverläßiges davon behaupten könnte. So viel scheint ziemlich wahrscheinlich zu seyn, daß sie aus Asien, und zwar aus denen Gegenden, die jetzo von Tatarn bewohnt werden, nach America gekommen sind. Die Gründe, worauf diese Vermuthung beruhet, sind, weil sie mit den Tatarn einerley Farbe, einerley Gesichtszüge, Leibesstellung, Haare, und ins-

besondere einerley Augen haben ; ihre Meinungen in Religions = und andern Sachen stimmen auch sehr genau mit einander überein ; und endlich, wenn man die Sitten, Sprache und Policey beider Völker mit einander vergleicht, so findet man auch hierinnen eine allzu grosse Aenlichkeit , als daß man sie dem blosen Zufall zuschreiben sollte.

Dieses Volk lebte lange Zeit ruhig in seinem Lande, als es auf einmahl durch die Einfälle eines mitternächtigen Volks beunruhigt wurde. Sie hatten durch die Wegschickung ihrer Colonien ihr Land von bewaffneter Mannschaft sehr entblöst, und so wie sie von ihren Nachbarn keine Eroberungen machen wollten ; so vermutheten sie auch nicht dergleichen von ihnen. Allein sie betrogen sich in ihrer Meinung. Die Cofachiten, ein gegen Mitternacht in einem morastigen und unfruchtbaren Lande wohnendes Volk, nahmen diese Gelegenheit in Acht, und machten einen Versuch, die Apalachiten , mit denen sie bisher ganz friedlich gelebt hatten, entweder ganz aus ihrem schönen Lande zu vertreiben, oder sie doch wenigstens zu nöthigen, es mit ihnen zu theilen. Sie griffen die Sache mit der grösten Behutsam-

keit

keit an. Die Oberhäupter der Cofachiten giengen erstlich in allen Dorfschaften herum, und suchten die Einwilligung der Hausväter dazu zu bekommen. Diese liessen sich auch nicht lange dazu bitten. Sie nahmen ihren Vorrath, den sie hatten, zündeten ihre Dörfer an, und machten sich mit Weib und Kind auf den Weg, mit dem festen Entschluß, entweder zu siegen, oder zu sterben. Unvermuthet, wie ein Donnerwetter, überfielen sie die Apalachiten, die eben beschäfftigt waren, ihre Felder zu bestellen. Diejenigen, die an dem grossen See Thuomi wohnten, flüchteten beym Anblick eines so zahlreichen Heeres auf die benachbarten Gebürge, und überliessen ihre Dörfer der Willkühr ihrer Feinde. Hierauf eilten sie durch die Wälder, und brachten diese traurige Nachricht den Einwohnern der zwischen den Bergen liegenden Thäler, wo ihr König mit der grösten Macht seines Reichs war. Sogleich wurden die Zugänge der Gebürge durch hinreichende Mannschaft besetzt, und alle Anstalten gemacht, dem Feinde das weitere Eindringen zu verwehren. Diese beschäfftigten sich indessen mit der Plünderung, und liessen dadurch den Apalachiten Zeit, sich in gute Gegenverfassung zu setzen. Dennoch aber waren

ren ihre Anstalten nicht hinreichend, die Cofachiten zurück zu halten. Sie bekamen einige Apalachitische Fischer gefangen, die ihnen einen andern Weg durch die Wälder, Gebirge und Thäler zeigten. Von hier aus kamen sie unvermerkt mitten in das Land. Sie überrumpelten die ersten Plätze ohne Mühe, weil sie nur von schwachen und unvermögenden Leuten vertheidigt wurden. Nunmehr wurden die Cofachiten immer muthiger, und suchten ihre Eroberungen weiter fortzusetzen. Sie hatten den Rücken frey, indem sie die Plätze, die sie eingenommen hatten, mit hinreichender Mannschaft besetzten. Und nun giengen sie dem König der Apalachiten gerade entgegen, in der Absicht, ihn durch ein entscheidendes Treffen zu zwingen, ihnen einen Theil seines Landes abzutretten. Der König war zwar über die Nachricht von der unvermutheten Annäherung der Feinde anfänglich bestürzt; dennoch aber verlies er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, und gieng ihnen entgegen. Er und seine Leute griffen die Cofachiten mit einer überlegten Tapferkeit an. Das Treffen war auf beiden Seiten hitzig, und da sie zum Handgemeng kamen; so wurde mit den Keulen ein unerhörtes Metzeln angerichtet, welchem

chem erst die einbrechende Nacht ein Ende machte, und dennoch wurde an diesem Tage nichts entschieden. Die Cofachiten sahen nunmehr, daß sie es mit einem tapferern Feind zu thun hatten, als sie anfänglich geglaubt hatten. Sie entschlossen sich also, in Güte zu versuchen, ob ihnen nicht die Apalachiten ein Stück Landes abtretten würden. Gleich den Tag nach der Schlacht schickten sie eine Gesandschaft an den König, und liessen ihm Friedensvorschläge thun, zugleich aber auch ankündigen, wenn er sie nicht annehmen würde, so sollte er sich auf einen neuen Angriff gefaßt machen, der noch hefftiger als der vorige seyn sollte, indem sie nunmehr ihre ganze Macht beysammen hätten. Der Grundsatz ihrer Friedensvorschläge war einmahl vor allemahl, sich entweder in der Güte oder mit Gewalt in ihrem fetten und guten Lande nieder zu lassen; sie verlangten also ein Volk mit ihnen auszumachen, und diejenigen Plätze, die durch die vorhingemeldete Auswanderung leer geworden waren, zu besetzen. Der König brachte die Forderungen der Cofachiten für die Oberhäupter seines Volks, und nach einigen Ueberlegungen entschlossen sie sich, dem Verlangen ihrer Feinde zu willfahren. Es wurde ihnen

also zwar verwilligt, in den Städten und Flecken der Apalachiten unter ihnen zu wohnen; sie sollten überall als wirkliche Eingebohrne des Landes angesehen werden, und einerley Vorrechte und Freyheiten geniessen; sie sollten dem Könige so wohl als die Apalachiten unterthänig seyn; sie sollten die Religion und Gewohnheiten des Landes annehmen: allein, die Cofachiten wollten lieber, daß ihnen die Landschaft Amana zum gänzlichen Eigenthum abgetretten werden möchte, wo sie demohngeachtet den König der Apalachiten für ihren Oberherrn erkennen wollten. Auf diesen letzten Punkt wurde der Friede geschlossen. Beide Theile legten die Waffen nieder. Die neu angekommene Gäste nennten sie Caraiben, das ist, tapfere Fremdlinge, und dieser Name ist ihnen auch in Zukunft geblieben.

Beide Völkerschaften hatten sich also nunmehr vereinigt, und einem blutigen Krieg, der sie alle beyde hätte aufreiben können, ein Ende gemacht. Allein die Ruhe dauerte nicht lange. Denn da sich die Caraiben stark vermehrt hatten; so wollten sie anfänglich die Religion der Apalachiten, welche die Sonne anbeteten, nicht annehmen, welches doch ein

Haupt-

Hauptpunkt in dem Friedenstractat war; sie weigerten sich auch, sich bey ihren Feyerlichkeiten in ihrem Tempel einzufinden. Hernach giengen sie noch weiter, und wollten auch den König der Apalachiten nicht für ihren Oberherrn erkennen, wie sie doch versprochen hatten. Der Krieg gieng also wieder aufs neue an. Die Caraiben waren von ihren Gegnern aller Orten eingeschlossen, und dermassen in die Enge getrieben, daß sie sich nicht ausbreiten konnten: hingegen hatten auch die Apalachiten in dem Mittelpunct ihres Landes einen unversöhnlichen Feind, der sie beständig in Unruhe und unter den Waffen erhielt. Beyde Völker führten ein elendes Leben, und oft wurde der eine oder andere Theil durch die kurz vor der Ernte unternommene Verwüstung der Felder in grossen Mangel gesetzt, wodurch ihrer mehrere als durch die Waffen umkamen. Diese Neckereyen dauerten etliche Jahrhunderte lang. Endlich fanden die Caraiben ein Mittel, gleichsam aus ihrem Gefängnis durchzubrechen. Sie bemächtigten sich der Landschaft Matike, die auf der Mittagsseite an ihr Land angränzte, und sich auf der Abendseite bis an den Fluß, der von den Apalachiten Besainina, heut zu Tage aber der Mayfluß genennet wird.

Da

Da die Caraiben diesen Vortheil auf ihrer Seite hatten, so fiengen die Apalachiten an, gelindere Saiten aufzuziehen, und machten mit den Caraiben einen Stillstand, vermöge dessen zwar die Feindseligkeiten aufhören, die Caraiben aber in dem ruhigen Besitz des ihnen ehemals angewiesenen Landes, als eines Eigenthums, bleiben sollten.

Die Apalachiten, die den Verlust dieser ansehnlichen Provinz mit dem grösten Widerwillen ansahen, hatten diesen Stillstand blos deswegen eingegangen, um während desselben Zeit und Gelegenheit zu haben, sich gegen die Caraiben in gute Verfassung zu setzen. Sie hielten deswegen verschiedene geheime Berathschlagungen, wie sie die Oberhand wieder über sie bekommen möchten. Sie hatten nunmehr aus der Erfahrung gelernt, daß mit Gewalt nicht viel auszurichten sey; sie nahmen deswegen ihre Zuflucht zur List. Sie wollten nemlich den Saamen der Uneinigkeit unter sie streuen, um sie hernach desto leichter unter das Joch zu bringen, und ihre Priester schafften ihnen bald Gelegenheit dazu. Sie hatten gleich zu Anfang bemerkt, daß die Caraiben ein Volk ohne Religion, und ohne die geringste Kennt-

nis einer Gottheit wären; und ob sie zwar eine Furcht für einen bösen Geist, den sie Maboya nennten, hatten, sie ihm doch keine besondere Verehrung erwiesen. Sie suchten sie also, gleich im ersten Jahre, da die Einigkeit unter ihnen wieder hergestellt war, zu bewegen, der Sonne eben diejenige Verehrung zu erweisen, die sie ihr erwiesen. Sie unterrichteten sie in ihren Grundsätzen, und diese Bemühung war bey einigen Caraiben auch nicht fruchtlos. Diejenigen, die den Sonnendienst annahmen, verliessen die Landschaft Amana, und begaben sich nach Bemarin, der Hauptstadt der Apalachiten, und wohnten daselbst auf ihren heiligen Bergen ihren Festen bey. Da der Krieg wieder aufs neue ausgebrochen war, so unterblieb zwar die Ausübung dieser Religion eine Zeitlang, aber der Saame derselben wurde doch nicht gänzlich erstickt. Der Waffenstillstand, der zwischen ihnen errichtet war, gab ihnen Gelegenheit, die Funken der Religion, die gleichsam unter der Asche lagen, wieder anzublasen. Sie liesen also unter den Caraiben bekannt machen, daß sie zu Anfang des Monaths März, der Sonne zu Ehren ein grosses Fest feyern würden, wobey allerhand Lustbarkeiten angestellt, und Geschenke ausgetheilt

werden würden, und luden sie dazu ein. Die Caraiben konnten nicht den geringsten Argwohn schöpfen, daß eine List hierunter verborgen sey; denn dieses Fest war nicht nur seit vielen Jahren gefeyert worden, und also etwas gewöhnliches, sondern man wuste auch, daß die Apalachiten während desselben keine Waffen führten, und sich die ärgsten Feinde zu der Zeit mit einander versöhnten. Sie setzten also in die Einladung der Apalachiten nicht das geringste Mistrauen. Sie erschienen zur gesetzten Zeit, und ob sie gleich sonsten fast nackend giengen, so bedienten sie sich doch gegenwärtig allerhand Zierrathen. Sie bestrichen das Gesicht, die Hände und alle blose Theile des Cörpers mit einer hochrothen Farbe, und auf ihre Köpfe setzten sie Cränze von den schönsten Federn; die Weiber behängten sich mit Muschelwerk, und unterliessen gleichfalls nichts, um sich nach ihrer Art recht schön zu putzen. Die Apalachiten erwarteten sie mit einer andächtigen Stellung, und empfiengen sie auf das höflichste, und so freundlich, als ob niemals einige Mishelligkeit unter ihnen gewesen wäre. Auf dem ganzen Weg waren sie herrlich bewirthet worden. An dem zum Opfer bestimmten Tage gieng der König

in Begleitung der Caraiben und der Vornehmsten seines Landes an den Versammlungsort, und nachdem das Opfer vorbey war, theilte er nach der Gewohnheit des Festes eine grosse Menge Pelzwerk aus. Insbesondere bewies er seine Freygebigkeit gegen die Caraiben. Seinem Beyspiel folgten die Reichsten unter seiner Nation, und kein einziger Caraibe gieng misvergnügt nach Haus. Wie sie zu den ihrigen kamen, so konnten sie von der Freygebigkeit der Apalachiten nicht Rühmens genug machen, und dieses machte, daß sie sich das folgende Jahr, da sie wieder zum Fest eingeladen wurden, um die Wette beeiferten, diesem Feste beyzuwohnen, und wenn nicht Ihre Vorsteher mit Gewalt einige zurück gehalten hätten, so würde das ganze Land von Einwohnern entblöset worden seyn. Die Apalachiten bewiesen diesesmahl eben eine solche Freygebigkeit, wie das Jahr vorher, und setzten die Freundlichkeit einige Jahre lang fort, welche die Caraiben, die nicht vermuthen konnten, daß etwas schlimmes darunter verborgen sey, als baar Geld annahmen. Da nun die Apalachiten sahen, daß sie sich das Zutrauen der Caraiben hinlänglich erworben hatten, so zogen sie nunmehr die Maske vom Gesicht.

Die Zeit des Waffenstillstandes war zu Ende. Sie erklärten ihnen also nunmehr rund heraus, wenn sie den Sonnendienst nicht in seiner völligen Ausdehnung annehmen, und den König von Apalache, ihrem ehemaligen Versprechen zu Folge, für ihren Oberherrn erkennen würden; so sey ihnen nicht nur in Zukunft der Zutritt zu ihren Feyerlichkeiten versagt, sondern ihnen zugleich der Krieg förmlich angekündigt.

Die Apalachiten erreichten hiedurch die Absicht, die sie gehabt hatten, so gut, als sie es wünschen konnten; denn über diesen Antrag theilten sich die Caraiben in ihren Meinungen. Diejenigen, die für den Sonnendienst eingenommen waren, bequemten sich nach dem Verlangen der Apalachiten, und sagten, daß weil sie seit einigen Jahren die Annehmlichkeit des Friedens genossen, und bey so vielen Gelegenheiten, die Güte, Aufrichtigkeit und Treue ihrer Nachbarn erfahren hätten; so sey es nicht wahrscheinlich, daß sie sich einige Unbequemlichkeit zuziehen würden, wenn sie sich den Apalachiten unterwürfen; die Forderungen wären von der Art, daß sie weder in Betracht ihres Ansehens, noch auch ihres erlangten

Ruhms, etwas nachtheiliges zu befürchten hätten; über dieses hätten sie keine Priester, die in dem Sonnendienst unterrichtet wären, und die Ceremonien wüsten; wenn sie den Priestern der Apalachiten nachahmen wollten, so wäre zu besorgen, sie möchten sich durch ein Versehen den Unwillen derjenigen Gottheit zuziehen, die sie verehren wollten; sie hätten in ihrem ganzen Land auch keinen Berg, auf welchen sie den Dienst der Sonne verrichten könnten, und was dergleichen mehr war. Kurz, sie entschlossen sich, die Oberherrschaft der Apalachiten zu erkennen, um in Zukunft die Erlaubnis zu haben, dem Sonnenfeste beyzu wohnen. Die Gegenparthie aber, von welcher die Vornehmsten der Nation waren, behaupteten, daß sie ihre Ehre nicht auf das Spiel setzen könnten, und dieses würde gewiß geschehen, wenn sie sich unter dem Vorwand der Religion für Unterthanen der Apalachiten ausgeben wollten; sie wären frey gebohren, und in dieser Würde hätten sie ihr eigenes Land verlassen, und einen fruchtbaren Boden durch die Gewalt ihrer Waffen eingenommen; diese Freyheit müsten sie vertheidigen, und Blut und Leben dafür lassen; es würde eine unver-

antwortliche Niederträchtigkeit seyn, wenn sie unter dem Vorwand der Religion, und durch eine blose Neubegierde einigen Opfern bey zu wohnen, dem Besitz dessen, was sie mit so vielem Blut erworben hätten, entsagen wollten. Sie theilten sich nunmehr wirklich in zwey Partheyen, und die Apalachiten hatten ihre Absicht vollkommen erreicht.

Diese zwey Partheyen der Caraiben richteten unter einander viel Unheil an. Die Apalachiten schlugen sich zu denjenigen, welche ihre Religion angenommen hatten, und nach verschiedenen Scharmützeln wurde die Gegenparthie gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Sie zogen sich an das Meer, und brachten den Winter in grosser Mühseligkeit zu. Das folgende Frühjahr fanden sie einige Fahrzeuge an der Küste, die von den Lucayischen Inseln dahin waren verschlagen worden. Von den Personen, die darinnen waren, wurden ihnen diese Inseln so fruchtbar und schön beschrieben, daß sie sich entschlossen, ihren Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Sie bemächtigten sich verschiedener Fahrzeuge, die sie an der Küste fanden, und fuhren damit hinüber. Und hier sind sie in der Folge der Zeit den Euro-

päern als die ersten Einwohner von America bekannt worden. Wir werden in Zukunft weitläuftiger von diesen Caraiben handeln. Die zurückgebliebenen Caraiben befestigten nunmehr ihre Gränzen, und stellten ihre tapfersten Leute auf die Vorposten, damit sie den Vertriebenen alle Hoffnung zur Rückkehr benehmen möchten. Sie schlossen darauf mit den Apalachiten ein festes Bündnis, und machten nunmehr nur ein Volk mit ihnen aus.

In dieser Verfassung blieben sie bis die Spanier im Jahr 1539. dahin kamen, und in den folgenden Jahren das Land grösstentheils eroberten. Es kamen auch Franzosen in das Land, welche Colonien anlegten. Die alten Apalachiten schmolzen hiedurch dermassen zusammen, daß ihrer nur ganz wenige übrig blieben, die sich an die Küste von Maubile zogen, und sich noch grösstentheils daselbst aufhalten.

Was die körperliche Beschaffenheit dieser alten Einwohner von Florida betrifft, so sind sie gros von Statur, und wohl proportionirt; ihre Haut ist olivenfarbig. Sie werden zwar ganz weiß gebohren; jedoch sie ändern ihre

natür-

natürliche Farbe, durch den öfftern Gebrauch einer gewissen Salbe, die sie aus Bärenschmalz, und einem gewissen Kraut bereiten, das die Krafft hat, die Haut wider Hitze und Kälte zu verwahren. Insgemein tragen sie lange schwarze Haare, und diejenige Fremdlinge, die sie mit blonden Haaren zu sehen bekommen, schienen ihnen als etwas wunderbares. Sie haben keinen Bart, und wenn sich ja ein Haar um das Kien äussert, so reissen sie es sorgfältig aus; sie gebrauchen hiezu ein beitzendes Oel, welches die Oeffnungen verstopft, und die Wurzeln der Haare verbrennt, daß sie nicht weiter zum Vorschein kommen können. Männer und Weiber halten ihre Haare sehr reinlich, und flechten sie artig zusammen, nur mit dem Unterschied, daß sie die Weiber in Gestalt eines Cranzes auf dem Kopf zusammen winden, die Männer aber in zwey Flechten hinter den Ohren herabhangen lassen. Dieses geschieht sonderlich zu der Zeit, wenn sie Bogen und Pfeile gebrauchen, damit ihnen die Haare nicht hinderlich fallen, ausserdem aber lassen sie einen Theil über die Schultern fliegen. Die Bewohner des Gebirges schneiden ihre Haare an der rechten Seite gänzlich ab, an der linken hingegen lassen sie dieselben

wachsen, und winden sie oberhalb des Kopfes zusammen, doch so, daß der Zipfel davon über das rechte Ohr herabhängt. Die mehresten haben weder Mützen noch Schuhe, und den übrigen Theil des Leibes bedecken sie mit wilden Thierhäuten, die sie wie einen Ueberrock zusammen nähen. In einigen Gegenden giengen ehemals die Einwohner von Kopf bis auf den Nabel im Sommer ganz nackend, und bedeckten sich nur im Winter.

Eine besondere Anmerkung machen die ältesten Reisebeschreiber von diesen Einwohnern von Florida. Sie sagen, man habe in diesem Lande ausserordentlich viel Hermaphroditen gefunden; diese müsten Weiberkleider tragen; man erlaube ihnen nicht, wie den übrigen Einwohnern, die Haare abzuschneiden; ihre Beschäfftigung bestünde blos darinnen, daß wenn eine Horde einen Zug vorhätte, sie das Gepäcke und die Lebensmittel tragen, das Fleisch rösten, den Safft aus dem Maiz zum Getränk auspressen, die Todten aus dem Treffen schleppen, und überhaupt alle harte Sclavenarbeit verrichten müsten. Es ist hier unserm Vorhaben nicht gemäß, die natürlichen Ursachen einer solchen ausserordentlichen Erscheinung, wenn

sie

sie wahr ist, zu untersuchen. Vielleicht verursacht die Hitze des Clima in einigen Theilen der natürlichen Glieder eine solche widernatürliche Ausdehnung, daß man den Unterschied der Geschlechter verkennt. Neuere Reisebeschreiber aber wollen gar nichts davon wissen, sondern sie schränken ihre Beobachtung in diesem Punkt nur darauf ein, daß sie sagen, man fände daselbst eine grosse Menge Mannspersonen, welche Weiberkleider trügen; diese wären alle mit einander Sclaven, dürften nicht heyrathen, und müsten die schwersten Lasten tragen. Der Pater Lafitau erklärt dieses auf eine sehr wunderbare Weise. Er meint, diese Völker wären ehemals aus Carien und Phrygien auf die Antillischen Inseln, und von da nach Florida gekommen; sie hätten den Dienst der Cybele und der Venus Urania, deren Priester in Weibskleidern gehen musten, mit dahin gebracht, und davon stamme noch gegenwärtig diese Gewohnheit her. Sollte wohl diese Meinung verdienen, daß man sie im Ernst widerlege? So viele Sätze, so viele unerwiesene Voraussetzungen. Andere glauben, daß diese Americaner durch diese Kleidungstracht eine widernatürliche Art der Wollust zu verbergen suchten. Noch andere erklären sie auf folgen-

de Weise: sie sagen, die Floridanischen Frauenzimmer müsten sich gegen das zwanzigste Jahr ihres Alters einer gewissen Operation unterwerfen, da ihnen von alten Matronen gewisse Auswüchse, die in hitzigen Gegenden nur allzu gewöhnlich wären, der Fruchtbarkeit wegen abgeschnitten würden; diejenigen nun, bey welchen dieses Hülfsmittel unwürksam wäre, würden zu einer ewigen Sclaverey verdammt. Nimmt man dieses an, so läßt sich leicht begreifen, wie die ersten Europäer, die eine unvollkommene Kenntnis von der Beschaffenheit der Indianer bekamen, auf den Einfall gerathen konnten, daß so viele Hermaphroditen unter ihnen angetroffen würden. Wir wollen uns nicht weiter in diese Sache einlassen; sie gehört mehr für den Zergliederer, als den Geschichtschreiber.

Wir wollen nunmehr diese Apalachiten in Florida auch auf der geistigen und moralischen Seite ansehen. In ihren Sitten haben sie eine gewisse natürliche Einfalt, die sich bey verschiedenen Vorfällen äussert, bey denen sie für Verwunderung ganz ausser sich sind, wovon die Ursache in nichts anders, als in ihrer sehr eingeschränkten Erkenntniß zu suchen ist. Wenn

sie

sie im Anfang, da die Europäer hinein kamen, jemand schreiben sahen, so war ihnen dieses etwas ganz unbegreifliches, zumal wenn sie aus der Erfahrung gewahr wurden, daß durch Hülfe weniger Zeilen die Europäer ihren Freunden die Beschaffenheit ihres Zustandes und die geheimsten Dinge entdeckten. Eben eine solche Verwunderung bezeigten sie bey dem Anblick anderer Dinge, die ihnen, so wie andern Indianern auch, fremd vorkamen. Am meisten wunderten sie sich, wenn sie sahen, daß alte Leute Brillen gebrauchten, ob man ihnen gleich die Ursache davon erklärte. Sie beurtheilten die Europäer nach sich; denn unter ihnen trifft man Leute an, die hundert Jahre und drüber alt sind, und die an ihren Augen nicht den geringsten Abgang spüren. Die grosse Sorgfalt, die sie anwenden, den Rauch, und alles, was den Augen schädlich ist, zu vermeiden, trägt nicht wenig zu dieser muntern Beschaffenheit bey. Sie nähern sich dem Feuer nicht eher, als bis es die Noth erfordert. Zu dem Ende haben sie im Winter eine Art Kachelöfen in ihren Kammern, die aus getrockneter Erde gemacht sind, und an einem solchen Ort gesetzt sind, daß sie die Kammer erwärmen, keinen Schaden verursachen, und den

Rauch

Rauch abführen können. Dennoch aber haben sie, wie die meisten Americaner, eine besondere Hochachtung gegen das Feuer, und halten es für das lebendige Ebenbild der Sonne. Sie leiden deswegen nicht, daß man Speichel, oder sonst eine Unreinigkeit in die Glut werfe, indem sie glauben, es wiederführe dadurch der Sonne, dem Urbild des Feuers, eine Beleidigung. In ihrem äussern Betragen sind sie höflich und liebreich, bey ihren ordentlichen Mahlzeiten mäßig, aber bey ihren Ergötzlichkeiten überlassen sie sich der Ausschweifung desto mehr.

Sie sind gelehrig, und wissen leicht etwas zu fassen. Daher auch viele unter ihnen, ohne viele Mühe, lesen und schreiben, Künste und Handwerker lernen. Alle Einwohner von Floridа haben zwar einerley Sprache, aber jede Provinz hatte ihre besondere Mundart. Die Einwohner derjenigen Gegenden, wo noch die Ueberbleibsel der alten Caraiben wohnen, haben noch jetzt einige Wörter aus ihrer alten Sprache beybehalten. Die Hauptleute aber, und die Häupter der Familien, wie überhaupt alle diejenigen, die nach Ehrenstellen trachten, befleißigen sich einer reinern Mundart, als der

gemei-

gemeine Mann. Ihre Ausdrücke sind nachdrücklich, und ihre Perioden kurz. Sie halten viel auf gute Einfälle; sie lieben in ihrem Vortrag die Gleichnisse, und wissen ihren Reden dadurch eine gewisse Annehmlichkeit zu geben. Alle Ausländer, die mit ihnen Umgang haben, geben ihnen das Zeugnis, daß sie weder die Trockenheit anderer americanischen Völker, als welche viele Worte gar nicht haben, um gewisse Begriffe auszudrücken, noch den unnützen Ueberfluß der Worte haben. Sie bedienen sich einer ungekünstelten Reinigkeit, die durch ein gewisses Feuer belebt wird, und einen angenehmen Wohlklang in ihren Worten veranlasset.

In ihrem moralischen Character sind sie ungemein mistrauisch, eigensinnig, jähzornig, und einer hinterlistigen Rache ergeben. Einige lassen so gar ihre Feindschaft erblich werden; daher oftmals ganze Familien mit einander öffentlich in Uneinigkeit gerathen, und nicht anders als durch das Ansehen ihrer Oberhäupter wieder in Ordnung gebracht werden können. Sie sind nicht weniger abergläubisch in ihren Träumen; es giebt gewisse alte Weiber unter ihnen, welche aus dem Traumdeuten eine ordentliche Profession machen, und das ar-

me

me Volk ihres Vortheilswegen in einem beständigen Aberglauben unterhalten. So viel von dem allgemeinen Character dieser Völker; nun wollen wir auf das besondere gehen.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Apalachiten.

Die Apalachiten hatten dieses mit vielen andern americanischen Völkern gemein, daß sie der Sonne göttliche Ehre erwiesen, sie in ihren Tempeln anbeteten, und ihr durch ihre Priester Opfer brachten. Andere Floridanische Völker erkannten zwar auch die Sonne für ihre Gottheit, aber in ihrem Dienst waren sie so saumselig, daß sie weder Gebet noch Opfer an sie richteten, und die Tempel, die sie hatten, blos dazu brauchten, ihre Todten darinnen beyzusetzen, und dasjenige darinnen einzuschliessen, was sie kostbares in ihrem Leben gehabt haben. Diese Religion schreibt Garcillasso de Vega allen Floridanern überhaupt zu; allein es ist gewiß, daß sein Urtheil zu allgemein ist. Es hält überhaupt schwer, das Besondere der Völkerschaften, die in einer Gegend beysammen wohnen, und von den Europäern

päern insgemein für ein Volk gehalten werden, gehörig zu unterscheiden. Es ist wahr, viele Floridanische Völker hatten eine solche unsinnige Abgötterey, daß sie, wie die alten Peruaner, alles anbeteten, was ihnen ausserordentlich vorkam; ja, man erzählt, daß als einstens ein Französischer Hauptmann auf einer Anhöhe einen Pfeiler mit dem Französischen Waphen aufgerichtet hatte, sie solchen angebetet, ihm Opfer gebracht, und alle Arten einer hohen Verehrung erwiesen haben. Sie haben zwar einen dunkeln Begriff, von einem gewissen obern GOtt, setzen ihm aber ein böses Wesen, welches sie Toja, oder Teufel, nennen, an die Seite. Sie glauben zwar, daß ihnen jener nichts böses zufüge, deswegen bekümmern sie sich aber auch nichts um ihn; von diesem aber meinen sie, daß er sie grausam martere, ihnen Schnitte ins Fleisch gebe, sie durch Gesichter erschrecke, und ihnen von Zeit zu Zeit erscheine, um sie zu nöthigen, daß sie ihnen Menschen opfern sollten: und deswegen suchen sie den Toja zu besänftigen, daß er ihnen nicht schade. Ausser diesen nehmen sie noch eine Menge Untergottheiten und Geister an, von welchen sie glauben, daß sie sich um die Geschäfften der Menschen bekümmerten.

Obgleich die Apalachiten gleichfalls in Abgötterey versunken waren, so hatten sie sich doch vergleichungsweise keine solche abscheuliche Dummheiten zu schulden kommen lassen. Sie nahmen die Sonne, als ihre Hauptgottheit an, und hatten eine sehr erhabene Meinung, von dieser ihrer Nationalgottheit. Sie glaubten, daß ihre Stralen die Krafft hätten, allen Geschöpfen das Leben zu geben, allerley Krankheiten zu heilen, und die unfruchtbarsten Länder fruchtbar zu machen; sie nahmen ferner ohne Widerrede an, daß die Welt blos durch den Einfluß dieses Königes der Gestirne bestehe; als sie daher einstens ihren Lauf vier und zwanzig Stunden lang eingestellt hätte, so wären die Gewässer des grossen Sees Theomi dermassen ausgetretten, daß sie die höchsten Berge überschwemmt hätten, den einzigen Berg Olaimy ausgenommen, als welchen die Sonne für der allgemeinen Ueberschwemmung verwahrt hätte, weil sie sich daselbst einen Tempel erbauet, den die Apalachiten hernach als einen heiligen Ort angesehen, u. Wallfarthen dahin angestellet hätten; durch diese Freystätte wären alle diejenigen, die seine Spitze erreicht hätten, von dem Verderben verwahrt geblieben, und von diesen wäre die Welt aufs neue bevölkert worden: denn nach vier und zwanzig Stunden

wäre

wäre diese Königin des Himmels aus ihrer Verbergung wieder hervor getretten, durch ihre Gegenwart wären die Gewässer wieder in ihre Abgründe verwiesen, und der Erdboden von allen schädlichen Dünsten gereinigt worden. Diese Traditionen beynahe aller americanischen Völker von einer allgemeinen Ueberschwemmung, von Asiatischen ist es gleichfalls bekannt, bestättigen die Mosaischen Nachrichten von der Sündfluth gegen die Einwendungen der Feinde der Religion. Zur Dankbarkeit gegen die Verdienste der Sonne, sagen die Apalachiten ferner, hätten ihre Vorfahren die Sonne, als ihre einzige Gottheit angenommen, und den Berg Olaimy zum Ort ihrer Verehrung fest gesetzt. Auf diesem Berg halten sich eine grosse Menge Vögel auf, die sie Tonazuli nennen, und diese halten sie für die Boten und Musicanten der Sonne, die ihr beständig Loblieder sängen.

Wir haben schon anderwärts bemerkt, daß ausser einem Begriff von einer Gottheit, beynahe alle Wilden auch die Unsterblichkeit der Seele annehmen. Auch diesen Lehrsatz hatten die Apalachiten, ob sie ihn gleich durch allerhand Meinungen sehr verunstaltet haben. Sie glauben nemlich, daß diejenigen, welche gut gelebt hätten, gen Himmel führen, und daselbst

unter die Sterne versetzt würden; den Gottlosen aber weissen sie nach ihrem Tode die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden, unter den Bären, mitten unter Eis und Schnee, zur Wohnung an. Andere Völker in diesem weitläuftigen Reich glauben ebenfalls eine Belohnung der Guten, und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. Den Himmel nennen sie Hamanpascha, oder die Oberwelt, und die Hölle, Ucupascha, oder die Unterwelt. An diesem letztern Ort glauben sie, daß ein böser grausamer Geist, den sie Cupai nennen, die Regierung habe, zu welchem die Bösen kämen, und von ihm gemartert würden. Noch andere Völker glauben eine Wanderung der Seelen, und wenn jemand von ihnen stirbt, so begraben sie Lebensmittel und einiges Geräthe zu seiner Nothdurft mit ihm ein. Hieraus siehet man, daß die Begriffe der Americaner auch in dieser Sache blos bey dem sinnlichen Leben stehen bleiben, und sich nicht bis zur deutlichen und vernünftigen Erkenntnis, der eigentlichen Unsterblichkeit der Seele, erheben; sie schreiben der Seele blos das thierische Leben zu.

Der äussere Gottesdienst der Apalachiten war ihrem innern Religionsbegriff vollkommen gemäß. Die ganze Verehrung der Sonne, ihrer Gottheit, bestunde darinnen, daß sie

sie alle Morgen, wenn sie aufgieng, grüsseten, und einige Loblieder anstimmten; eben dieses thaten sie auch des Abends, und baten sie zugleich, sie möchte doch zu gehöriger Zeit wieder kommen, und sie mit ihrem Lichte erfreuen. Dieses war ihr täglicher Dienst, den jedermann an seiner Hausthüre verrichten konnte. Ausserdem hatten sie aber auch noch öffentliche Feyerlichkeiten, die zu Ehren der Sonne angestellt wurden. Es geschah dieses des Jahres viermal, da sie auf dem Berg Olaimy mit grosser Pracht und unter allgemeinen Zulauf aller Einwohner des Landes und der benachbarten Provinzen, die mit ihnen in einer gewissen Verbindung stunden, zusammen kamen, Rauchopfer brachten, und Lob und Danklieder anstimmten.

Dieser Berg ist unstreitig einer der schönsten und anmuthigsten in ganz America; er hat eine so reizende Aussicht, daß man sie nicht leicht schöner antreffen wird. Er liegt in der Landschaft Bemarin, und nimmt eine kleine Meile von Melitot, der Hauptstadt der Apalachiten, seinen Anfang. Seine Gestalt ist völlig rund, und so steil, daß man um das Aufsteigen zu erleichtern, rund herum einen breiten Weg hat bauen müssen, auf welchen drey Personen bequem neben einander gehen können.

Dieser Weg zieht sich schlangenweis um den ganzen Berg herum, und ist ohngefähr drittehalb Meilen lang, bis man auf den Gipfel kommt. Er wird auf gemeinschaftliche Kosten des Landes unterhalten, und an verschiedenen Orten, sind in gleicher Weite von einander Ruheplätze angelegt, die wie kleine Hölen zur Bequemlichkeit der Pilgrime und Reisenden in den Felsen gehauen sind. Der ganze Umfang des Berges ist von unten an, bis auf zweyhundert Schritte von der Spitze, mit Citronenbäumen Fichten, Palmen, Cypressen, und andern Bäumen besetzt, die mit ihren balsamischen Geruch die Luft erfüllen, und den Aufenthalt angenehm machen. Oben auf der Spitze des Bergs ist eine Ebene, die ohngefähr eine Meile im Umkreis hat. Hier und dar ist kleines Buschwerk von denen Bäumen, mit denen der Berg unten her besetzt ist, angelegt, welches einen angenehmen Schatten verursacht. Wegen der beständigen Winde, denen diese Stauden ausgesetzt sind, können sie nicht sonderlich hoch wachsen. Es ist hier ein reizendes Gemisch von schattigten und grün bewachsenen Flächen, die mit hunderterley Arten von schönen Blumen schattirt sind, und so wohl dem Gesicht, als dem Geruch eine angenehme Erquickung geben. Etwas besonders

an

diesem Berg ist dieses, daß ob er gleich höher ist, als alle andere Berge des Landes, er doch des Winters selten mit Schnee bedeckt ist. Mitten auf der Ebene des Bergs ist ein schöner Teich, der zu allen Jahreszeiten helles und klares Wasser hat, womit die Reisende ihren Durst stillen können.

Dieser Berg ist der Ort ihrer öffentlichen Religionsversammlung. Sie haben auf demselben keinen Tempel, wenn man darunter ein Gebäude versteht, das durch Kunst in die Höhe aufgeführt ist, sondern der Ort, der ihnen anstatt eines Tempels dient, ist eine schöne geräumige Höle, welche von der Natur auf der Morgenseite in den Felsen gearbeitet ist. Ihre Oeffnung ist breit und verhältnismäßig hoch, gleich dem Eingang in einen prächtigen Pallast; und obgleich die Kunst nichts dazu beygetragen, so sollte man sich doch, wenn man ihn in der Ferne sieht, einbilden, daß ein erfahrner Baumeister alle seine Kunst bey dieser seltenen Vorspitze angewendet hätte. So bald die Sonne aufgeht, so wirft sie ihre Stralen an dieses Portal, und dient ihnen also nach ihren Religionsbegriffen recht zur Anbetung der Sonne. Ueber diesen Eingang der Höle ist ein schöner und weiter Altan, der blos zu dem Ende angebracht zu seyn scheint, damit er diesem präch-

tigen Tempel zu einem Vorplatz diene. Das Innere der Höle ist länglicht rund, ohngefähr zwey hundert Schritte lang, und verhältnismäßig breit. Das Gewölbe, welches auf dem Gipfel dieses Berges ist, und durch keine andere Hand als von der Natur angelegt seyn soll, erhebt sich allmählig von unten in Gestalt eines halben Cirkels, ohngefähr sechs und zwanzig Schuhe in die Höhe, woselbst es sich schließt. In der Mitte dieses Gewölbes siehet man eine grosse Oeffnung, welche bis auf die obere Fläche des Berges durchgehet, und wodurch von obenher das Licht in die Höle fällt. Diese Oeffnung ist obenher rings herum mit Steinen eingefaßt, die drey Schuh hoch über der gleichen Erde stehen, und um das Loch herum einen Rand ausmachen, damit nicht jemand aus Unvorsichtigkeit hinein fallen könne. Gerade unter diesem Loch stehet der Altar des Tempels, der aus nichts weiter, als aus einem steinernen Tisch, ohne den geringsten Zierrath besteht, und auf einem dicken Zapfen ruht. Dieses natürliche Gebäude ist inwendig ganz mit Salpeter überzogen, der einen Schein, wie weisse Corallen, giebt; er ist mit der Zeit sehr hart geworden, und in verschiedene grottenhafte Vermischung und Bilder verwandelt, die einen ungemein angenehmen

Anblick

Anblick verursachen. Das Pflaster auf dem Boden bestehet nur aus einem einzigen Stein, und hat, wie das Gewölbe und die Seitenwände, weder Spalten noch Fugen; es ist so eben und glatt, daß wenn man ohne zu fallen, darauf gehen will, man zuvor Sand darauf streuen muß. In der Tiefe des Tempels, dem Eingang gegen über steht ein Becken, welches beständig mit frischem Wasser angefüllt ist, welches aus einer kleinen und fast unerforschlichen Quelle herab schießt. Der ganze Tempel ist von einem Ende bis zum andern blendend weiß, und alle seine Theile sind in der schönsten Gleichförmigkeit, welches dem Auge einen reizenden Anblick giebt.

In diesem Tempel brachten sie ihre Opfer, wobey aber weder von Menschen noch von Thieren ein Tropfen Blut vergossen wurde; denn sie glaubten, die Sonne, die sie als ihre Gottheit verehrten, könnte unmöglich einen Dienst billigen, wobey man ihre besten Geschenke vernichtete. Ihr einziges Opfer bestehet darinnen, daß sie Weihrauch und andere Specereyen der Sonne zu Ehren verbrennen, und während der Zeit, als sie sie anzünden, Loblieder singen, und dabey tanzen. Den Tag vor dem Fest steigen ihre Priester, die sie Jauas nennen, auf den vorhin benannten Berg, und begeben sich in ei-

ne Einsamkeit, damit sie sich zur Feier dieses Tages vorbereiten können. Noch vor Aufgang der Sonne kommt das Volk aus allen Enden hieher zusammen. Das Obere des Bergs, und der Weg, der hinauf geht, ist von einer Menge Feuer, welche aller Orten angezündet werden, erleuchtet. Während dieser Zeit bleibt das Volk auf dem Berg, kein Mensch aber unterstehet sich dem Tempel, oder vielmehr der Grotte, die der Sonne, ihrer Gottheit, gewidmet ist, zu nähern. Nur allein den Priestern ist der Zugang gestattet. Diesen übergeben die andern ihre Opfer und Geschenke, die sie der Sonne bringen wollen, und von diesen werden sie hernach zu beiden Seiten des Eingangs an Stangen aufgehängt. Diese Geschenke bestehen in Kleidern, und andern Kostbarkeiten, die ihr Land hervorbringt. Hier bleiben sie stehen, bis die ganze Ceremonie geendiget ist, und hernach werden sie unter diejenigen ausgetheilt, für welche sie die Geber bestimmt haben. So wie sich die Sonne über den Horizont zeigt, so fallen die Priester auf ihre Knie, und fangen an ihre Loblieder zu singen, und dieses wird verschiedene mal wiederholet. Hierauf werfen sie das Rauchwerk in das heilige Feuer, welches vor der Thür des Tempels angezündet ist. Die Priester nähern sich in Procession dieser

heili=

heiligen Kohlpfanne, und jeder wirft einige Körner davon hinein. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so geht ein Priester zu einem hohlen Stein, welcher ausdrücklich darzu bestimmt ist, und vor einem steinernen Tisch steht, und giesst ein wenig Honig hinein; rings herum streuet er einige Hände voll Maiz, der von seinen Hülsen gereiniget und halb zerstossen ist; auch noch verschiedene andere Saamenkörner. Wir haben oben gesagt, daß sich auf diesem Berg eine grosse Menge derjenigen Vögel aufhalten, die sie Tonazuli nennen, und die sie für die Boten der Sonne halten. Diese sind nun dermassen gewöhnt, daß sie, so bald sich die Versammlung wegbegeben hat, haufenweis hieher kommen, und diese Leckerbissen auffressen. Und zu ihrem Besten verrichtet der Priester diese Ceremonie. Während der Zeit nun, da diese Priester alle diese heilige Handlungen verrichten, beugen sich alle diejenigen, die zugegen sind, vielmahl auf die Erde, fallen zuweilen auf ihre Angesichter, und verrichten auf diese Weise ihre Andacht. Dieses dauret fort bis um Mitternacht. Alsdenn stellen sich die Priester rund um den Tisch, verdoppeln ihr Singen und ihr Freudengeschrey, und bleiben hier so lang stehen, bis des Morgens die Sonne anfängt, die Ränder des Tisches zu vergülden;

In dieser Zeit werfen sie alles, was sie vom Rauchwerk noch übrig haben, in das Feuer, welches sie sorgfältig bis an den Morgen erhalten. Sie sorgen dabey, daß sich der Rauch überall hin verbreiten, und ein jeder etwas von dem angenehmen Geruch empfinden möge. Wenn nun das letzte Rauchwerk verbrennt ist; so begeben sich die Priester wieder an das Thor des Tempels, bis auf sechse, die durch das Loos herausgezogen werden. Diese müssen bey dem Tische stehen bleiben, und im Namen ihrer Provinzen sechs Tonazuli, die sie in Kefichen mitgebracht haben, die Freyheit geben. So bald nun diese Vögel, oder Boten der Sonne, in dem Tempel der Sonne herum fliegen, und zu der Thür nicht hinaus können, indem sie von den Priestern mit Zweigen in den Händen bedeckt ist; so werden sie endlich genöthigt, ihren Flug zu dem Loch, das oben in dem Tempel ist, hinaus zu nehmen. Wenn sie oben über der Versammlung des Volks herumfliegen, so sieht dieses das Volk als eine Erklärung der Sonne an, daß ihr der gegenwärtige Dienst angenehm gewesen. Sie fangen von neuen ein grosses Freudengeschrey an, und danken der Sonne für ihre Zufriedenheit mit ihrer Verehrung. Diese Geheimnisvollen Vögel aber verbergen sich in die Gebüsche. So wie sie nun

dem

dem Volk aus dem Gesicht kommen, so fangen die Leute an, den Berg wieder herab zu steigen, aber nicht unter einander, sondern sie beobachten dabey eine wohlanständige Ordnung. Sie tragen in den Händen Palmen oder andere Zweige; wenn sie an den Vorplatz des Tempels kommen, so lassen sie die Priester mit Beobachtung eines tiefen Stillschweigens in den Tempel hinein gehen, damit sie sich in dem Becken, worein das Wasser aus einer Quelle fließt, Gesicht und Hände waschen. Die Armen, wovon die Priester ein Verzeichnis haben, bleiben bis zuletzt auf dem Vorplatz des Tempels; alsdenn werden ihnen die Kleider und andere Geschenke, welche die Reichen vorher den Priestern zugestellt haben, ausgetheilt, darauf folgen sie den andern nach, und damit hat die ganze Feierlichkeit ein Ende.

Einige Völker, die nicht weit von den Apalachiten wohnen, haben noch heut zu Tag eine abscheuliche Art von Opfern, die den greulichen Opfern, die ehemals dem Moloch gebracht wurden, nichts nachgeben. Sie opfern nemlich der Sonne, oder ihren Repräsentanten, dem Landesherrn, den sie Parausti nennen, ihre Erstgeburt. Wenn eine Frau das erstemal niedergekommen und einen Sohn zur Welt gebracht hat, so bringt sie solchen vor den Parausti zum

Opfer. Wir wollen diese Ceremonie aus dem Munde einiger Franzosen, die Augenzeugen von diesem abscheulichen Opfer gewesen waren, erzählen. Es ist eine Gewohnheit, sagen sie, bey diesem Volk, welches seinen Parausti für einen Sohn der Sonne hält, demselben die Erstgeburt zu opfern, wozu derselbe selbst den Tag ansetzt. Wenn nun der bestimmte Tag erscheint, so begiebt sich der Regent auf den Platz, wo die Ceremonie vor sich gehen soll. Hier wird ihm eine Bank, anstatt eines Throns, zubereitet. Mitten auf dem Platz wird ein Block gelegt, der zwey Fuß im Umkreis, und eben die Höhe hat. Vor diesen kauert die Mutter, deren Kind geopfert werden soll, auf ihre Fersen nieder, bedeckt mit ihren Händen das Gesicht, und beweinet das Schicksal ihres unschuldigen Schlachtopfers. Eine von den nächsten Anverwandtinnen dieser betrübten Mutter, nimmt sodann das Kind, und bringt es vor den König. Alsdann fangen die übrigen Weiber, die dabey sind, einen Tanz im Cirkel an; mitten unter ihnen tanzt auch diejenige, die das Kind hält, und singt einige zum Lob des Prinzen eingerichtete Lieder. Während dieses Tanzes stellen sich sechs dazu auserlesene Indianer an die eine Ecke des Platzes, und haben denjenigen, der das Opfer verrichten soll, und der

mit einer Keule versehen ist, in ihrer Mitte. Wenn der Tanz geendigt ist, nimmt der Opferer das Kind, legt es auf den Block, und schlägt es mit der Keule todt. Doch wir wenden die Augen von dieser traurigen Scene.

Die Wilden, die einen Begriff von einer Gottheit haben, suchen fast insgesamt ihre Verehrung durch Darbringung gewisser Opfer an den Tag zu legen. Diese sind meistentheils ein Kennzeichen von der Gemüthsart der Völker; je wilder diese sind, desto mehr Grausamkeit leuchtet auch bey ihren Opfern hervor. Völker, die sich noch nicht tief unter den Stand der Natur erniedrigt haben, beweisen auch hierinnen ihre Unschuld, und bringen Thiere aus ihren Heerden, Pflanzen, Früchte, und andere Dinge, womit sie sich nähren; Barbaren im Gegentheil, lieben Menschenopfer, die sie mit der grösten Grausamkeit ihren vermeinten Göttern darbringen. Bey allen aber hat der Aberglaube ausserordentlich vielen Wiedersinn mit eingemischt. Die Einwohner einiger Landschaften in Florida geben uns einen neuen Beweis hievon. Einige, besonders diejenigen, die in den nördlichen Gebürgen wohnen, richten eine Stange auf, und binden oben an deren Spitze einen lebendigen Hund, und lassen ihn in solcher Positur ihrer Gottheit zu Ehren sterben; andere

opfern

opfern ihrer Sonnengottheit ein Bild von einem Hirsch. Sie suchen dazu die Haut von den grösten Hirsch, den sie finden können. Diese stopfen sie mit allerhand Kräutern aus, damit sie die ordentliche Gestalt eines Hirsches bekomme. Sie schmücken ihn darauf mit Blumen und Früchten, und stellen ihn auf den Gipfel des höchsten Baumes, so daß der Kopf gegen Aufgang der Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie geschieht alle Jahre zu Ende des Hornungs. An der Spitze des Volks findet sich der Parausti ein, und stimmt Loblieder an, dem die übrigen hernach folgen. Die Hirschhaut bleibt auf dem Baume stecken, bis das folgende Jahr. Bey einigen Moguliſchen Völkern in dem nördlichen Theil von Asien findet man eine ähnliche Art von Opfern. Da der gröste Reichthum ihres Landes in Pferden besteht, so hängen sie alle Jahr eine Pferdehaut an einer Stange auf, wenigstens ist dieses der einzige Gebrauch, von dem man bey ihnen bemerkt, daß er den Schein einer Religions-Ceremonie hat. Sollte hieraus nicht ein neuer Vermuthungsgrund entstehen, daß beide Völker ehemals aus einem Stamm entsprossen sind?

Auſſer den vorhin bemerkten Sonnenhirschenfest, haben die Floridaner noch ein anderes. Sie versammeln sich unter der Anführung ih-

10.

res

res Parausti, um den Toja ihre Schuldigkeit abzustatten. Die Reisende, welche nicht gewust haben, was Toja eigentlich sey, haben kurz hergausgesagt, daß es der Teufel sey; andere machen eine besondere vielleicht Untergottheit daraus. Wenigstens scheint die Ceremonie, die sie ihm zu Ehren anstellen, eine Bushandlung zu seyn. Sie kommen nemlich auf einem grossen Platz zusammen, welchen die Weiber den Tag vorher zurecht gemacht und aufgeputzt haben. Die Versammlung schließt darauf einen Creis, in dessen Mitte drey Priester, die mit mancherley Farben vom Kopf bis auf die Füsse gemahlt sind, mit Trommeln erscheinen, nach deren Klang sie singen, und mit den wunderbarsten Geberden tanzen. Die Versammlung antwortet chorweis auf das Singen der Priester. Diese tanzen drey bis viermal herum, verlassen alsdenn die Gesellschaft, und fliehen aus allen Kräfften in den Wald. Hier geben sie vor, sie wollten den Toja um Rath fragen. Diese geheimnißvolle Flucht unterbricht die Andacht der Männer; die Weiber aber setzen sie den ganzen Tag mit Heulen und Weinen fort. Sie schneiden ihre Töchter mit scharfen Muschelschiefern in die Aerme, und sprengen das Blut, welches aus diesen Wunden fließt, unter dreymaliger Anrufung des Toja in die

Luft. Zwey Tage hernach kommen die Prte-ster wieder aus dem Gehölze zurück, wohin sie sich unter dem Vorwand die Gottheit zu be-fragen, begeben hatten. Das Fest endigt sich nun mit einer Mahlzeit, welche ihnen nach einem dreytägigen Fasten wohl bekommt; denn so lang die Priester abwesend sind, enthalten sie sich aller Speise, weil sie glauben, daß sich die Götter nur demjenigen frey offenbaren, die ein strenges Fasten beobachten, indem alsdenn das Gehirn frey von den Dünsten wäre, die dem Eindruck einer Begeisterung hinderlich wäre. Sie gehen alsdenn vergnügt nach Hauß, und halten die Wirkungen einer zerrütteten Einbildungskrafft für wirkliche Offenbahrun-gen.

Nun zum Beschluß dieses Titels noch et-was von den Floridanischen Priestern. Sie sind nicht nur Diener ihrer Religion, sondern zugleich Aerzte, wie bey andern americanischen Nationen, und über dieses noch die Räthe und Staatsbediente des Parausti. Dieses drey-fache Amt ist mit einer Ernsthaftigkeit, Be-scheidenheit und aufferordentlichen Enthaltsam-keit verbunden. Ehe sie zum Priesterthum kommen, müssen sie sich lange Zeit der Zucht und den Prüfungen der andern Priester un-terwerfen, die sie in den Geheimnissen der Re-

ligion unterrichten, die sie dereinst dem Volk beybringen sollen. Man übet sie durch Fasten, durch die Enthaltung, durch die Eingezogenheit, durch die Beraubung der sinnlichen Vergnügen; und diese Zucht dauert drey Jahre lang. Sie tragen an ihrem Gürtel einen Beutel voller Arzneykräuter und anderer Mittel. Sie kennen die Krafft dieser Medicamenten ziemlich gut. Uebrigens bestehet ihre ganze Medicin, in Brechen, Purgiren und Schröpfen. Das Blut, welches bey der letzten Operation herausfließt, wischen sie nicht ab, sondern saugen es mit dem Munde, und auch zuweilen mit einem Röhrchen aus. Sie stehen bey den Floridanern in einem solchen Credit, daß sie glauben, das blose Anhauchen und Anrühren ihrer Priester mache sie gesund. Alle medicinische Verrichtungen, die der Priester vornimmt, begleitet er mit einigen Worten. Will von den vorigen Arzneymitteln keines würken, so schreibt er ein Bad vor, und wenn auch dieses nichts hilft, so legt er den Kranken an die Thür seiner Hütte, mit dem Gesicht nach dem Aufgang der Sonne gekehrt. Er beschwert dieses Gestirn, dem Kranken durch den sanften Einfluß seines Lichts die Gesundheit wieder zu geben. Dieses ist das letzte Mittel, das er braucht; hilft auch dieses nicht,

so wird der Kranke seinem Schicksal überlassen. Diese Priester und Aerzte sind auch in ihrer Kleidung unterschieden; und obwohl die Art derselben lächerlich und abgeschmackt ist, so glauben sie doch, daß nichts mehr mit der Ernsthaftigkeit ihres Amtes übereinkomme, und nichts fähiger sey, ihnen Ehrerbietung und Bewunderung zu erwerben, als ihre Tracht. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Rock, der aus Fellen verschiedener wilden Thiere gemacht, und aus lauter Streifen von ungleicher Breite zusammen gesetzt ist, davon die Mannichfaltigkeit der Haare von aussen einen fürchterlichen Anblick geben. Dieser Pelz, der ihnen bis über die Lenden reicht, wird um den Leib mit einem Gürtel von Hirschhaut zusammen gehalten, vor welchem sie die vorhingemeldeten medicinische Schnappsäcke tragen. Ueber diesem Rock tragen sie anstatt eines Mantels die ganze Haut eines Löwen, Tigers, oder Leopardens, davon der Kopf und die Klauen ihnen auf der Brust und beiden Seiten herabhängen. Sie gehen allzeit barfuß; ihr Kopf aber ist mit einer hohen und spitz zugehenden Mütze bedeckt, die aus Häuten verschiedener Thiere, und folglich auch aus mancherley Farben besteht; sie suchen die häßlichsten, die sie nur finden können, dazu aus. Die Aerme

tragen sie bis an den Ellbogen blos, und diese sind mit verschiedenen Characteren und andern Bildern, die ihnen beym Antritt ihres Amtes eingegraben werden, bezeichnet. Wer möchte nicht einen solchen Floridanischen Herrn in seinem Staat sehen?

Dritter Abschnitt.

Staats- und Kriegs-Verfassung der Apalachiten.

Die Apalachiten irreten ehemals in Wäldern und Wüsteneyen herum, so wie heut zu Tage die Tatarn und Araber zu thun pflegen; bis sie sich in dem Theil von America festsetzten, wo sie für die Zukunft ihre Wohnung befestigt haben. Wenn sie die Baumfrüchte an einem Ort aufgezehrt hatten, so brachen sie auf, und suchten eine andere Gegend. Auf diese Art waren sie bey ihrer herumschweifenden Lebensart der Ungemächlichkeit aller Jahreszeiten ausgesetzt, und führten in der That das armseligste Leben von der Welt. Sie wurden endlich des Herumwanderns müde. Sie nennen noch mit vieler Hochachtung den Stifter ihrer Nation. Es ist dieses der Paracusse,

so nennen sie ihre Regenten, Mayrdock, dessen Vorstellungen so viel bey ihnen vermocht haben, daß sie ihre herumschweifende Lebensart verlassen, und sich unter einer ordentlichen Policey an einem Orte niedergelassen haben. Er gab ihnen Gesetze, und brachte sie zu einer mildern Lebensart. Er gieng ihnen mit seinem Beyspiel vor, und theilte sie in Gemeinheiten, Dörfer und Städte. Um sie gegen die Angriffe ihrer Feinde in Sicherheit zu setzen, so lehrte er sie, ihre Flecken und Dörfer mit Hecken und Umpfälungen einzuschliessen. Seine Verdienste stehen noch jetzo in so gutem Ansehen unter ihnen, daß sie solche nicht nur an ihren Festtagen nach der Reihe her erzählen, sondern sie auch in Lobliedern besingen. Besonders rühmen sie von ihm, daß unter seiner Regierung die Gränzen ihres Reichs mit so viel Ruhm und Glück befestigt gewesen wären, daß während seiner Regierung sich keine benachbarte wilde Nation unterstanden habe, sich ihnen zu nähern, und den geringsten Unfug anzufangen. Weder vor noch nach seiner Zeit lebten die Apalachiten in solcher Ruhe und Sicherheit; wie denn noch jetzo die Hustamiten und Elamiten diese und andere benachbarte Provinzen fast alle Jahre durchstreifen, und aller Orten, wo sie keinen Widerstand finden,

alles

alles verwüsten; ihre Geräthschaft bestehet auch in weiter nichts, als in ihren Waffen und einigen Gezelten von schlechten Fellen. Sie nennen auch den Stiffter ihrer Religion. Es ist dieses der Parausti Karakayri. Dieser führte den Sonnendienst unter ihnen ein, und ordnete die Gebräuche an, die sie dabey beobachteten. Seine Unterweisungen giengen aber noch weiter. Er lehrte sie das Feld bauen, und die wilden Thiere fällen, die ehedem ihr Land so sehr verwüstet hatten.

Seit dieser Zeit haben die Apalachiten ihr gemeines Wesen in guter Ordnung unter der Anführung eines Oberhaupts erhalten. Der Hauptsitz ihres Reichs war ehemals zu Apalacha, jetzo aber zu Melilot. In jeder Provinz ist ein Paracusse, und in jeder Stadt ein Statthalter, welche alle von dem Paracusse von Apalache abhängen. Es scheint nicht, daß die Regierungsform hier so despotisch gewesen, wie in Peru, noch so unordentlich und unabhängig, als in den Brasilianischen Landschaften. Sie stehen zwar unter einem allgemeinen Oberhaupt der Nation, dieser aber kann wenig nach eigener Willkühr thun, sondern wenn Sachen von Wichtigkeit vorkommen, so muß er die Häupter der Familien zusammen berufen, und mit ihnen gemeinschaftliche

Ueberlegungen anstellen. Was diese Reichsversammlung alsdenn für einen Schluß gefaßt hat, den muß das Haupt der Nation zur Vollziehung bringen. In der Bestellung der Unterbedienten im Reich, ist die Macht des Königs gleichfals sehr eingeschränkt. Die Häupter der Familien haben jederzeit das Recht gehabt, sie in diese Würde einzusetzen. Es ist kein Dorf so klein, welches nicht seinen Hauptmann hätte, der die Obrigkeit in demselben vorstellt.

Diese obrigkeitliche Personen sind vom grösten bis zum kleinsten äusserlich dürch ihre Kleidungstracht unterschieden. Sie sind durchaus reicher und besser gekleidet, als der gemeine Mann. Dieser trägt nur enge Hemden von Ziegenhaaren, jene aber, nachdem sie den Gebrauch der Baumwolle und Leinwand haben kennen gelernt, haben weite Hemden, deren Ränder und Ermel mit bunder Seide ausgenähet sind. Im Sommer tragen sie Röcke, die mit verschiedenen Borden verbrämt sind, und im Winter, mit dem besten Rauchwerk. Sie tragen auch einen Gürtel, der aus Seide, oder andern kostbaren Zeug gemacht ist; und wenn sie sich in ihrem grösten Staat wollen sehen lassen, so hängen sie über dieses al-

les,

les, einen langen Mantel, der hinterwärts bis auf die Erde herabreicht, vorwärts aber nicht über den halben Leib geht. Wollen sie sich leichter ankleiden, so ziehen sie anstatt des Mantels nur einen Ueberrock mit weiten Aermeln darüber, der vorwärts offen ist, damit man die übrige Kleidung sehen kann. Auf der Brust tragen sie eine Platte von Silber, oder feinem Kupfer, die einer Hand breit ist; dadurch suchen sie gleichsam, als wie durch das Zeichen eines Ritterordens, ihren Vorzug anzuzeigen. Sie suchen auch einen grossen Staat in kostbaren Baretten, welche entweder durch die schönen Felle und vortreffliches Rauchwerk, oder durch die schönen Federn und reiche Bänder, ihre Schönheit erhalten. Ihre Schuhe und Halbstiefeln sind auch von der gemeinen Tracht unterschieden, und obgleich die Künste in diesem Lande noch nicht sonderlich gestiegen sind, so sind sie dennoch sehr artig und nutzbar gemacht.

In Ansehung der innern Regierung des Landes sind uns einige sehr besondere Einrichtungen bekannt worden. Alle unbewegliche Güter sind unter ihnen gemein, daß also, ihre Häusser und die kleinen daran stossenden Gärten ausgenommen, kein Feld, noch Wiese, weder Holz, noch sonst etwas vorhanden ist, das

einem oder dem andern eigenthümlich zugehören sollte. Ihre Felder bestellen sie mit einander gemeinschaftlich, und wenn die Zeit kommt, da die Feldarbeit angeht, so führen die Hauptleute, oder andere Bediente, alle diejenigen, die unter ihnen stehen, zur Arbeit an, denen das Alter und ihre Gesundheitsumstände hinlängliche Kräffte dazu verstatten. Bey dieser Arbeit stellen sie sich insgesamt ohne Zwang mit der grösten Bereitwilligkeit, gleichsam als zu einer Ergötzlichkeit, ein. Sie beobachten dabey eine gewisse Ordnung. Sie ziehen in Schlachtordnung mit Bogen und Pfeilen hinaus, damit, wenn sie etwa über der Arbeit von ihren Feinden überfallen werden sollten, sie sich im Stand befinden möchten, solche herzhaft zurück zu treiben. Während dieser Zeit, die durch gemeinschaftliche Arbeit zum Besten des Staats angewendet wird, sind die Oberhäupter bedacht, den gemeinen Mann mit einigen Getränken zu erfrischen; und die Weiber ermangeln nicht, ihren Männern bessere Speisen, als sonst gewöhnlich zuzubereiten, damit sie sich mit desto grössern Muth um die gemeine Wohlfarth bekümmern möchten. Sie sehen den Ackerbau als eine Staatsbeschäfftigung an. Die ganze Ernte schütten sie in die öffentliche Vorrathshäusser auf, welche in einer jeden Stadt und Dorf angelegt sind.

Bey

Bey jedem Vollmond theilen diejenigen, die darüber gesetzt sind, jeder Familie so viel aus, als sie nöthig hat, und hiebey sehen sie nicht auf den Rang, sondern auf die Anzahl der Personen, die eine Familie ausmachen.

Die Gerechtigkeitspflege ist bey den Apalachiten sehr kurz, und sie dulden schlechterdings keine Weitläuftigkeit der Processe und Chicanen. Die Hauptleute und die Unterbediente machen an einem jeden Ort die Rathsversammlung aus; diese halten monathlich zweymal Gericht, nemlich beym Eintritt des neuen Monds, und hernach im Vollmond. Hier werden alle Zwistigkeiten, die sich in den Familien ereignen, abgethan. Ist es aber eine Sache von Wichtigkeit, so wenden sie sich an den Statthalter, oder den Paracusse der Provinz, welcher solche in der letzten Instanz schlichtet. Wenn es sich zutragen sollte, daß die Statthalter unter sich selbst, oder mit ihrenUnterthanen, inUneinigkeit gerathen sollten; so ziehet der Paracusse von Apalacha, der seinen Sitz zu Melilot hat, Erkundigung von der Sache ein, und entscheidet sie unter dem Ansehen der höchsten Landesobrigkeit nach gepflogener Ueberlegung mit dem Senate, der ihn aller Orten, wo er sich hingiebt, begleiten muß. Ihre Strafen sind meistentheils sehr

scharf.

scharf. Verräther, Mordbrenner, Todschläger, die eingeschlafene Schildwachten, werden allemal an dem Leben gestraft. Diejenige, welche eines Verbrechens überführt worden sind, werden an einen Baum gebunden, und mit Pfeilen durchschossen, oder mit Keulen todgeschlagen. Strasenräuber aber haben keine andere Strafe als die Beschimpfung; sie werden aller Orten, wo sie hinkommen, mit Schmach belegt. Und dieses ist für sie eine so empfindliche Strafe, daß die mehresten, die eine solche Unthat begangen haben, sich lieber in die Wüsteneyen zu den herumschweifenden Hustamiten und Elamiten begeben, als daß sie länger als unehrliche Leute unter ihrem Volk leben wollen. In Ansehung des Ehebruchs haben sie in einigen Provinzen ganz besondere Verordnungen. In der Provinz Coza hat man ein Gesetz, welches bey Lebensstrafe gebietet, daß, wenn jemand hinlängliche Anzeigen hätte, daß ein Weib eine Ehebrecherin wäre, er davon weitere Erkundigung einziehen, und sie bey dem Richter des Orts anklagen soll. Der Richter stellet alsdenn heimlich Untersuchung wieder die angeklagte Person an, und bemächtigt sich derselben, wenn er sie schuldig findet. Darauf befiehlt er bey dem ersten Fest, das man anstellt, alle Einwohner sollten sich nach dem

Essen

Essen an einem gewissen Ort ausserhalb des Dorfes versammeln, und sich daselbst in zwey Reihen stellen. Wenn dieses geschehen ist, so kommen die Richter, und zwey davon tretten an das eine Ende, und zwey an das andere Ende dieser Reihen. Die ersten befehlen, man solle die ehebrecherische Frau vorführen. Während dieses Processes muß der Mann derselben zugegen seyn. Die Richter machen ihm alsdenn bekannt, seine Frau sey von ihrem schändlichen Leben überführt, und er sollte nunmehr mit ihr nach der Schärfe des Gesetzes verfahren. Der Mann zieht sie alsdenn ganz nackend aus, und beschiert sie mit einer Art Scheermesser von Kieselsteinen. Er geht darauf zum Zeichen, daß er sie verlasse, mit ihren Kleidern fort, und überläßt sie den Richtern. Zwey davon befehlen der Missethäterin, sie solle durch die zwey Reihen Leute hindurch gehen, und ihr Verbrechen den beiden andern Richtern melden. Sie muß gehorchen, und sobald sie hinkommt, so sagt sie zu ihnen, sie wäre des Ehebruchs überzeugt, und habe die Strafe verdient, womit die Gesetze dieses Verbrechen belegten; man habe sie zu ihnen gesandt, damit sie nach ihrem Gefallen, wie es das allgemeine Beste des Landes erfordere, mit ihr handeln möchten. Die Richter schicken sie so-

gleich

gleich mit der Antwort zurück : es wäre vernünftig, daß die Gesetze, die in der Absicht gemacht worden, die öffentliche Ehrbarkeit zu erhalten, unverletzt beobachtet würden; sie bekräfftigten also das wider sie gesprochene Urtheil, und befählen ihr künftig dergleichen Laster nicht mehr zu begehen. Hierauf gehet sie wieder zu den ersten Richtern durch die Reihe hindurch, wo sie die Leute auszischen, und sich bemühen, durch häufige Schmähworte ihre Schande zu vermehren. Unterdessen da sie hier nackend steht, schreyt ihr das Volk schimpflich nach. Einige bewerfen sie mit Erde, andere mit Stroh, Lumpen, und dergl. Alles dieses ist durch das Gesetz befohlen, und man siehet sie als einen Schandfleck ihres Geschlechts an. Nach allen diesen ausgestandenen Beschimpfungen wird sie von den Richtern aus dem Lande verbannt, und ihren Anverwandten mit dem Befehl übergeben, sie bey harter Strafe nicht wieder in das Land kommen zu lassen. Die Verwandten nehmen sie alsdenn zu sich, bedecken sie mit einem Mantel, und bringen sie an einen Ort, wo sie kein Einwohner des Landes mehr zu sehen bekommt. Dem Mann wird alsdenn die Erlaubnis gegeben, sich eine andere Frau zu nehmen. In einer andern Landschaft, nemlich in Tascaluza, werden sie

noch

härter bestraft. Vermöge des Gesetzes dieses Landes wird befohlen, daß wenn man zu einer bestimmten Stunde jemand in einem Hausse ein und ausgehen sieht, und man auf ihn einen Verdacht des Ehebruchs mit der Frau des Hausses hat, man nach der Religion verbunden seyn soll, den Mann von der Aufführung seiner Frau zu benachrichtigen, und mit drey oder vier Zeugen zu erweisen, daß man nichts sage, als was die Wahrheit sey. Sobald dieses geschehen, läßt der Mann die Zeugen zusammen kommen, und fraget einen nach dem andern unter erschröcklichen Flüchen wider denjenigen, der ihm etwas Falsches hinterbringen würde, hingegen grossen Segenswünschen für diejenigen, die ihm die Wahrheit entdecken würden. Findet er nun seine Frau hinlänglich überzeugt, daß sie die eheliche Treue gebrochen; so führt er sie ausserhalb des Fleckens, bindet sie an einen Baum, oder an einen in die Erde gesteckten Pfahl, und schiesset sie mit Pfeilen todt. Hierauf begiebt er sich zum Richter des Orts, und meldet ihm, daß er an einem gewissen Ort ausserhalb des Dorfs seine Frau ums Leben gebracht hätte, weil ihm gemeldet worden wäre, daß sie einen Ehebruch begangen hätte; er bäte also, die Ankläger vor sich fordern zu lassen, damit, wenn das ihr Schuld gegebene

Verbrechen gegründet wäre, er förmlich losgesprochen, daferne es aber nicht wahr wäre, die nach den Landesgesetzen verordnete Strafe empfangen möge. In diesem letzten Fall verordnet das Gesetz, daß die Verwandten den Mann gleichfals mit Pfeilen todtschiessen, und er den Hunden und Vögeln vorgeworfen, seine Frau aber zur Bezeugung der Unschuld ehrlich begraben werden sollte. Wenn die Zeugen aber bey ihrer Aussage verharren, und einander nicht widersprechen, kurz, wenn das Verbrechen durch tüchtige Beweisgründe bestättigt wird; so wird der Mann losgesprochen, und ihm die Freyheit gegeben, sich wieder zu verheyrathen; den Verwandten der Frau aber wird bey Lebensstrafe verboten, ihr keinen Pfeil aus dem Leibe zu ziehen, sie auch nicht zu beerdigen. Dieses Gesetz ist ausserordentlich scharf gegen die Weiber; aber man hat noch nicht erfahren können, ob auch eines gegen die Männer vorhanden sey, wenn sie die eheliche Treue brechen. Vielleicht sind die Gesetze gelinder gegen sie. Wir überlassen unsern Lesern ihre eigne Gedanken darüber zu haben. Vielleicht wird manches Frauenzimmer denken, die Männer hätten bey Errichtung dieser Gesetze blos ihre Person in Betrachtung gezogen, und die Furcht, die sie wegen der Untreue ihrer Weiber

ber hegten, hätte sie bewogen, mit ihnen so grausam umzugehen: wären aber die Strafen dieses Verbrechens von Personen weiblichen Geschlechts gesetzt worden, so würden sie sich ohne alle Leidenschaft, und so klug dabey aufgeführt haben, daß man auf keiner Seite Ursache würde gefunden haben, sich zu beschweren. Vielleicht aber wäre alsdenn die Härte auf die andere Seite gefallen; doch genug hievon.

Der zweyte Punct, den wir in diesem Abschnitt zu erörtern haben, betrifft das Kriegswesen der Apalachiten. Diese Völker lebten lange Zeit unter einander in besonders guter Eintracht; ausserhalb ihren Gränzen aber, hatten sie an den Einwohnern der Provinz Taguesta, ingleichen an den Elamiten und Hustamiten beständige unversöhnliche Feinde. Letztere hatten keine bleibende Stätte, sondern schweiften von einem Ort zum andern mit unglaublicher Geschwindigkeit herum, raubten, plünderten und mordeten, so viel sie konnten. Gegen solche Nachbarn muß man beständig auf seiner Hut seyn. Die Apalachiten besetzen also Tag und Nacht alle Zugänge in ihr Land, und schicken beständig Kundschafter auf den Gränzen herum, damit sie ihr Vorhaben entdecken, und ihren Ueberfällen gehörig vorbeugen können.

Wenn nun die Apalachiten genöthigt werden, einen Feldzug anzufangen, so wendet sich der Parausti, oder Priester, zu erst gegen die Sonne, ruft sie an, und beschweret sie, seiner Nation günstig zu seyn. Darauf nimmt er Wasser in einen hölzernen Löffel, und wirft solches, nachdem er viele Flüche gegen den Feind ausgestossen, auf eine solche Art in die Luft, daß es zum Theil auf die Kriegsleute, die bey ihm stehen, sprützet. Wenn er diese Ceremonie verrichtet hat, so sagt er dabey; möchtet ihr doch das Blut eurer Feinde eben so versprützen. Er nimmt darauf einen andern Löffel mit Wasser, gießt ihn auf das Feuer, das neben ihm steht, und wendet sich darauf zu eben diesen Kriegsleuten, und sagt zu ihnen: möchtet ihr doch eure Feinde eben so geschwind vertilgen können, als ich dieses Feuer auslösche! Ein entsetzliches Geschrey und vielbedeutende Geberden, begleiten diese beiden Handlungen. Nunmehr wird ein Wahrsager herbey gerufen, und gefragt, wie der Feldzug ablaufen werde. Dieser macht dabey solche wunderliche Stellungen und Grimassen, daß nichts närrischeres seyn kann. Er macht erstlich einen Creis von allerhand unbekannten Figuren, leget in die Mitte desselben einen von Rohr geflochtenen Schild, kniet auf denselben nieder,

beugt

beugt und renkt auf eine ausserordentliche Art den Leib, Kopf und Aerme, mit vielen Verdrehungen und Verzerrungen der Augen und des ganzen Gesichts. Nachdem er sich ohngefähr eine Viertheilstunde mit den gräßlichsten Verzuckungen aller Gliedmasen ermüdet hat; so verläßt er diese gezwungene Stellung, in welcher ihm der Geist den Ausgang des bevorstehenden Feldzugs soll geoffenbart haben, springt auf einmal auf, und geht zu dem Befehlshaber, um ihm dasjenige kund zu machen, was er erfahren habe. Er macht ihm die Anzahl seiner Feinde, den Ort, wo sie sich gelagert haben sollen, und den Erfolg des Gefechts bekannt. Und hierauf wird der Feldzug angetretten.

Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind von allerhand Art, Spiese, Keulen, Lanzen, Aexte, und Streithämmer von Kupfer. Sie glauben, daß Bogen und Pfeile ihnen eine besondere Zierde geben, und daher tragen sie selbige beständig, sie mögen nun im Krieg und auf der Jagd seyn, oder nicht. Da die Einwohner dieser Länder von einer sehr ansehnlichen Gestalt sind; so sind auch ihre Bogen sehr lang, und von einer verhältnismäßigen Dicke. Gemeiniglich sind sie von Eichen- oder andern dergleichen Holz, daher sie sich auch mit der äus-

ersten Mühe krümmen lassen; doch haben die Indianer eine solche Fähigkeit und Stärke sie zu spannen, daß sie die Sehne derselben bis hinter die Ohren ziehen können, da sie ein anderer kaum bis an das Gesicht zu ziehen vermag. Die Sehne ist aus Hirschleder, und wird auf folgende Art zu bereitet. Sie schneiden aus einer Hirschhaut einen Riemen zwey Finger breit, von dem Schwanz bis zum Kopf. Darauf schaben sie das Haar davon, machen ihn naß, drehen ihn und befestigen das eine Ende davon an einen Ast von einem Baum, und an das andere hängen sie ein Gewicht von hundert bis hundert und zwanzig Pfund. Hier lassen sie ihn drocknen, bis er wie eine dicke Darmseite wird. Damit sie sich den linken Arm nicht beschädigen, wenn sie die Sehne beym Schiessen springen lassen; so bedienen sie sich einer Art halber Armschienen von dicken Federn, welche den Arm von dem Knöchel bis an den Ellbogen bedecken, und mit einem ledernen Riemen befestigt sind, welcher einige mal um den Arm herumgeht. Sie sind so grosse Liebhaber von Bogenschiessen, daß sie sich nicht nur beständig auf der Jagd damit üben, sondern solches auch zum Zeitvertreib thun. Damit sie nun sich immer eine grössere Fertigkeit erwerben möchten, so stellt der Ober-Paracusse

zuweilen Scheibenschiessen an, da derjenige, der das aufgesteckte Ziel in der Mitte getroffen hat, einen gewissen Preiß bekommt. Sie führen ausserdem auch grosse länglicht-runde Schilder, die aus Rohr geflochten, und so künstlich zusammen gefügt sind, daß, ob sie gleich nur mit blosem Leder überzogen sind, sie dennoch allen Pfeilen und Wurfspiesen widerstehen können.

Eigentliche Vestungen treffen wir weder bey den Floridanern noch bey andern americanischen Völkern an; sondern alles, was man da sieht, sind nichts anders als Pfähle oder Palisaden, mit denen ein Dorf rings umher eingeschlossen ist. Wenn ein solches Dorf belagert wird, so kann die Belagerung unmöglich von langer Dauer seyn; denn jede feindliche Parthie führt brennende Pfeile bey sich, durch die eine solche hölzerne Mauer leicht in Brand geschossen werden kann. Da die Europäer ins Land kamen, so waren die Indianer so verschlagen, daß sie Vestungen errichteten, die gegen die Kriegsart der Europäer zu einiger Sicherheit dienen konnten. So beschreiben uns die Spanier die Vestung Alibamo in Florida. Es war ein Viereck von vier Reihen Palisaden, deren jede vierhundert Schritte lang, und zwey breit war. Die erste hatte

drey Thore, die aber so niedrig waren, daß kein Reuter durchkommen konnte, und diese Einrichtung hatten sie deswegen gemacht, weil ein starker Theil der Spanischen Macht in Reuterey bestand, wovor sie sich sehr fürchteten. Das eine Thor war in der Mitte, die beyden übrigen aber in den Winkeln. Gerade gegen diese Thore über waren drey andere in jeder Reihe Palisaden, damit man sich nach dem Verlust der vördersten in den folgenden noch vertheidigen könnte. Die Thore der letzten Palisaden giengen nach einem kleinen Fluß zu, über welche einige Brücken geschlagen waren. Aus den Thoren thaten sie Ausfälle; allein wenn sie die Belagerer nicht auf dem ersten Anfall zum Weichen brachten, sondern wohl gar selbst zuück getrieben wurden, so war der gröste Theil der Mannschaft verlohren; denn die Thore waren so eng, daß kaum zwey Menschen neben einander aus und eingehen konnten. Endlich lernten sie auch von den Europäern die Kunst, Gräben um ihre Umpfählungen zu zu machen, und sie mit Wasser anzufüllen. Doch dies ist keine Americanische Erfindung, und gehört also nicht hieher.

Von Kriegserklärungen wissen die Floridaner mit den übrigen Americanern auch nichts; sondern auf den Entschluß folgt sogleich der

Anfang

Anfang der Gewaltthätigkeiten. Jedoch etwas treffen wir bey ihnen an, das den Schein einer Kriegserklärung hat, nicht so wohl um die Feinde von ihrer Gesinnung zu benachrichtigen, als vielmehr den ihrigen Nachricht zu geben, daß der Krieg gegen dieses oder jenes Volk beschlossen sey. Auf der gangbarsten Strase des feindlichen Gebietes wird ein Pfeil aufgerichtet, an dessen Spitze man eine Flocke Wolle fest macht; und dies ist das ganze Signal zum Aufbruch. Da die Absicht ihrer Kriege nicht dahin geht, ihre Gränzen zu erweitern, sondern entweder ihre Ehre zu retten, und sich wegen angethaner Beleidigungen zu rächen, oder die Gewaltthätigkeiten ihrer Nachbarn durch Gegenwehr abzuwenden; so sehen sie sich niemals als den angreifenden Theil, sondern jederzeit als bloße Vertheidiger ihrer Gerechtsamen an, und aus diesem Grund glauben sie keine förmliche Kriegserklärung nöthig zu haben. So wie sie sich versammelt haben, so geht der Zug an. Ob sie nun gleich nicht darauf ausgehen, öffentliche Feldschlachten zu liefern, sondern nur einander Hinterhalte zu stellen, und Partheyenweis einander Abbruch zu thun; so ist es ihnen dennoch nicht erlaubt, nach eigenen Gutachten hinzulaufen, wo sie hin wollen, sondern es darf keiner ohne aus-

drückliche Bewilligung seines Obersten seinen Rang und Ordnung verlassen, oder widrigenfals würde er für ehrlos erklärt werden. Bey dem Zug selbsten beobachten sie das gröste Stillschweigen, damit sie von ihren Feinden nicht möchten entdeckt werden. Auf diese Art eilen sie nach denjenigen Dörfern, wovon sie wissen, daß die bewehrte Mannschaft nicht zu Hausse ist, und suchen solches in Brand zu stecken, und auszuplündern. Stossen sie auf eine feindliche Parthey, so greifen sie sie mit solcher Wuth und einem so erschrecklichen Geschrey an, daß daß dadurch der Schrecken allgemein wird; sie machen sich dieser Verwirrung zu nutz, und schlagen oft eine Parthie, die weit stärker ist, als sie. So wild sie auch sonsten gegen ihre Feinde sind, so haben sie doch niemals die Niederträchtigkeit begangen, ihre Pfeile zu vergiften: so sitzt auch in einer wilden Seele Ehrlichkeit und Grosmuth. Wenn sie auf beiden Seiten Gefangene machen, so werden sie nach dem Gefecht, Kopf für Kopf, gegen einander ausgewechselt, diejenigen aber die zurück bleiben, werden Sclaven; gegen diese haben sie zwar nicht die Grausamkeit, sie unter abscheulichen Martern zu töden und zu fressen, wie andere Americaner, aber sie schneiden ihnen sogleich die Flechsen am Fusse ab, damit sie nicht

während

während dem Treffen davon laufen können. Ist nun das Treffen völlig entschieden, und der eine Theil Meister vom Wahlplatz geblieben, so üben sie an den Leichen derer, die im Treffen geblieben sind, niemals einige Unmenschlichkeiten aus, ausser daß sie ihre Aerme und Beine an ausdrücklich dazu aufgerichtete Stangen, zum Denkmal der Ehre und des Sieges aufhängen. Den Gefangenen lösen sie die Haarscheitel ab, und brauchen sie als Beweise ihrer Tapferkeit. Wenn auch das Treffen noch so hitzig gewesen ist, so lassen sie doch denen, die sie darum bitten, Gnade wiederfahren. Insbesondere beweisen sie diese Grosmuth an den Weibern und Kindern ihrer Feinde, und begnügen sich blos damit, sie in ihre Städte und Dörfer zu führen, wo sie sie alle Freyheit geniessen lassen.

Bey dieser Gelegenheit merken wir an, daß die Floridaner ihre Weiber ordentlicher Weise nicht mit in das Treffen zu nehmen pflegen, ausser zur Besorgung der Lebensmittel. Aber in diesen weiblichen Seelen wohnt ein Muth, der nicht geringer ist, als die Herzhaftigkei ihrer Männer: allein die Gewohnheit des Landes läst es nicht zu, solchen im Treffen zu zeigen. Allein, da die Spanier in das Land ka-

men, und den Einwohnern mit ihren übrigen Gütern auch ihre Freyheit nehmen wollten; so besiegte die Noth die Gewohnheit, und die Weiber zeigten einen Muth, der bis zur Verzweifelung gieng. Die Spanier erfuhren es bey einer gewissen Gelegenheit zu ihrem Schaden. In einem Treffen, worinnen bereits eine grosse Menge Indianer auf dem Schlachtfeld gestreckt lag, rufften diese endlich ihre Weiber zu Hülfe, damit sie entweder den Tod so vieler Indianer rächen, oder alle grosmüthig sterben möchten. Allein, eben da man die Weiber zu Hülfe rufen wollte; stritten ihrer viele schon zu den Seiten ihrer Männer aus freyen Antrieb. Aber nunmehr, da der öffentliche Befehl dazu kam, liefen sie theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Schwerdtern und Lanzen, die sie auf dem Schlachtfeld von der Erde aufgehoben hatten, unter die Spanier. Sie stellten sich an die Spitze, verachteten voll Zorn und Verdruß die Gefahr, und zeigten einen Muth, derweit über ihr Geschlecht gieng.

Was wir vorhin von ihrem mäßigen Bezeigen gegen ihre überwundene Feinde gesagt haben, leidet eine Ausnahme, wenn ihnen Spanier in die Hände gefallen sind. Bey verschiedenen Gelegenheiten beweisen sie gegen diese eine Grausamkeit, die bey den Brasilianern nicht ärger

ange-

angetroffen wird. Wir wollen nur eine einzige Geschichte zum Beweiß anführen, die unsern Lesern vermuthlich nicht unangenehm seyn wird. Ein Floridanischer Fürst hatte einstens vier Spanier gefangen bekommen. Diese lies er wohl verwahren, um durch ihren Tod die Schönheit eines Lustfestes, welches in wenig Tagen gefeyert werden sollte, zu verherrlichen. Wie die Zeit herbey gekommen war, befahl er, die Spanier ganz nackend herbey zu führen, und sie zu zwingen, wechselsweis von einem Ende der Stadt bis an das andere zu laufen, auch von Zeit zu Zeit mit Pfeilen auf sie zu schiessen, damit sie dadurch eines langsamen Todes sterben, und ihre Quaal desto empfindlicher seyn möchte. Man gehorchte ihm den Augenblick, und der Fürst, der selbst mit bey dem Schauspiele gegenwärtig war, sahe mit Vergnügen dreye von diesen Spaniern von einem Ende zum andern laufen, und vergeblich ihrem Tod zu entgehen suchen. Der vierdte, der ein Mensch von achtzehen Jahren war, und dabey gut aussahe, erregte das Mitleiden der Gemahlin und der Töchter des Fürsten. Sie baten für ihn um Gnade, und erhielten sie auch. Allein diese Gnade diente zu nichts anders, als dem jungen Spanier einen tausendfachen Tod anzuthun. Man zwang ihn beständig Holz und Wasser

zu tragen, er aß und schlief wenig, und muste so viele Streiche leiden, daß, wenn ihn die Furcht vor GOtt nicht zurück gehalten hätte, er oft in die Versuchung kam, seinem unglücklichen Leben selbst ein Ende zu machen. Die Barbaren verdoppelten seine Quaal bey öffentlichen Lustbarkeiten, und nöthigten ihn, ganz nackend auf einem grossen Platz herum zu laufen, wo sie mit ihren Bogen bereit stunden, ihn augenblicklich zu durchschiessen, wenn er nur die erste Mine machte, als wenn er stehen bleiben wollte. Er war also des Abends in einen erbärmlichen Zustand, und mehr tod als lebendig. Die Frauenzimmer bedauerten ihn, allein ihre Erbarmung feuerte nur die Grausamkeit des Cazikens desto mehr an, welcher fast rasend wurde, daß dieser Mensch so viele Ermüdungen ausstehen konnte. An einem Feyertage befahl er auf dem grossen Platz ein Feuer anzuzünden, und über die glüenden Kohlen einen Rost zu setzen; hierauf wurde der arme Mensch gelegt, und sollte lebendig gebraten werden. Auf das Geschrey dieses Elenden kamen die Töchter des Cazikens herbey gelaufen, und beschwuren ihn, daß er doch in seiner Rache nicht weiter gehen möchte. Sie trugen ihn halb verbrannt von diesem traurigen Schauplatz hinweg, und der Cazike lies es geschehen. Sie verbanden seine

Wun-

Wunden, und nach Verlauf einiger Zeit wurde er geheilet. Der Barbar freuete sich, da er ihn im Stande sah, noch mehr zu leiden. Damit er nun seine Rachbegierde noch noch weiter sättigen möchte, so erfand er zu seiner Genugthung, und um das ungestümme Bitten seiner Töchter los zu werden, eine neue Strafe. Er befahl ihm nemlich, Tag und Nacht die todten Leichname, die in einem Wald in hölzernen mit Brettern bedeckten Särgen lagen, zu bewachen. Weil aber die Löwen, deren es in jenen Gegenden sehr viele gab, bisweilen kamen, und die todten Cörper aus den Särgen mit sich fortschleppten; so befahl er ihm bey Strafe lebendig verbrennt zu werden, dafür zu sorgen, und gab ihm vier Wurfspiese mit, um sich gegen diese Bestien zu vertheidigen. Einstens überwältigte ihn der Schlaf, und gerade damals kam auch ein Löwe, und holte ein Kind aus einem Sarge. Der arme Mensch wachte darüber auf, und weil er wuste, daß des Cazikens Leute mit anbrechenden Tag kommen, und nach den Särgen sehen würden; so vermuthete er nichts anders, als daß er auf die grausamste Art würde verbrennt werden. Er lief vor Angst hin und her, und wuste selbst nicht was er that. Endlich bekam er den Löwen zu Gesicht, die Verzweiflung gab ihm Muth, er

griff

griff ihn an, und erlegte ihn glücklich. Was noch von dem Kind übrig war, raffte er zusammen, legte es wieder in den Sarg, die todte Bestie aber schleppte er zu den Caziken. Jedermann bewunderte diese kühne That, und bat für ihn um Gnade. Der Barbar schien besänftigt; aber nicht lange darnach wachte seine Rachbegierde von neuen auf. Er wollte ihn ein vor allemal bey dem ersten Fest todschiessen lassen. Und nun getrauete sich niemand weiter für ihn zu bitten. Allein, die älteste Tochter verschafte ihm Gelegenheit sich mit der Flucht zu retten, und schickte ihn zu einem Caziken, der ihr Geliebter war, der ihn auch, der Drohungen des Barbaren ungeachtet, in seinen Schutz nahm. So unbändig ist die Rachbegierde in einem Menschen, der keine sittliche Empfindungen kennt; aber zur Ehre der Menschheit wohnt auch oft eine Seele unter einem rauen Volk, die durch ihre Sanftmuth dem wildesten Temperament Hohn spricht.

Ob nun gleich dieser Barbar eine Grausamkeit zeigte, die auch unter diesen Wilden eine ausserordentliche Erscheinung war; so können wir doch nicht leugnen, daß die Rachbegierde ein Hauptzug in dem Character der Floridaner ist, wenn sie sie gleich nicht immer in solche Unmenschlichkeiten ausarten lassen, wovon

wohl

Di

wohl die damit vermischte Leichtsinnigkeit und Flatterhaftigkeit die Ursache ist. Sie geben hievon einen Beweiß, durch ihr Betragen, wenn eine Schlacht gewonnen ist. Wenn sie ihre Gefangene in Sicherheit gebracht haben, so bemächtigen sie sich des Schlachtfeldes, wo die erschlagene Feinde liegen. Ein Priester wird geruffen, dieser stellt sich vor die Leichname, und die übrigen Kriegsleute um ihn herum. Dieser spricht die grausamste Flüche über diese Todten aus, und die Umstehende hören ihn mit grosser Aufmerksamkeit an. Vor ihnen liegen drey Leute auf den Knien, die ein kleines Götzenbild in der Hand haben. Einer von ihnen schlägt, so zu sagen, den Tact auf einen Stein, und antwortet auf die Verwünschungen des Priesters, da unterdessen die andern bey dem Geräusch ihrer Klappern singen.

Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so kehren sie zu ihren eigenen Todten zurück. Die Weiber der Erschlagenen gehen zu den Caziken, und bitten ihn um ihren Beystand. Sie stellen sich mit thränenden Augen vor ihm, heulen und schreyen über den Verlust ihrer Männer, kauern sich vor ihm nieder, und beschwören ihn, bey allem, was ihm lieb ist, den Tod ihrer Männer nicht ungerochen zu lassen, sondern die Feinde deswegen zur Strafe zu ziehen. Und

dieses

dieses ist schon genug, einen neuen Krieg anzufangen. Sie begnügen sich aber nicht allein ihre Thränen blos vor den Caziken auszuschütten, sondern sie widmen auch ihren Männern den Zoll der Liebe noch auf ihren Gräbern. Sie schneiden sich die Haare ab, und streuen solche auf denselben umher, nebst den Pfeilen, Köchern, Bogen, Spiesen, Trinkschaalen, und was sonst ihre Männer in ihrem Leben lieb gehabt und hochgehalten haben. So wie ihnen ihre Haare wieder wachsen, so nimmt auch ihre Trauer ab, und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen sind, das ist, wenn sie ihnen über ihre Schultern hinabhangen, so ist die Trauer völlig aus.

Wenn die Floridaner von ihren Feldzügen wiederkommen, so bringen sie viele Tage mit Tanzen, Spielen und allerhand Ergötzlichkeiten zu. Sie besingen dabey ihre Tapferkeit, und die merkwürdigsten Thaten ihrer Vorfahren.

Vierter Abschnitt.

Hauswesen der Apalachiten.

Wir machen den Anfang mit ihren Heyrathen. Die Apalachiten nehmen gemeiniglich nur eine Frau, welche, wie wir im vo-

rigen

then. Die Apalachiten nehmen gemei-
nur eine Frau, welche, wie wir im vo-

rigen

rigen Abschnitt bemerkt haben, bey Strafe einer schimpflichen Züchtigung verbunden ist, ihrem Manne treu zu bleiben. Allein die Grossen des Reichs sind nicht so streng an dieses Gesetz gebunden, sondern sie haben die Erlaubnis, so viele Weiber zu nehmen, als sie wollen. Nichts desto weniger haben sie doch nur eine rechtmäßige Gemahlin, und die andern sind blose Beyschläferinnen. Daher auch die Kinder, die von den letzten gebohren werden, nach dem Tode des Vaters, mit dessen übrigen Kindern in der Theilung seines Vermögens nicht in gleiche Theile gehen, sondern sich nur mit etwas wenigen, das ihnen nach den Umständen ausgeworfen wird, begnügen müssen. Zur Ursache von dieser ihnen erlaubten Vielweiberey führen sie an, daß, da sie verbunden wären, im Krieg zu ziehen, sie auch viele Frauen haben müsten, damit sie viele Kinder zeugen möchten: die meisten von Adel blieben im Treffen, man müsse also darauf bedacht seyn, diesen Verlust wieder zu ersetzen; ferner, da das gemeine Volk an den öffentlichen Geschäfften keinen Theil habe, und auch den Gefährlichkeiten nicht so ausgesetzt wäre, wie der Adel, so wären noch immer Leute genug vorhanden, die die Last des Königreiches tragen könnte. Wir wollen uns in die Beurtheilung dieser

Maximen nicht einlassen, ihre Unrichtigkeit leuchtet zu deutlich in die Augen. Das Wohl eines Landes hängt ohne Zweifel von der Menge derjenigen Personen ab, die die Güter der Natur aus der Erde heraus holen, verarbeiten, und durch den Umsatz derselben Reichthum und Ueberfluß in das Land bringen. In den Heyrathen selbsten giengen die Apalachiten niemals aus ihren Familien heraus; und wenn ja einer oder der andere dergleichen that, so zog er sich dadurch nicht nur die gröste Verachtung für seine Person zu, sondern die aus einer solchen Ehe erzeugten Kinder waren auch nicht fähig, Hauptleute oder Häupter der Familien zu werden; ja man sahe sie nicht viel besser, als Bastarte an. In den Heyraths-Ceremonien machten sie nicht viele Umstände. Oftmals geschahe es, daß die Eltern und Verwandten ihre Kinder mit einander verlobten, wenn sie so zu reden, noch in der Wiege lagen, und sie waren schon Braut und Bräutigam, ehe sie noch ihre Bestimmung kennten. Allein, sie haben dabey eine solche Hochachtung gegen ihre Eltern, daß, wenn sie ihre Verlobung erfahren, sie sich im geringsten nicht dagegen setzen, sondern ihre Neigung dem Willen ihrer Eltern unterwerfen. Sie heyrathen also mehr aus Pflicht, als aus Liebe, von deren sanften Empfin-

pfindungen sie sich gar keine Vorstellung machen können. In ihren Familien können sie in allen Graden, ausgenommen ihre Schwestern, heyrathen.

Wenn eine Frau schwanger ist, so hat der Mann während ihrer Schwangerschaft nicht den geringsten Umgang mit ihr; ja er isset so gar in dieser Zeit nichts von demjenigen, was sie anrührt. Die Kinder, die sie zeugen, erziehen sie mit aller Sorgfalt. Den Knaben legen sie entweder die Namen derjenigen Feinde bey, die sie erlegt haben, oder derjenigen Dörfer, die sie abgebrannt haben, oder auch der Gefangenen, die in ihrem Dienste gestorben sind; die Töchter hingegen führen den Namen ihrer verstorbenen Mütter, oder Grosmütter, denn sie sehen sorgfältig dahin, daß nicht zwey Personen, die in einer Familie zugleich leben, einerley Namen haben. Bis in das zehente und zwölfte Jahr wird die Erziehung der Kinder den Müttern allein überlassen; wenn aber die Knaben dieses Alter erreicht haben, so nehmen die Väter diese Sorge über sich, sie führen sie mit sich auf die Jagd, zur Fischerey, und halten sie zu andern Arbeiten an. So bald sie geschickt sind, den Bogen und Wurfspies zu führen, und sich mit ihren Schildern gegen die feindliche Pfeile zu vertheidigen, so müssen

sie ihren Feldzügen mit beywohnen. Sie haben ausserordentlich viele Liebe zu ihren Kindern, lassen sie aber solche nicht merken; es ist auch bey ihnen nicht wie bey andern Völkern, gewöhnlich, daß die Eltern ihren Kindern Liebkosungen erweisen, sondern sie sind von Jugend auf hart und streng gegen sie. Demohngeachtet aber haben die Kinder eine grosse Ehrfurcht gegen ihre Eltern, und das harte Bezeigen ihrer Väter schlägt ihren Muth im geringsten nicht nieder.

Diese Völker haben jederzeit den Müßiggang, als die gröste Pest ihres gemeinen Wesens angesehen, und solchen aus allen Kräfften verabscheuet. Sie befleißigen sich der Arbeit nicht so wohl aus Pflicht, als vielmehr aus Vergnügen. Diese Arbeitsamkeit bringt ihnen die grösten Vortheile, worunter dieser keiner von den geringsten ist, daß wenn ihre Nachbarn, die an der Seeküste wohnen, oftmals Hunger leiden müssen, weil sie entweder ihre Felder nicht zur rechten Zeit bestellt, oder ihren Vorrath bey Gastereyen unnöthig verschwendet haben, sie im Gegentheil, da sie das Feld fleissig bauen, und die Früchte des Landes mit Vernunft zu rathe halten, allemal hinlänglichen Vorrath haben, wovon sie auch ihren Bundsgenossen, wenn sie Mangel daran leiden, aus-

helfen können. Wenn die Saat- und Erndte-zeit vorbey ist, so gehen die Mannspersonen auf die Jagd und Fischerey; sie pflanzen Obstbäume, legen Gärten an, und machen das Erdreich durch Kunst und Fleiß geschickt dazu; sie bauen ihre Hütten, und bessern, was schadhaft daran ist; sie verfertigen ihre Kleider, Schuhe und Stiefeln; überhaupt trifft man sie selten müßig an. Auf nichts aber wenden sie mehr Fleiß, als auf die Verfertigung ihrer Bogen, Pfeile, Keulen, Schilder, und andere Arten der Waffen, die sie theils auf der Jagd, theils im Krieg gebrauchen; denn alle Mannspersonen, so wohl junge als alte, machen sich eine Ehre daraus, sie selbst machen zu können. Sie wenden auch einige Mühe auf die Schönheit derselben, und suchen sie immer glänzend zu erhalten. Sie thun dieses nicht so wohl, um in Friedenszeiten Staat damit zu machen, sondern damit sie, wenn sie plötzlich überfallen werden, welches nicht selten geschieht, solche so gleich in gehöriger Bereitschaftt bey der Hand zu haben. Die Häute der Hirsche und wilden Ziegen wissen sie auch wohl zu bereiten, um ihre Kleidungen, Tapeten und Bettdecken daraus zu machen. Sie machen sich auch zuweilen mit Töpferarbeit und Korbflechten einen Zeitvertreib, oder machen aus Vogelfedern al-

lerhand Zierrathen. Die Weiber verrichten die Hausarbeit, bereiten das Essen, spinnen Baumwolle, und machen allerhand Zeuge daraus.

Ausser dieser Handarbeit treiben sie auch einen kleinen Handel. Dieser besteht grösstentheils, wie bey allen Völkern, die noch im Stand der Natur leben, in der Vertauschung der Waaren. Ob ihnen aber gleich der Gebrauch des Geldes unbekannt ist, so haben sie doch eine Art Münzen erfunden, die ihnen, wenn sie keine Waaren zu vertauschen haben, zum Einkauf der nöthigen Bedürfnisse dienen. Es sind dieses kleine schwarze und weisse Körner, denen sie einen gewissen Werth und Verhältnis beylegen, so daß ein schwarzes Korn so viel als zwanzig weisse gilt. Die Indianer, die am Meere wohnen, machen sich eine Art Münze aus den äussersten Theilen derjenigen Muscheln, die sie besonders hoch schätzen. Diese leichte Münze hat ihren Lauf nicht nur unter den Einwohnern selbst, sondern sie gilt auch in den Europäischen Colonien, die daselbst errichtet sind. Gleichergestalt handeln auch die Apalachiten mit Corallen und Crystallkörnern, ja selbst mit einer Art Ambra; auch nicht selten mit rothen und grünen Steinen, welche der Strom von den Gebürgen herabtreibt. Ehe

die

die Europäer zu ihnen kamen, wusten sie nichts vom Gewicht und Ellenmaß, jetzo aber haben sie durch die Erfahrung kennen gelernt, wie nöthig und nützlich beide Dinge so wohl zur Erleichterung des Handels, als zur Vermeidung des Betrugs sind.

So arbeitsam nun die Apalachiten sind, so sind sie doch auch vom Vergnügen keine Feinde. Sie lieben die Music, und alle Instrumente, die eine Harmonie machen, mit einem solchen Eifer, daß man fast keinen einzigen unter ihnen antrifft, der nicht auf einer Flöte, von verschiedener Art und Grösse, spielen könnte. So unvollkommen sie auch sind, so machen sie doch eine angenehme Harmonie. Dabey sind sie grosse Liebhaber vom Singen. Ihre Stimme ist von Natur angenehm und geläufig; daher sich auch viele unter ihnen befleißigen, den Gesang und das Zwitschern der Vögel nachzuahmen, worinnen sie so glücklich sind, daß sie diese unschuldigen Thiere damit aus den dickſten Wäldern locken, als welche meinen, daß sie ihres gleichen anträfen. Mit dem Gesang versüssen sie sich auch die Arbeit, die sie oftmals mehr zum Zeitvertreib, als des Nutzens wegen verrichten. Nicht weniger lieben sie auch den Tanz, wobey sie hüpfen, springen, und allerhand wunderliche Stellungen machen. Sie

ben dadurch alle üble Dünste, die sie in ihren Cörpern eingesammelt haben, zu vertreiben, und ihre Gelenke geschmeidig zu machen, damit sie desto besser auf der Jagd fortkommen, und die Gebirge desto leichter besteigen können. Sie machen sich aus der Geschwindigkeit ihrer Gliedmassen eine besondere Ehre, und lassen oft in Beyseyn ihrer Freunde ihre Geschicklichkeit hierinnen sehen. Nach der Ernte stellten sie ehemals feyerliche Tänze an, jetzo aber haben sie keine bestimmte Zeit dazu, sondern es kommt auf den Willkühr der Hauptleute und Oberhäupter der Familien an, die Zeit und Ort hiezu zu bestimmen.

Die Apalachiten unterscheiden sich auch darinnen von vielen americanischen Völkerschaften, daß sie in Städten, Flecken und Dörfern bey einander in einer bürgerlichen Verbindung leben. Diejenigen Orte, denen sie den Namen der Städte geben, sind Flecken, welche mehr bevölkert, als andere sind; sie sind anstatt der steinernen Mauern mit Umpfählungen oder Hecken eingeschlossen. Eine jede solche Stadt, wenn man sie so nennen kann, hat zwey enge Thore, die mit vorgelegten Querbalken verschlossen werden. Auf beiden Seiten sind zwey Rasenhaufen aufgehäuft, worauf man eine Wache stellen kann, um die Zugänge

zu

zu beschützen. Jede Provinz hat höchstens nur drey bis vier solcher Städte, wovon eine jede ihren besondern Statthalter hat, die in denselben ihre Wohnung haben, und unter welchen die Hauptleute der benachbarten Flecken stehen. Jeder derselben und seine untergeordnete Beamte, haben ihren angewiesenen Bezirk, den sie in ihrer Gerichtsbarkeit nicht überschreiten dürfen. Die Flecken und Dörfer der Apalachiten aber sind weit angenehmer. Die Wohnungen in denselben sind geräumiger und lüftiger. Ihre Häusser sind sehr einfältig. An den vier Ecken sind Pfäle, oder auch nur Stangen in die Erde gerammelt; die Wände sind aus einer fetten Erde aufgeführt, die aber wenn sie ausgedrocknet ist, so fest hält, daß auch nicht die geringste Luft durchdringen kann. Diese leichten Gebäude sind länger, als breit, und länglicht rund. Die beiden Seiten sind allemal nach Norden und Süden gerichtet, damit ihnen die stürmischen Winde, welche sich meistentheils aus diesen Gegenden erheben, nicht schaden können. Aus eben dieser Ursache sind sie sehr niedrig gebaut, und sind bis an das Dach kaum fünf bis sechs Schuh hoch. Das Dach, welches keine andere Abneigung hat, als so viel zum Ablauf des Regens erfordert wird, ist mehrentheils aus Schilf geflochten,

dermaſſen dichte, daß es Regen und Wind lange Zeit aufhalten kann. Die Schilfe werden in Gummiwaſſer getaucht und alsdenn mit Sand beſtreut; dadurch bekommen ſie eine ungemeine Feſtigkeit.

In dieſen Wohnungen iſt das Pflaſter der Kammern das beſte, denn ob es gleich nur aus calcinirten Muſchelwerk und einem gewiſſen gelben und glänzenden Sand beſteht, den ſie aus dem Gebirge holen, ſo giebt es doch, wenn es drocken iſt, einen ſolchen Glanz und Schimmer von ſich, daß es ausſieht, als wenn der Boden mit goldenen Platten belegt wäre, und mit der Zeit wird es ſo glatt, wie Marmor. Die Häuſſer ſind in verſchiedene kleine Kammern eingetheilt, in die man durch einen engen Gang mehr hinein kriechen muß, als gehen kann. Die Zimmer ſind durch Tapeten von Baumrinden und Palmblättern von einander abgetheilt. Die Kammern der Vornehmſten des Lands aber ſind auf allen Seiten mit Hirſch- oder wilden Ziegenfellen behangen, welche durch eine angenehme Vermiſchung allerhand Farben ausgezieret ſind. Es giebt auch Künſtler unter ihnen, die aus Pflaum- und andern Federn Tapeten machen können. Dieſe wiſſen ſie mit ſolcher Erfindung und Ordnung zuſammen zu fügen, daß man kaum in einem ſeidenen Stoff

mehre-

mehrere Schönheiten anbringen kann. Ihre Betten sind mit Vorhängen umgeben. Zwey bis drey Bretter, die auf vier in die Erde geschlagenen Pfählen liegen, machen die ganze Lagerstätte aus; auf diese legen sie Säcke, die mit Farrenkraut ausgestopft sind, zum Unterbett, und zum Deckbett brauchen sie eine Bärenhaut. Jenes wählen sie, weil sie glauben, daß es eine Krafft habe, die ermüdeten und verlohrnen Kräffte wieder herzustellen, dieses aber, weil es kein Ungeziefer zeugt. Die Weichlinge unter ihnen stopfen ihre Bettsäcke mit Pflaumfedern aus, die an der Pflanze Hyalectoct wachsen. In der Hitze schmücken sie sich mit Gemsenhäuten und andern Fellen von wilden Thieren, und diese wissen sie wohl zuzubereiten und mit mancherley Farben zu bemahlen; sie fügen sie so sauber zusammen, daß ohngeachtet sie aus vielen Stücken bestehen, man doch ihre Zusammenfügung, wenn man sie auch noch so genau ansieht, nicht merken kann. Im Winter hingegen bedecken die Vornehmen ihre Betten mit Marder- Biber- und weissen Fuchsfellen, denen aber ihr natürlicher Geruch dermassen benommen ist, daß man nicht das geringste davon empfindet. Ihr übriger Hausrath ist sehr gering. Ihre Betten dienen ihnen zugleich anstatt der Stühle und Bänke, und ein

Teppich

Teppich von Leder, der auf dem Boden ausgebreitet wird, ist ihr Tischtuch.

So einfältig nun ihre Wohnungen sind, eben so ungekünstelt ist ihre Nahrung und Kleidung, und mit beiden sind sie vergnügt. Anstatt des Brodes essen sie grossen Hirsen und Maiz, und anstatt des Fleisches, Hülsenfrüchte und Fische. Doch geniessen sie jetzo auch manchmal von dem Wildpret, das sie auf der Jagd bekommen, denn ehemals diente ihnen die Jagd blos zur Ergötzlichkeit, und das Land von wilden Thieren zu reinigen, und die Häute der Thiere zu ihren Gebrauch zuzubereiten, das Fleisch aber genossen sie nicht. Jetzo aber essen sie es, dennoch aber finden sich heut zu Tage noch einige alte Geschlechter, die an den Sitten ihrer Vorfahren so streng halten, daß sie weder Fische noch Fleisch von zahmen und wilden Thieren essen. Das Fleisch essen sie wohl gekocht, die Früchte, wenn sie recht reif sind, und die Fische gebraten. Es ereignet sich selten, daß sie zweyerley Gerichte bey einer Mahlzeit auftragen. Das Essen wird, ehe es aufgetragen wird, in kleine Stücke geschnitten, damit sie sogleich zugreifen und essen können. Anstatt der Gabeln brauchen sie Löffel und eine hölzerne lange Pfrieme, damit nehmen sie ihren Bissen mit solcher Gewißheit, daß sie selten ihre Kleider damit be-

schmutzen. Ihr ordentliches Getränk ist Wasser, deswegen bauen sie nicht leicht eine Wohnung anderswo, als an solchen Orten, wo sich Wasserquellen befinden. Die Weinreben wachsen häufig bey ihnen, und die Trauben werden auch reif und gut; aber sie machen keinen Wein daraus. Bey ihren Gastereyen aber haben sie einen gekochten Trank aus Maiz, der gut schmeckt, aber nur bey ausserordentlichen Fällen gebraucht wird. Den Gebrauch des Salzes haben sie ihrem Vorgeben nach, seit undenklichen Jahren gehabt; da sie es aber ehemals nicht anders, als mit vieler Mühe, und durch Vermittelung anderer Völker, die an der Seeküste wohnten, erlangen konnten; so haben sie seit einiger Zeit in ihrem Lande unten an dem Fusse eines Bergs eine Salzquelle entdeckt, die ihnen einen grossen Vorrath von weissen und reinem Salze liefert, ohne daß es ihnen Mühe macht.

Ehemals wusten die Apalachiten von Kleidern fast gar nichts, sie giengen grossen Theils nackend, und bedeckten nur diejenige Theile des Leibes, die der Wohlstand bedeckt haben will; aber jetzo tragen sie auch Kleider. Ihre Unterkleider sind von Bocks- und Hirschleder, und gehen ihnen bis auf die Helfte des Schenkels. Darüber tragen sie eine Art eines Mantels, oder Oberkleid, das im Sommer aus baum-

wollenen Zeug, im Winter aber aus Fellen bestehet, die sie so gut zu bearbeiten wissen, als der beste Kürschner in Europa. An einigen lassen sie die Haare oder Wolle, und diese dient ihnen zum Futter, an andern nehmen sie solche weg, und bemahlen sie auf beiden Seiten mit Blumen und andern Figuren, in so lebhaften Farben, daß es von weiten wie die schönste genähete Arbeit aussieht. Die verheyratheten Mannspersonen tragen Mützen von schwarzen und glänzenden Mardern; sie machen sie hoch und lassen einen drey Daumen breiten Rand darum, der vorwärts in die Höhe geht, und die eine Seite ist mit einem Straus von Federn geziert. Die Weiber gehen ebenfalls mit bedeckten Haupt, und tragen Mützen, die mit grauen und schwarzen Pelzwerk verbrämt sind. Die unverheyratheten Manns- und Weibspersonen hingegen haben zu keiner Zeit einen andern Hauptputz, als ihre eigenen Haare. Das gemeine Volk trägt blos einen Ueberrock mit kurzen Ermeln über ein kleines Hemd von Ziegenhaaren, das ihnen bis an die Knie reicht. Dieser Rock, der ihnen die Hüfte bedeckt, wird mit einem ledernen Gürtel um den Leib festgemacht, welcher an verschiedenen Orten dergestalt geziert ist, daß es scheint, daß es genähet wäre. Von der Kleidung der Paracussen und Priester haben wir oben schon

geredet. Das Frauenzimmer von Stand hat bey diesen Floridanern auch seinen besondern Schmuck. Ihre Röcke gehen stufenweis, und sind mit Stickerey nach ihrer Art, oder mit Pelzwerk nach der Jahreszeit besetzt. Anstatt der Ueberröcke tragen sie kurze Mäntel, die ihnen nur die Knie bedecken, und durch deren Oefnung sie an beiden Seiten die Aerme hindurch stecken. Wenn sie zu einer feyerlichen Versammlung eingeladen werden; so bedienen sie sich, ausser ihrem gewöhnlichen Hauptputz, noch eines Schleiers von leichtem Zeuge, der über ihre Kleider hin und herfliegt. Ihre Backen streichen sie mit rother Farbe an. Aus einer gewissen Art schöner Muscheln, die sie durchbohren und zu einer schicklichen Gestalt formen, machen sie Ketten, und hängen sie um, wenn sie in voller Pracht erscheinen wollen. Auch wissen sie gewissen rothen und grünen Steinen verschiedene Gestalten zu geben, die ihren Glanz erhöhen. Mit diesen, oder auch Crystallen, schmücken sie ihre Ohren. Zum Beschluß ihres Aufputzes schmücken sie den Hals mit Bändern von Ambra und Corallen. Einige haben ihnen auch Perlen, Rubine, und Diamante beygelegt, aber die neuesten Nachrichten versichern, daß sie diese Art von Kostbarkeiten in ihrem Lande gewiß nicht haben.

Nun

Nun ist nichts mehr von den Apalachiten zu sagen übrig, als was ihren Tod und die Ceremonien bey ihrem Begräbnis betrifft. Sie erreichen meistentheils ein hohes Alter, und bringen ihr Leben bis auf hundert und mehr Jahre. Ohne Zweifel kommt dieses von ihrer mäßigen Lebensart und Arbeitsamkeit her. Wenn sie todt sind, so balsamiren sie die Körper, und es ist zu verwundern, mit welcher Geschicklichkeit sie solches verrichten können. Wenn sie das Eingeweide herausgenommen haben, welches sie so gleich an den Ort verscharren, wo der übrige Cörper nach Verfliessung der Trauerzeit hinkommt; so tunken sie ihn in einen kostbaren Balsam, den sie aus vielen anziehenden Gummi, und andern Specereyen, welche die Krafft haben, den Cörper vor der Fäulnis zu bewahren, bereiten. In diesem Balsam lassen sie ihn drey Monathe liegen, alsdenn nehmen sie ihn heraus, ohne die geringste Veränderung daran zu spüren, und ohne, daß man einige Spur von einer angesetzten Fäulnis gewahr wird. Hierauf umhüllen sie ihn, wenn er völlig ausgetrucknet ist, mit schönen Fellen, und legen ihn in einen Sarg von wohlriechenden Holz. Diesen behalten sie zwölf Monathe lang in ihren Häussern bey sich, alsdenn verscharren sie ihn in dem nächsten

sten Wald an dem Fusse eines Baumes, unter vielen Thränen und Wehklagen. Man kann sich leicht einbilden, daß nicht alle Personen bey den Apalachiten auf einerley Art begraben werden, sondern daß nach ihrer Würde und ihrem Stand, den sie in ihrem Leben begleidet haben, auch die Feier bey ihrem Tode verschieden gewesen. Wenn ein Paracusse stirbt, so balsamiren sie ihn ein, bedecken ihn mit Häuten, schmücken ihn mit Ketten und Halsbändern, und heben ihn drey ganze Jahre lang in Kisten von wohriechenden Holz in der Kammer, worinnen er gestorben ist, auf. Wenn diese Zeit vorbey ist, so tragen sie ihn in sein Erbbegräbnis, welches seine Verwandte an dem Fuß des Berges Olaimy machen lassen. Man läßt ihn da in eine Höle hinunter, und verschließt die Oefnung mit Steinen, die obenher mit Rasen bedeckt sind. An die Zweige der nächsten Bäume hängt man seine Waffen. Die nächsten Anverwandten pflanzen eine Ceder dabey, und unterhalten sie mit aller möglichen Sorgfalt, verdirbt sie, so wird so gleich eine andere an ihre Stelle gesetzt. Stirbt ein Beamter, oder Parausti, so begraben sie ihn ebenfalls mit grosser Pracht. Rund um sein Grab stecken sie Pfeile mit der Spitzen in die Erde, und setzen oben darauf die Schale, deren

sich der Verstorbene zum Trinken zu bedienen pflegte. Auf diesem Grabe bringen sie drey Tage mit Weinen und Fasten zu, und seine Verwandten und Freunde kommen von fernen Orten her, ihm diese letzte Ehre zu erweisen. Sie schneiden sich die Haare entweder ganz, oder zum Theil vom Kopf, nachdem die Trauer groß oder nicht ist, und lassen sie nicht eher wieder wachsen, als bis die Trauerzeit vorbey ist. Darauf gehen alle Tage ausdrücklich hiezu bestellte Klagweiber hinaus, und beweinen den Todten sechs Monathe lang, des Morgens, des Mittags und des Abends. Man verbrennt bey seinem Tode alle seine Geräthschaften, die er in seinem Leben besessen hat. Bey dem Tode ihrer Priester ist dieses insonderheit anzumerken, daß man sie in ihren Häussern mit allen ihren Geräthschaften verbrennt, die Knochen zu Pulver stößt, und davon ein ganzes Jahr lang, etwas unter das Getränk der Anverwandten mischt.

Bey einigen Floridanischen Völkern ist die Gewohnheit, ihre Todten in ihre Tempel zu begraben. So fanden die Spanier zu Cofaciqui einen Tempel voller grosser hölzerner Kasten, die rings um die Mauern herum auf Bänken stunden, die zwey Fuß über der Erde erhaben waren; die todten Leichname waren darinnen

so

so wohl gehalten, daß sie nicht den geringsten übeln Geruch von sich gaben. Auch fanden sie eine grosse Menge grosse und kleine Körbe von Rohr geflochten, worinnen Manns- und Weibskleider waren, einige waren auch mit Perlen angefüllt. Der vornehmste unter diesen Tempeln war derjenige zu Talameco, mit dessen Beschreibung wir jetzo den Schluß machen wollen.

Dieser Tempel ist über hundert Schritte lang, und vierzig breit. Die Mauern sind nach dem Verhältnis der Grösse des Tempels hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Ziegel zu ersetzen, damit das Regenwasser desto besser ablaufen kann. Er ist mit ganz zarten Schilf gedeckt, welches entzwey gespalten ist, und eine Art von Tapeten ausmacht. Fünf bis sechs von solchen über einander gelegten Matten, halten den Regen vollkommen ab, daß er nicht hindurch dringen kann; auch verhindern sie, daß die Sonne nicht in den Tempel scheinen kann. Auf dem Dache des Tempels findet man viele Muscheln von verschiedener Grösse, die in die schönste Ordnung neben einander gelegt sind. Man kann nicht begreifen, woher man sie genommen hat, da diese Völker, wo dieser Tempel steht, so weit von der Seeküste entfernt wohnen; es müste

denn seyn, daß man sie in den Flüssen des Landes gefunden hat. Diese Muscheln sind so gestellt, daß man das innerste von aussen zu sehen bekommt, damit sie einen desto grössern Glanz von sich geben. Es ist stets eine grosse Schale von einer Meerschnecke zwischen zwey kleine Muschelschalen gesetzt, und ein Raum dazwischen gelassen, welcher mit vielen Schnüren Perlen von verschiedener Grösse, die die Gestalt eines Blumenstraussés haben, angefüllt war. Diese Perlensträusse, die von der Spitze des Dachs an bis herunter hiengen, nebst dem Glanz der Perlemutter und anderer Muschelschaalen thaten eine vortreffliche Würkung, wenn die Sonne darauf schien. Der Tempel hatte zwey Thüren, die seiner Grösse gemäß waren. Bey dem Eingang stunden zwölf von Holz gemachte Riesenbilder. Sie waren mit einem so wilden und drohenden Gesicht vorgestellt, daß sie die Spanier, wie sie hinkamen, lange Zeit betrachteten. Man sollte fast sagen, daß diese colossalische Bilder dahin gestellt worden, um den Eingang des Tempels zu verwahren; denn sie stnnden in zwey Reihen auf beiden Seiten, und nahmen allmählig an Grösse ab. Die ersten waren acht Fuß hoch, und die andern immer etwas kleiner. Diese Riesenbilder hatten Waffen, die mit ihrer Grösse

über-

ein kamen. Die vördersten auf jeder Seite führten mit Kupfer beschlagene und in die Höhe gehobene Streitkolben, und schienen wüthend auf diejenigen zuschlagen zu wollen, die sich erkühnen würden, hinein zu gehen. Die folgenden hatten Streithämmer, die dritten eine Art von Ruder, die vierten Aexte von Kupfer, deren Schneide von Feuersteinen war; die fünften hielten einen gespannten Bogen, und den Pfeil zum Schuß bereit; die letzten führten lange mit Kupfer beschlagene Piken, mit einer eben so drohenden Stellung, als die übrigen; doch waren sie alle unterschieden und sehr natürlich. Die inwendigen Mauern des Tempels waren eben so ausgeziert, wie das Dach auswendig. Denn es fand sich eine Art von Kränzen daran, die von grossen Meerschnecken gemacht waren, und mit Perlensträussen untermischt waren. In den Zwischenräumen der Muscheln und Perlen erblickte man in dem an dem Dache befestigten Winkel eine Menge sehr wohlgesetzter bunter Federn. Ausser dieser Ordnung, die durchgängig über dem Kranz zu sehen war, hiengen von allen Orten des Dachs viele Federn und Perlenschnüre herab, welche von verborgenen Fäden gehalten wurden. Unter dieser Decke und diesem Kranze waren an den vier Seiten des Tempels rund herum zwey Reihen

Bildsäulen über einander, die eine von Manns- die andere von Weibspersonen, in der ordentlichen Grösse der Landeseinwohner. Eine jede hatte ihre Blende neben der andern, blos zur Zierde der Wände, die sonst zu kahl würden ausgesehen haben. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, woran Rollen von vier bis fünf Reihen Perlen mit Quasten an den Enden waren, die von sehr zarten Fäden von mancherley Farben gemacht waren. Unten an diesen Wänden waren sehr wohl gearbeitete hölzerne Bänke, auf welchen die Särge der Landesherrn und ihrer Familie stunden, über welchen die Bildnisse der daselbst begraben liegenden Personen angebracht waren. Sie waren nach dem Leben getroffen. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, die Weibspersonen aber nicht. Die leeren Zwischenräume waren mit Schildern besäet, die mit Bändern und bunten Quasten geziert waren. Mitten in dem Tempel stunden drey Reihen Kisten über einander, da immer eine der andern zum Fußgestell diente, so daß sie eine Art von Pyramiden formirten. Alle diese Kisten waren voller Perlen, so daß in den grösten Kisten auch die grösten Perlen waren, und so fort bis zu den kleinsten. Die Menge dieser Perlen war so groß, daß die Spanier gestunden, ob ihrer

gleich

gleich bey der Einnahme über neun hundert Mann waren, und sie dreyhundert Pferde bey sich hatten, sie doch diese Perlen nicht auf einmal hätten wegbringen können. Obgleich diese Erzählung etwas auffallend ist, so darf man sich doch eben so gar nicht darüber verwundern, wenn man bedenkt, daß die Indianer seit vielen Jahrhunderten alle Perlen, die sie gefunden haben, in diese Kisten gebracht haben, ohne eine einzige zu behalten. Ausser dieser unzähligen Menge Perlen fanden sich auch grosse Päckt von Gemsenfellen von verschiedener Farbe daselbst, nebst allerhand Pelzwerk. Rund um diesen Tempel herum gieng ein grosses Vorrathshauß, welches in acht Säle von gleicher Grösse getheilt war. Diese waren mit Waffen von allerhand Art angefüllt. In dem ersten waren lange mit sehr schönen Kupfer beschlagene Piken, um welche drey bis viermal umschlungene Schnüre von Perlen giengen; in der zweyten, Keulen von ungeheurer Grösse, gleichfalls mit Ringen von Perlen und bunten Quasten umwunden; in einem andern Spiese, auf gleiche Art geziert; in den andern Ruder, Schilder, Bogen und Pfeile, auf gleiche Art. Von den Pfeilen waren einige mit Feuersteinen bewaffnet, die bald wie eine Pfrieme, bald wie ein Degen, bald wie das Eisen von einer Pike,

oder die Spitze von einem Dolch zugespitzt und zweyschneidig waren. Dieses ist also die Beschreibung dieses Gebäudes, welches zu einem Tempel, zu einem Erbbegräbnisse der Fürsten des Landes, und zugleich zu einem Zeughausse diente, und welches von den Spaniern als ein Wunderwerk der neuen Welt angesehen wurde. Hierinnen suchten die Floridanische Fürsten ihre ganze Pracht und Hoheit vereint zu zeigen.

E N D E.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

- 8 - 9 -

Lippmann

1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Purmann, Johann Georg, 1733-1813

Sitten und Meinungen der Wilden in America

Bd.: [1]

Frankfurth am Mayn (1777)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7569 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249509-4
VD18 8009564X-001